

Joachim Granzow

DIE LÖWENGRUBE

**Als Arzt in DDR-Haftanstalten Mitte der fünfziger Jahre
Ein Erlebnisbericht**

Herausgegeben von
Siegfried Suckut

Bitte zitieren Sie diese Online-Publikation wie folgt:

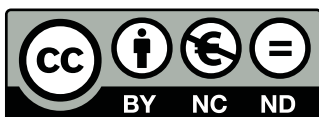
Joachim Granzow, Siegfried Suckut (Hg.): Die Löwengrube. Als Arzt in DDR-Haftanstalten Mitte der fünfziger Jahre. Ein Erlebnisbericht. Berlin 2006.

<http://www.nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0292-97839421307071>

Mehr Informationen zur Nutzung von URNs erhalten Sie unter

<http://www.persistent-identifier.de/>

einem Portal der Deutschen Nationalbibliothek.



Die Bundesbeauftragte
für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen
Deutschen Demokratischen Republik
Abteilung Bildung und Forschung
Postfach 218
10106 Berlin
publikation@bstu.bund.de

Die Meinungen, die in dieser Schriftenreihe geäußert werden, geben ausschließlich die
Auffassungen der Autoren wieder. Abdruck und publizistische Nutzung sind nur mit
Angabe des Verfassers und der Quelle sowie unter Beachtung des Urheberrechtsge-
setzes gestattet.

Schutzgebühr: 5,00 €

2. Auflage
Berlin 2006

ISBN 978-3-942130-70-7

urn:nbn:de:0292-97839421307071

INHALT

Einleitung	3
1. Kapitel	19
2. Kapitel	29
3. Kapitel	38
4. Kapitel	48
5. Kapitel	57
6. Kapitel	66
7. Kapitel	84
8. Kapitel	101
9. Kapitel	119
10. Kapitel	135
11. Kapitel	146
12. Kapitel	158
Dokumente	175
Chronologische Daten	212
Abkürzungen	214

»Alsdann will ich sein Joch, das du trägst,
zerbrechen, und deine Bande zerreißen.«

Nahum, Kap I. Vers 13

Einleitung

Die hier veröffentlichten »Gefängnismemoiren« von Joachim Granzow sind ein packender Zeitzeugenbericht von historischem Wert. Sie vermitteln einen plastischen Eindruck von einer Zeit, die heute schon fast in Vergessenheit geraten ist: die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in denen Deutschland noch auf unabsehbare Zeit geteilt und das Leben in beiden Staaten in hohem Maße von der Konfrontation zwischen den beiden unterschiedlichen politischen Systemen geprägt war. Geschildert wird die Situation in Haftanstalten der DDR, des sozialistischen Teilstaates sowjetischen Typs, der von der allein herrschenden kommunistischen Partei, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), kontrolliert wurde. Nach dem Vorbild der KPdSU, der sowjetischen Führungspartei, versuchte sie, ihre Macht nicht durch demokratische Legitimation, sondern nicht zuletzt auch mit Mitteln der geheimen Kontrolle, Einschüchterung und Repression zu erhalten.

Welche Konsequenzen das für die Menschen haben konnte, dokumentiert besonders anschaulich die Situation in den zumeist völlig überfüllten Haftanstalten, in denen neben den gewöhnlichen Kriminellen, wie es sie in allen Gesellschaften gibt, Tausende gefangen gehalten wurden, denen eigentlich nichts strafrechtlich Relevantes vorzuwerfen war, die lediglich in die Mühlen der gegenüber den Bürgern stets misstrauischen, oft willkürlich agierenden politischen Justiz geraten waren.¹

Berichtet wird über die plötzliche Verhaftung im Juni 1955, das folgende deprimierende Dasein als Untersuchungsgefangener der Polizei und später des Staatssicherheitsdienstes. Sehr anschaulich schildert Joachim Granzow die penetranten Verhöre durch die Stasi-Offiziere und seinen Alltag als Strafgefangener nach der Verurteilung, insbesondere seine Erfahrungen und Erlebnisse mit anderen Häftlingen und dem Aufsichtspersonal als vielfältig eingesetzter Arzt in dem großen Zuchthaus in Zwickau und dann im DDR-Haftkrankenhaus in Meusdorf bei Leipzig.

Aufgrund seines zeitgeschichtlichen Informationswertes und der Anlage als komprimierter Erlebnisbericht für eine breite Öffentlichkeit ist der vorliegende Band auch gut zur Verwendung in der politischen Bildung geeignet. Der vom Autor durchgehaltene leicht ironisch-distanzierte Erzählton dürfte gerade jüngeren Lesern die Lektüre erleichtern und ihnen auf sehr anschauliche Art eine kurzweilige Lektion in jüngerer deutscher Geschichte bieten.

Joachim Granzow, 1898 als Sohn eines Dorfpastors geboren, Kriegsteilnehmer von 1916 bis 1918, war nach Studium und Habilitation in Breslau zunächst als Oberarzt und Privatdozent nach Danzig gegangen und dort bis zum Juli 1944 Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Medizinischen Akademie und Direktor der Staatli-

¹ Vgl. zur Situation im Strafvollzug in diesen Jahren Wunschik, Tobias: Der Strafvollzug als Aufgabe der Deutschen Volkspolizei in den fünfziger Jahren. In: Archiv für Polizeigeschichte 8(1997), S. 74–91.

chen Frauenklinik im von Günter Grass so anschaulich beschriebenen Stadtteil Langfuhr. Er war ein von den Studenten sehr geachteter und beliebter Hochschullehrer, der ganz in seinem Beruf aufging. Im Juli 1944 wurde er unter Protest seiner Schüler von den NS-Behörden abrupt seines Amtes enthoben und als Leiter eines Ausweich- und Notkrankenhauses am östlichen Ufer der Oder dienstverpflichtet, weil er sich geweigert hatte, als Arzt an der rassenideologisch begründeten Zwangssterilisation mitzuwirken.

Nach Flucht und Vertreibung war er in der Sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR vielfältig, zunächst bei der Seuchenbekämpfung, eingesetzt. Seit Anfang 1952 leitete er die Abteilung für Geburtshilfe und Frauenheilkunde in dem gerade eingerichteten »Bergbaukrankenhaus« der von der Besatzungsmacht gegründeten »Wismut AG« in Erlabrunn bei Johanngeorgenstadt, in einer sowjetisch verwalteten Sonderzone zur Uranproduktion im Erzgebirge.² Seine Frau, ebenfalls Ärztin, leitete in derselben Klinik die in jenen Jahren stark frequentierte Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Zusätzlich entwickelte er aus einem von den Sowjets aufgegebenen ehemaligen Militärclub in dem einst berühmten Radiumbad Oberschlema, mittlerweile ein Zentrum der Urangewinnung, eine Frauenklinik, deren Leitung er im März 1954 zusätzlich übernahm.

Beide Kliniken, davon Erlabrunn in modernisierter und offenbar erfolgreicher Form, Oberschlema in abzuwickelndem Status, existieren noch heute. Damals wurden sie vor allem zur dringend erforderlichen ärztlichen Versorgung der Kumpel und ihrer Angehörigen benötigt, die meist unter unbeschreiblich primitiven Verhältnissen arbeiten und leben mussten.

Joachim Granzow, erfahrener Geburtshelfer und passionierter Operateur, schätzte auch das Management und beherrschte, anders als viele andere Akademiker, als erfahrener Klinikchef, vielleicht auch als ehemaliger Kompanieführer im Ersten Weltkrieg, die Kunst des adäquaten Umgangs mit Menschen jederlei Herkunft, was ihm bei der sehr »gemischten« Belegschaft der Haftanstalten später sehr zugute kam. Er fand in den Jahren ab 1952 unter schwierigen Arbeitsbedingungen durch unermüdlichen Einsatz mannigfache Anerkennung und wurde Ende 1953, obwohl parteilos, von der Regierung der DDR als »Verdienter Arzt des Volkes« ausgezeichnet.³

Vor diesem Hintergrund einer innigen Verbindung mit dem Beruf und gefestigter vertraglicher Rahmenbedingungen war es für seine Familie schockierend und geradezu grotesk, dass seine Ehefrau am 17. Juni 1955 um 17.15 Uhr von ihm einen Zettel aus seiner Klinik in Oberschlema erhielt, auf dem in knappen Worten stand:

² Zur Geschichte der Urangewinnung in Sachsen vgl. ausführlich Karlsch, Rainer; Zeman, Zbynek: Urangeheimnisse. Das Erzgebirge im Brennpunkt der Weltpolitik 1933–1960. Berlin 2002, S. 141–255.

³ Vgl. Neues Deutschland v. 12.12.1953.

»Eben kommen zwei Herren von der Kriminalpolizei, um mich wegen Fluchtverdachts in der schwebenden Sache K. in Untersuchungshaft zu nehmen.
Bitte Sorge Dich nicht, mir ist zur Zeit völlig unklar, was der eigentliche Grund dazu ist.
Denke gut an mich so wie ich an Dich. Immer Dein ...«

Bei dieser »schwebenden Sache« handelte es sich um einen sehr tragischen und seit langem auf Veranlassung von Professor Granzow eingehend untersuchten Todesfall in der Klinik Erlabrunn am 7. November 1954, bei dem ein wohl überforderter Assistent einer Frau das falsche Medikament für die Anästhesie gespritzt hatte. Joachim Granzow hatte als Operateur und Leitender Arzt sogleich den Vorgang gemeldet und selbst um gerichtliche Prüfung gebeten.

Der Fluchtverdacht war angesichts der von ihm selbst beantragten und schon über ein halbes Jahr laufenden Untersuchung absurd. Erst die jetzt mögliche Einsicht in die Stasi-Unterlagen erhellt die tatsächlichen Gründe seiner Verhaftung und gibt eine Erklärung, wenn auch eine menschlich erschreckende, ja abstoßende. Erkennbar wird, dass es eine geheime zweite Geschichte hinter der Geschichte seiner Inhaftierung gibt, die für sein Schicksal letztlich entscheidend, deren Gang und Bedeutung aber für ihn nur zu erahnen war: Seine Gefangenschaft sollte nach dem Willen der politischen Geheimpolizei, des Staatssekretariats für Staatssicherheit, dazu genutzt werden, der Spionage in der Bundesrepublik durch Erpressung zu einem großen Erfolg zu verhelfen und eine wichtige Informantin bei hohen US-Dienststellen zu gewinnen. Dokumentiert ist eine Episode aus der Praxis der »Westarbeit« des Staatssicherheitsdienstes und seines sowjetischen Pendantes und Lehrmeisters, des KGB, wie man sie in den Stasi-Akten, so gut belegt, nur selten findet.

Beides, der eindrucksvolle Bericht über die Zustände in den Haftanstalten und der Einblick in die Methoden der Westspionage in jenen Jahren, sprach dafür, den Text in eine der Schriftenreihen der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes aufzunehmen. Als Vertreter der Familie stimmte Dr. Hermann Granzow, einer der Söhne des Autors, diesem Vorschlag zu und unterstützte den Herausgeber mit biographischen Informationen zu seinem 1979 verstorbenen Vater. Zudem stellte er Unterlagen aus Familienbesitz und Kopien der Stasi-Dokumente zur Veröffentlichung im Anhang zur Verfügung, die er bei der Akteneinsicht zu seinem Vater gemäß Stasi-Unterlagen-Gesetz von der Behörde erhalten hatte. Der Herausgeber dankt ihm auch an dieser Stelle herzlich für die gute, vertrauensvolle Kooperation, ohne die das Vorhaben nicht zu verwirklichen gewesen wäre. Mein Dank gilt zudem Dr. Tobias Wunschik, meinem Kollegen in der Abteilung Bildung und Forschung in der Behörde der Bundesbeauftragten, der den größten Teil der Recherchearbeiten geleistet und als Experte für die Geschichte des Strafvollzuges in der DDR manch nützlichen fachlichen Rat gegeben hat.

Joachim Granzows Bericht vermittelt einen plastischen Eindruck des Staates, der sich selbstbewusst Deutsche Demokratische Republik nannte. Das in den Gefängnissen Erlebte gibt einen Bildausschnitt vom Alltag in der DDR wieder, wie er sich im

eigenen und den Schicksalen der Mitgefangenen spiegelte und liefert gleichsam einen Beitrag zur Rechtspraxis wie zur politischen und sozialen Geschichte der DDR. Deutlich wird unter anderem, wie hoch der Anteil der aus politischen Gründen Inhaftierten in den Haftanstalten war.⁴ Sie alle waren auf Initiative, zumindest unter Mitwirkung der politischen Geheimpolizeien der SED, des Staatssekretariats für Staatssicherheit (SfS), später: Ministerium für Staatssicherheit (MfS) und des für politische Delikte zuständigen Kommissariats der Kriminalpolizei, später: Kommissariat 1 (K 1), inhaftiert worden. Besonders drastisch sind die Hintergründe von Joachim Granzows eigenem Schicksal, über das nur vordergründig ein Gericht, in Wirklichkeit aber der Staatssicherheitsdienst entschied.

Es zeigt, wie leicht im DDR-Alltag auch ein eher unpolitischer Staatsbürger in die Mühlen des Repressionsapparates geraten und wie rasch er sich als zu Unrecht Beschuldigter in den Vernehmerzimmern der Staatssicherheit wiederfinden konnte und völlig auf sich allein gestellt versuchen musste, langjährigen Haftstrafen, etwa wegen angeblicher »Spionagetätigkeit«, zu entgehen.

Joachim Granzow ist nicht der politischen Opposition, gar dem Widerstand zuzurechnen. Er identifizierte sich zwar nicht mit dem Regime und war nicht der SED oder einer ihrer Bündnisparteien beigetreten, hatte sich aber als loyaler Staatsbürger erwiesen, der auch nach der Haft die DDR nicht verlassen wollte. Erst durch ein unausgesprochenes, wahrscheinlich von der Staatssicherheit verfügtes und exekutiertes Berufsverbot wurden er und seine Frau förmlich aus dem Lande gedrängt. Dabei gehörten sie als Mediziner einer Berufsgruppe an, die von der Partei umworben und materiell privilegiert worden war. Als besonders qualifizierter Arzt hatte er einen der gut dotierten Einzelverträge angeboten bekommen. Gedacht war solche materielle Vorzugsbehandlung als Mittel, die Ärzteschaft von einem Wechsel in die Bundesrepublik abzuhalten, wo gerade diese Berufsgruppe mit einem Einkommen rechnen durfte, das in der DDR trotz aller finanzieller Förderung kaum erreichbar war.

Mit dieser Politik wollte die SED dem eklatanten Ärztemangel in der DDR entgegenwirken, der erst ab 1961, nach dem Bau der Mauer, nach und nach behoben werden konnte. Am Beispiel Joachim Granzows wird deutlich, dass es nicht nur materielle Gründe gab, die DDR zu verlassen. Doch ideologisch verblendet weigerten sich die Herrschenden, das zur Kenntnis zu nehmen und ihre Politik zu ändern.

⁴ In den Jahren 1954/55 war in der DDR im Durchschnitt ein Drittel der Gefangenen aus politischen Gründen inhaftiert. Vgl. Müller, Klaus-Dieter: »Jeder kriminelle Mörder ist mir lieber...«. Haftbedingungen für politische Häftlinge in der Sowjetischen Besatzungszone und der Deutschen Demokratischen Republik und ihre Veränderungen von 1945–1989. In: Müller, Klaus-Dieter; Stephan, Annegret (Hg.): Die Vergangenheit lässt uns nicht los. Haftbedingungen politischer Gefangener in der SBZ/DDR und deren gesundheitliche Folgen. Berlin 1998, S. 15–137, hier 25. Zur politischen Justiz in den Anfangsjahren der DDR vgl. grundlegend Werkentin, Falco: Politische Strafjustiz in der Ära Ulbricht: vom bekennenden Terror zur verdeckten Repression. 2., überarb. Aufl., Berlin 1997.

Zur Widersprüchlichkeit dieser Gesellschaftspolitik gehörte, dass die überkommene medizinische Intelligenz aus der doktrinären Sicht der Partei den »Bürgerlichen« zuzuordnen war, auf deren Mitarbeit beim Aufbau des Sozialismus zwar (noch) nicht verzichtet werden konnte, die aber zu sehr im Alten verwurzelt seien, um verlässliche Stützen der neuen Gesellschaftsordnung zu werden, einer Ordnung, die als eher kurze⁵ Übergangsetappe zum Kommunismus gesehen wurde. Schon mittelfristig würden sie keinen Platz mehr im »neuen Deutschland« haben, das in der DDR entstehe. Die Zukunft, so die Erwartung, würde einer bereits im Sozialismus aufgewachsenen Generation von Medizinern gehören. Diese beruhigende ideologische Gewissheit blieb den Dogmatikern, wenn immer mehr Ärzte sich in des Wortes doppelter Bedeutung zur (noch) einfachen Fahrt in die Bundesrepublik entschlossen.

So dachten offenbar auch die Offiziere der Staatssicherheit, als Joachim Granzow nach der Haftentlassung ankündigte, das Land zu verlassen, wenn man ihm jede Arbeitsmöglichkeit in seinem Beruf verbaue.⁶ Ein gutes Jahr später aber hatten sie es sich anders überlegt und schickten einen ihrer heimlichen Zuträger zu ihm nach Bonn, um die Möglichkeit einer »Rückführung« Professor Granzows und anderer geflohener Ärzte seiner früheren Klinik zu klären.⁷ Darunter war zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich nicht mehr eine gewaltsame Entführung zu verstehen, wie sie Mitte der fünfziger Jahre noch des Öfteren praktiziert wurde. Doch hatten die Staatssicherheitsoffiziere damit keinen Erfolg. Professor Granzow blieb in der Bundesrepublik.⁸

Joachim Granzow hat die 13 Monate seiner Inhaftierung, vom 17. Juni 1955 bis 19. Juli 1956, verständlicherweise als existenzielle Bedrohung empfunden, und das umso mehr, als sich seine ohnehin stark beeinträchtigte Gesundheit unter den Bedingungen der Haft deutlich verschlechtert hatte. Die unter dem Vorwurf der fahrlässigen Tötung einer Patientin erfolgte gerichtliche Verurteilung drohte seine berufliche Reputation zu beschädigen und seine Kompetenz infrage zu stellen, die er sich als früherer Lehrstuhlinhaber in Danzig und leitender Arzt in Erlabrunn und Oberschlema erworben hatte.

Stark verunsichert hatte den Gefangenen, dass er zunächst allein vom Staatssicherheitsdienst vernommen und mit der völlig abwegigen Behauptung konfrontiert wurde, er habe Spionage für den amerikanischen Geheimdienst betrieben und eine 15-jährige Zuchthausstrafe zu erwarten. Er war, für ihn völlig überraschend, zum Ange-

⁵ In der Sowjetunion kündigte KPdSU-Chef Chruschtschow 1958 an, dort werde die gegenwärtige Generation noch im Kommunismus leben.

⁶ Vgl. Dokument 22, S. 209.

⁷ Vgl. Dokument 23, S. 210.

⁸ Soweit den Familienmitgliedern erinnerlich, war Joachim Granzow kein Interesse des Staates an seiner Rückkehr in die DDR bekundet worden. Aus den Stasi-Unterlagen ist auch nicht klar zu entnehmen, ob sich die Absicht einer »Rückführung« nur auf die anderen geflohenen Ärzte oder auch auf den mittlerweile 61-jährigen Professor Granzow bezog.

klagten in einem Verfahren geworden, in dem es nicht um die Klärung des Verdachts auf fahrlässige Tötung, sondern um politisch motivierte Unterstellungen ging. Unter dem Eindruck dieser bedrohlichen Wendung und der schockierenden Zustände in den Gefängnissen zwang er sich zu höchster Konzentration, um sich verteidigen und physisch wie psychisch behaupten zu können.

Schon früh beschloss er, seine Wahrnehmung zu schulen und die Erinnerung wach zu halten, um später möglichst detailgenau über das zu berichten, was er erlebt hatte. Nur so war er in der Lage, Jahre später, nach der Flucht in die Bundesrepublik, diesen umfassenden Bericht zu Papier zu bringen.

Er hat diese »Knastmemoiren«, wie er sie spöttisch nannte, in den sechziger Jahren geschrieben, wobei er den Stoff in mehreren Durchgängen immer stärker auf das ihm Wesentliche, Systemtypische konzentrierte. Im Januar 1973 setzte er den letzten Punkt nach nochmaliger Kürzung. Einzelne Passagen hatte er für etwaige weitere Streichungen vorgesehen und entsprechend gekennzeichnet. Der Herausgeber hat davon nur vorsichtig Gebrauch gemacht und den Text nur leicht formal überarbeitet. Erhalten bleiben sollte der persönliche Stil eines zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sozialisierten Wissenschaftlers, der neben seiner medizinischen Fachkenntnis über eine breite Allgemeinbildung verfügte und sich in seinem Bericht gern der lateinischen Sprache bediente.

Die lange Zeit, die Joachim Granzow auf die Formulierung des Textes verwandt hat, lässt erkennen, dass ihm diese Arbeit sehr wichtig war, dass er sich aber auch schwer tat, das Durchlittene bei der Schilderung gleichsam noch einmal zu erleben, was naturgemäß auch belastend wirkt. Nicht selten haben früher in der DDR Inhaftierte aus diesem Grund selbst gegenüber ihren nahen Verwandten über diese Zeit bis an ihr Lebensende geschwiegen.

Andreas Eberhardt hat in einem Forschungsprojekt die Literatur früher in der DDR Inhaftierter untersucht und dabei auch deren Motive herauszuarbeiten versucht, das Erlebte schriftlich zu dokumentieren. Seine Ergebnisse dürften in erheblichem Maße verallgemeinerungsfähig und wahrscheinlich auch für Joachim Granzow weithin zutreffend gewesen sein.⁹ Danach ging es darum, die frühere Isolation als Gefangener, die erlebte Ohnmacht durch Kommunikation zu überwinden; es gehe den Autoren, wie der Göttinger Soziologe Hans-Paul Bahrtd es in anderem Zusammenhang zusammenfasste, um die »Gewinnung und Reproduktion von Ich-Identität«¹⁰ durch die Re-

⁹ Sie sind zusammenfassend veröffentlicht in: Eberhardt, Andreas: Verschwiegene Jahre. Biographische Erzählungen von Gefangenschaft und dem Leben danach. Berlin 1998, S. 313–332.

¹⁰ Bahrtd, Hans-Paul: Identität und biographisches Bewusstsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Brednich, Rolf Wilhelm u. a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Ar-

kapitulation der eigenen Lebensgeschichte, um Strategien der Selbstbehauptung und Selbstversicherung. Wichtig sei es den Berichtenden ferner gewesen, der Erwartung von Mitgefangenen zu entsprechen, das gemeinsam Erlebte müsse überliefert werden. Zudem sei es ihnen ein Bedürfnis gewesen, eine Erinnerung zu bewahren, deren Weitergabe von den Herrschenden verboten war.¹¹

Zu vermuten wäre auch, dass die schriftliche Wiedergabe des zumeist als traumatisch Erlebten für die Autorinnen und Autoren einen therapeutischen Effekt hatte, weil Leidenserfahrungen eher zu ertragen sind, wenn sie anderen vermittelt und dargestellt werden. Schreiben hilft, Erfahrungen zu verarbeiten, darüber zu reden, damit zu leben. Aktuelle Forschungsergebnisse stellen die therapeutische Wirkung allerdings deutlich infrage. Andreas Eberhardt kommt in seiner breit angelegten Studie zu dem Ergebnis:

»Ein wie auch immer gearteter therapeutischer Prozess im Schreiben hat – wenn er denn stattgefunden hat – jedenfalls keine kathartische Wirkung im Sinne einer ›reinigenden‹ und auflösenden Funktion: Die Erfahrungen von Verfolgung, Gefangenschaft und Isolation bilden weiterhin dunkle Flecken auf dem biographischen Lebensverlauf aller befragten Projektteilnehmer und -teilnehmerinnen.«¹²

Haftberichte wie dieser stellen den Versuch dar, Jahre nach dem Erleben einer traumatischen Situation aus der Sicht zum Zeitpunkt der Niederschrift über das zu schreiben, was noch im Gedächtnis haften geblieben, was nicht verdrängt worden ist und für so wichtig und typisch gehalten wird, dass es immer noch oder gerade jetzt der Überlieferung wert zu sein scheint. Es sind versuchte Rekonstruktionen einer früheren Wirklichkeit, die vom Bemühen bestimmt sind, der Nachwelt möglichst viel und authentisch vom früher Erlittenen zu berichten, die aber zugleich eine – zum Teil unbewusste – Auswahl darstellen. Die wiedergegebenen Dialoge werden dem Sinne nach so stattgefunden haben, man wird aber nicht unterstellen dürfen, dass exakt jedes Wort so gefallen ist, wie es der Verfasser zitiert. Insofern charakterisieren Schilderungen wie diese auch ein erzählerisches, fiktives Moment, das den literarischen Reiz der Darstellung wesentlich mitbestimmt, ihr »Farbe« verleiht und mitentscheidet, ob und wie ein autobiographischer Bericht vom Leser rezipiert wird. Joachim Granzow verfügte unübersehbar auch über ein ausgeprägtes erzählerisches Talent, das Außenstehenden den Zugang zur Darstellung erleichtern wird.

An eine Veröffentlichung war für Joachim Granzow erst zu denken, nachdem auch das letzte seiner fünf Kinder, nach dem 1972 geschlossenen Grundlagenvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR, in den Westen übersiedelt war. Damals aber war das Interesse der Verlage an der Veröffentlichung solcher Texte gering, weil nach Auffassung vieler Gutmeinender die Publikation von DDR-Kritischem im Ver-

beitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. Br. v. 16.–18.3.1981. Freiburg 1982, S. 18–45, hier 18.

¹¹ Vgl. Eberhardt: Verschwiegene Jahre (Anm. 9), S 313–332.

¹² Ebenda, S. 313.

hältnis zwischen beiden deutschen Staaten störend oder gar belastend wirken konnte. Der Text blieb also liegen und kommt nun erst 50 Jahre nach dem Geschehen und mehr als 30 Jahre nach Abschluss des Manuskripts an die Öffentlichkeit. Fast wäre es dem Verfasser so ergangen wie einer großen Zahl seiner Schicksalsgenossen, deren Aufzeichnungen für immer in Schubladen oder Privatarchiven verschwanden.

Joachim Granzow ging es um eine möglichst sachliche Darstellung. Er wollte einen »Tatsachenbericht« schreiben, wie er ausdrücklich vermerkte. Dazu gehörte auch, dass er sich um ein differenziertes Urteil über die Wachmannschaften bemühte und nicht unterschlug, wo sie sich verantwortungsbewusst gegenüber den Gefangenen verhielten und sie menschenwürdig behandelten. Eine Frage, die er immer wieder aufgreift, ist die nach dem tatsächlichen Charakter des Strafvollzuges in der DDR, den die Parteipropaganda seinerzeit nicht müde wurde als human zu bezeichnen.

Gedacht war der Bericht in erster Linie zur Information seiner Familie, und er wird dabei besonders seine Enkelkinder im Blick gehabt haben. Wichtig war ihm wohl auch, speziell den Fachkollegen zu zeigen, dass an seinen beruflichen Fähigkeiten nach wie vor nicht zu zweifeln war und zu schildern, wie er selbst unter den entwürdigenden Bedingungen der Haft seinem beruflichen Ethos entsprechend zu handeln versucht hatte. Es ging ihm darum, der durch die Prozessführung versuchten Ehrabschneidung und öffentlichen moralischen und fachlichen Hinrichtung entgegenzutreten. Adressat sollte, wie er im Text betont, darüber hinaus eine breite, medizinisch nicht vorgebildete Öffentlichkeit sein.

Das Bedürfnis, »Rechenschaft abzulegen bis zum Letzten« (Victor Klemperer) teilte er mit zahlreichen anderen, die so ihre Jahre in DDR-Haft zu verarbeiten versuchten.¹³ Entstanden sind auf diese Weise auch zeitgeschichtlich aufschlussreiche Berichte wie dieser. Zumeist waren es Schilderungen politischer Gefangener, die zum Teil große Verbreitung gefunden haben, wie jüngst die von Erika Riemann¹⁴, die den Schwerpunkt auf die Erlebnisse in den sowjetisch geführten Internierungslagern der ersten Nachkriegsjahre legt, oder die zugleich literarisch bedeutsamen Berichte von Walter Kempowski¹⁵ und Erich Loest¹⁶.

Joachim Granzow war in einer Zeit inhaftiert, die sich politisch schon wesentlich von den ersten Nachkriegsjahren unterschied, als in den Lagern und Haftanstalten Terror und Misshandlungen in noch viel stärkerem Maße an der Tagesordnung waren. Geprägt war sie vom »Neuen Kurs« nach Stalins Tod und von der Erfahrung des 17. Juni 1953, die bei den Herrschenden eine Milderung der stalinistischen Methoden bewirkt und selbst für die im Zusammenhang mit dem Volksaufstand Inhaftierten zu

¹³ Eberhardt zählte über 200 Veröffentlichungen ehemaliger Gefangener zur Haft in der DDR. Vgl. ebenda, S. 41.

¹⁴ Riemann, Erika: Die Schleife an Stalins Bart. Ein Mädchenstreich, acht Jahre Haft und die Zeit danach. München 2004.

¹⁵ Kempowski, Walter: Im Block: ein Haftbericht. Reinbek 1969.

¹⁶ Loest, Erich: Durch die Erde ein Riß: ein Lebenslauf. München 1996.

vergleichsweise moderaten Strafen¹⁷ geführt hatte. Nach dem sowjetischen Eingreifen am 17. Juni und der Aufnahme der DDR in den neu gegründeten Warschauer Pakt 1955 konnte sich die SED-Führung in der Gewissheit wiegen, dass die Existenz »ihres« Staates langfristig gesichert sei – bevor im Februar 1956 mit dem XX. Parteitag der KPdSU und der beginnenden Entstalinisierung neue Irritationen über sie hereinbrachen. Wohl nicht zufällig wurde Joachim Granzow in den Monaten vorfristig entlassen, die nach dem Parteitag, aber vor dem Volksaufstand in Ungarn im Herbst lagen, der zu einer erneuten Verhärtung der Herrschaftspraxis führen sollte.¹⁸

Der vorliegende Bericht ist aus der besonderen Perspektive eines Gefängnisarztes geschrieben, der selbst Gefangener war. Aufgrund des landesweiten Ärztemangels war das in diesen Jahren ein in den DDR-Haftanstalten häufiger Fall. In der Hierarchie der Gefängnisse nahmen diese Ärzte eine besondere Position ein. Sie waren nach ihrem formalen Status den anderen Gefangenen gleichgestellt und voll auf der Befehlsgewalt, in der Praxis oft der Willkür des Gefängnispersonals unterworfen. Da es in vielen Haftanstalten aber außer diesen Ärzten kaum oder gar kein medizinisches Personal gab, hatten sie als »Funktionshäftlinge« zugleich einen amtlichen Auftrag, wenn sie sich um die Gesundheit mitunter Hunderter Mitgefangener kümmerten, eine ärztliche Versorgung wenigstens auf niedrigstem Niveau zu sichern versuchten und die Krankenreviere leiteten.

Ihr fachliches Wort hatte für die Gefängnisleitungen wie die Gefangenen Gewicht. Sie sorgten dafür, dass die Anstalt bei amtlichen Kontrollen möglichst ohne Beanstandungen blieb und waren aus der Sicht der Gefangenen die einzigen, die medizinisch begründete Hafterleichterungen, mitunter auch eine vorzeitige Entlassung, bewirken konnten. Eine Untersuchung aus den neunziger Jahren kam zu dem Ergebnis:

»Ohne diese Häftlingsärzte wäre es zu sehr viel mehr Todesfällen gekommen als sowieso schon. Ihren Bemühungen ist es zu verdanken, wenn z. B. Anfang der 50er Jahre die sanitären Verhältnisse etwas verbessert wurden, wenn sich Verbesserungen in der Ernährung einstellten, wenn Diät- und Schonkost zumindest zeitweise gereicht wurden, wenn in Bautzen z. B. Röntgen-Reihenuntersuchungen mit z. T. selbstgebauten primitiven Röntgengeräten durchgeführt wurden und die exorbitant hohen Sterblichkeitsraten zurückgedrängt werden konnten.«¹⁹

Häftlingsärzte gewannen aufgrund ihrer vielfältigen Kontakte zu den Inhaftierten wie zum Aufsichtspersonal einen guten Überblick über alles, was in der Haftanstalt vor sich ging. Davon profitiert auch der hier veröffentlichte Bericht. Es ist das erste Mal,

¹⁷ Vgl. Kowalczyk, Ilko-Sascha: 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR. Ursachen – Abläufe – Folgen. Berlin 2003, S. 256.

¹⁸ Vgl. dazu Werkentin: Politische Strafjustiz in der Ära Ulbricht (Anm. 4), S. 314.

¹⁹ Müller, Klaus-Dieter: Die medizinische Versorgung in den Haftanstalten der DDR. In: Zur medizinischen, psychologischen und politischen Beurteilung von Haftfolgeschäden nach 1945 in Deutschland. Fortbildungsveranstaltung am 26.10.1994 in Magdeburg. Magdeburg 1995, S. 13–44, hier 16.

dass ein früherer Häftlingsarzt so ausführlich über seine Arbeit in einem DDR-Gefängnis schreibt. Wenige Jahre nach der Vereinigung publizierte Wilhelm Koch Gedichte, in denen er die Zeit seiner Gefangenschaft und generell das Leben in der DDR verarbeitete. Er war zwar Mediziner, aber nicht als Gefängnisarzt tätig und wählte die Gedichtform, nicht die eines Berichts, um anderen mitzuteilen, was er erlebt hatte.²⁰ Roland Garve schilderte Ende der neunziger Jahre seine Anfang der achtziger gemachten Erfahrungen in DDR-Haft und ging dabei auch auf eine kurze Zeitspanne ein, in der er als inhaftierter ausreisewilliger Zahnarzt im Zuchthaus Brandenburg tätig war.²¹

Wie auch im vorliegenden Bericht nachzulesen, maßte sich medizinisch nicht ausgebildetes Wachpersonal oft an, die Behandlung der Gefangenen zum Teil selbst zu übernehmen. Als Vorgesetzte der Häftlingsärzte konnten die Volkspolizisten verfügen, welche ärztlichen Aufgaben sie sich vorbehalten wollten – mit zum Teil schlimmen Folgen für die Betroffenen, wie auch Joachim Granzows Bericht zu entnehmen ist.²²

Relativ wenig teilt der Verfasser über seinen eigenen Lebensweg mit. Im Hinblick auf seinen Hauptadressaten, die eigene Familie, war das auch nicht erforderlich. Hermann Granzow war freundlicherweise bereit, dem Herausgeber ergänzende Angaben zur Biographie seines Vaters zu machen, die für das Verständnis des Berichts nützlich sind.

Nach der Flucht in die Bundesrepublik wurden Joachim Granzows umfangreiche medizinische Fachbibliothek und die sorgsam gepflegte kulturgeschichtliche Literatur, zusammen über 2 000 Bände, infamerweise im Heizwerk der Klinik Erlabrunn verbrannt: stalinistische Herrschaftspraxis, die manchmal fatal an die nationalsozialistische erinnert.

Wie sich später herausstellen sollte, waren diese Monate als Gefängnisarzt zugleich die letzten seiner Berufstätigkeit. Primär aus Alters- und Gesundheitsgründen arbeitete er später in der Bundesrepublik nicht mehr als Arzt. Nach einer längeren und schwierigen Anfangszeit dort wurde er von den westdeutschen Behörden der Universität Bonn als Emeritus zugewiesen und erhielt damit entsprechende Ruhestandsbezüge aus seiner durch nationalsozialistische Dienststellen 1944 beendeten früheren Hochschul-lehrerposition in Danzig.

²⁰ Koch, Wilhelm: 3 Stasi-Haftpoeme. Als Arzt inhaftiert in sieben DDR-Zuchthäusern, Eigenverlag. Hamburg 1992.

²¹ Garve, Roland: Unter Mördern. Ein Arzt erlebt den Schwerverbrecherknast. Berlin 1999.

²² Im Zuchthaus Bautzen griff Anfang der fünfziger Jahre ein nicht hinreichend ausgebildeter Arzt der Volkspolizei zum Skalpell – zum Schaden der Patienten. Vgl. dazu Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hg.): Sopade-Informationsdienst, Denkschrift 55. Die Straflager und Zuchthäuser der Sowjetzone. Gesundheitszustand und Lebensbedingungen der politischen Gefangenen. In: Greve, Uwe (Hg.): Lager des Grauens. Sowjetische KZs in der DDR nach 1945. 2. Aufl., Kiel 1999, S. 106–215, hier 178 f.

Er hatte so im Alter keine materielle Not zu leiden. Zorn und tiefer Gram, die er durchaus mitgebracht hatte, wichen, so die Erinnerung seines Sohnes, der Weisheit und sanften Resignation des Alternden, der das berufliche und private Schicksal seiner Kinder teilnehmend verfolgte, Enkelinnen und Enkel sah, Freunde aus früherer Zeit wiedertraf und mit anhänglichen Schülern in Briefkontakt blieb.

Als Joachim Granzow diesen Bericht zu Papier brachte, änderte er die Namen handelnder Personen oder verzichtete darauf, sie zu erwähnen, um möglicherweise noch in der DDR Wohnenden nicht zu schaden. Das wurde vom Herausgeber beibehalten, da die tatsächlichen Namen nicht mehr in allen Fällen zu rekonstruieren gewesen wären. Benannt wurden dagegen die verschiedenen Gefängnisse, in denen Joachim Granzow inhaftiert war. Selbst die hatte er anonymisiert.

Auch an anderer Stelle war der Bericht sehr zurückhaltend, was spüren lässt, wie schwer sich der Autor selbst nach Jahren noch tat, über das Erlebte zu schreiben. So teilt er nur wenig über die strafrechtlichen Vorwürfe mit, die gegen ihn erhoben worden waren und über den Verlauf der Gerichtsverfahren. Hier bleiben leider Lücken, weil die Recherche nach den entsprechenden Gerichtsunterlagen ohne Erfolg blieb. Auch der Wortlaut des Urteils war nicht mehr zu ermitteln.

Ein großer Vorteil war es, dass ergänzend zu seinen eigenen Angaben im Bericht und zu den Unterlagen der Familie auch MfS-Akten aufgefunden wurden.

Im Lichte der Stasi-Unterlagen werden die tatsächlichen Gründe für die Inhaftierung und Verurteilung Joachim Granzows weitaus klarer. Es wäre eine sehr aufschlussreiche und nützliche Ergänzung gewesen, hätte er diese Materialien vor dem Abfassen seines Berichts lesen können. Nun war es Aufgabe des Herausgebers, die themenrelevanten Stasi-Aktivitäten gegen ihn zu dokumentieren und den Bericht zu ergänzen und zu kommentieren, wo es notwendig und für den Leser nützlich schien.

Sucht man nach den Gründen für die Strafverfolgung Joachim Granzows, so scheint es sich zunächst um einen zwar nicht gerade alltäglichen, aber in der medizinischen Praxis immer wieder vorkommenden und zudem gänzlich unpolitischen Fall zu handeln. Er leitete am 7. November 1954 eine Operation, bei der die Patientin zu Tode kam, weil der Assistenzarzt versehentlich die zehnfache Menge des vorgesehenen Narkotikums verabreicht hatte. Professor Granzow konnte, als er das Versehen bemerkte, nur noch das Leben des Kindes retten, das per Kaiserschnitt entbunden werden sollte. Er meldete den tragischen Unfall sofort seinem ärztlichen Vorgesetzten und der Staatsanwaltschaft und bat um die Einleitung einer Untersuchung.

Trotz einer Nachfrage bei der Staatsanwaltschaft schien sich zunächst nichts zu bewegen. Noch am 13. Juni 1955 notierte die Bezirksverwaltung Karl-Marx-Stadt des Staatssekretariats für Staatssicherheit, es liege noch kein Untersuchungsergebnis vor,

die Unterlagen befänden sich beim Generalstaatsanwalt in Berlin.²³ Zugleich eröffnete die Abteilung Spionageabwehr des SfS einen Überprüfungsvorgang gegen Joachim Granzow.²⁴ Geprüft werden sollte nicht, ob ein Mitverschulden Professor Granzows am Tod der Schwangeren vorliege, nachgegangen werden sollte vielmehr Beschuldigungen, die der assistierende Narkosearzt am 7. Juni 1955 bei einer Vernehmung gegenüber dem Staatssicherheitsdienst vorgebracht hatte.²⁵ Gegen diesen Arzt lief bereits seit Mai 1954 ein Prüfungsverfahren, weil er als Hobby-Funker und früherer Nachrichtenoffizier der Wehrmacht sowie aufgrund »negativer Diskussionen« über die DDR und die Sowjetunion in den Verdacht der Agententätigkeit für den Westen geraten war.²⁶ In diesem Zusammenhang war die Stasi darauf gestoßen, dass er an der Operation am 7. November 1954 beteiligt gewesen war, die zum Tod der Patientin geführt hatte.²⁷

In seiner Befragung durch die Stasi am 7. Juni 1955 erhob er schwerwiegende, für das SfS geradezu alarmierende Vorwürfe gegen Professor Granzow, vermutlich, um die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei von sich abzulenken. Joachim Granzow, so die Wiedergabe der Beschuldigungen des Narkosearztes in den Akten, sei »ein Gegner unserer Entwicklung«. Der angeführte »Beweis« dafür war freilich dürftig: Er habe sich unter anderem kritisch zur Sinnhaftigkeit einer staatlich angeordneten Impfkation geäußert.²⁸ Ferner tausche er, wie es in der DDR weit verbreitet, aber verboten war, Mark der DDR in West-Berlin in West-Mark, konsumiere heimlich Morphinum aus den Beständen des Krankenhauses²⁹ und habe eine Tochter, die in der Bundesrepublik

²³ Abteilung II (Spionageabwehr) der Verwaltung »W« (Wismut) Karl-Marx-Stadt des SfS: Eröffnungsbericht zum Überprüfungsvorgang Prof. Dr. med. Granzow v. 13.6.1955; BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 37–43, hier 39.

²⁴ Abteilung II der Verwaltung »W«, Karl-Marx-Stadt, des SfS, Beschluss für das Anlegen eines Überprüfungsvorganges über Prof. Dr. Granzow, Joachim v. 14.6.1955; ebenda, Bl. 44.

²⁵ Vgl. Dokument 1, S. 178.

²⁶ Abteilung V (Verhinderung von Untergrundtätigkeit) der Verwaltung »W«, Karl-Marx-Stadt, des SfS, Beschluss zum Anlegen eines Überprüfungsvorganges v. 5.5.1954; BStU, MfS, BV Chemnitz, Bestand »W«, AOP 98/55, Bd. I, Bl. 48 f.

²⁷ Vgl. Sachstandsbericht ohne Angabe der Diensteinheit v. 12.11.1954; ebenda, Bl. 128–134, hier 134.

²⁸ Vgl. Dokument 1, S. 178.

²⁹ Vgl. ebenda. Wie Dr. Hermann Granzow dem Herausgeber mitteilte, nahm sein Vater, der unter anderem an Nierensteinen litt, tatsächlich gegen starke Schmerzen zeitweise Morphinum, ohne dadurch süchtig geworden zu sein. Seine Mutter, Ärztin an derselben Klinik, hatte zufällig an der Operation teilgenommen. In einem ausführlichen Brief an die Justizministerin Benjamin, der dem Herausgeber vorliegt, berichtete sie, dass Joachim Granzow während der so tragisch endenden Operation nicht unter der Wirkung von Morphinum stand und schon lange vorher keine Betäubungsmittel genommen hatte.

wohne, schon häufiger in der DDR gewesen sei und »als Sekretärin beim englischen oder amerikanischen Geheimdienst tätig sein« solle.³⁰

Der Narkosearzt konnte sicher sein, dass diese Behauptung, für die es keinen konkreten Beleg gab,³¹ auf die Offiziere der politischen Geheimpolizei geradezu elektrisierend wirken würde. Schon wenige Tage später, wohl nicht zufällig am 17. Juni, wurde Granzow verhaftet und zunächst in die Untersuchungshaftanstalt der Volkspolizei in Karl-Marx-Stadt eingeliefert. Der assistierende Arzt aber wurde umgehend von der Staatssicherheit als inoffizieller Mitarbeiter geworben und lieferte schon wenige Tage später einen ersten Bericht unter dem Decknamen »Tanne«.³²

Von nun an war der Staatssicherheitsdienst faktisch Herr des Untersuchungsverfahrens gegen Joachim Granzow. Er ließ den Vorwurf der fahrlässigen Tötung offenbar gänzlich unbeachtet und konzentrierte sich allein auf die (fälschlicherweise) behauptete Beschäftigung der Tochter bei einem westlichen Geheimdienst. Joachim Granzow schildert in seinem Bericht sehr anschaulich, wie er kurz nach seiner Inhaftierung in die Untersuchungshaftanstalt des Staatssekretariats für Staatssicherheit verlegt, dort zu den vermuteten Geheimdienstverbindungen seiner Tochter Brigitte befragt und selbst unter den Verdacht der Agententätigkeit gestellt wurde. Letzteren fanden die Vernehmer allerdings nicht bestätigt, wie sie selbst festhielten.³³

Als für den Staatssicherheitsdienst günstiger Zufall erwies es sich, dass sich Joachim Granzows Ehefrau sofort um einen Rechtsbeistand für ihren Mann bemüht und in ihrer Verzweiflung auch die DDR-Justizministerin Hilde Benjamin gebeten hatte, ihr einen geeigneten zu empfehlen. Sie hatte die SED-Politikerin kennengelernt als die Klinik in Erlabrunn feierlich den Namen »Georg Benjamin« verliehen bekam, nach dem in NS-Haft umgekommenen Ehemann der Ministerin. Die als Stalinistin berüchtigte Funktionärin leitete den Brief offenbar direkt an den Staatssicherheitsdienst weiter, und der beschloss, einen wegen »moralischer Verfehlungen« entlassenen Richter, der jetzt als Rechtsanwalt tätig war, als inoffiziellen Mitarbeiter zu gewinnen und mit der Verteidigung zu beauftragen. Das Werbungsgespräch am 21. Juni 1955 verlief erfolgreich.³⁴ Von nun an war »Johannes« einer der zahlreichen Rechtsanwälte, die heimlich für die politische Geheimpolizei arbeiteten.

³⁰ Vgl. Dokument 1, S. 178. Vgl. auch Beschluss über das Anlegen eines Überprüfungsvorganges (Anm. 21), in den dieser Vorwurf aufgenommen wurde.

³¹ Wie Hermann Granzow dem Herausgeber mitteilte, war diese Behauptung völlig unzutreffend.

³² Vgl. Dokument 3, S. 181.

³³ Im Einstellungsbeschluss zum Überprüfungsvorgang v. 1.9.1955 heißt es: »Eine feindliche Tätigkeit in Richtung Spionage konnte ihm nicht nachgewiesen werden.« Vgl. Dokument 21, S. 208.

³⁴ BV Karl-Marx-Stadt des SfS, Leitung: Bericht über die Werbung vom 21.6.1955; BStU, MfS, BV Chemnitz, AIM 918/63, Personalakte, Bl. 96.

Wie Joachim Granzow schildert,³⁵ überraschte ihn sein Verteidiger schon im ersten Gespräch mit der verlockenden Aussicht, sein Verfahren könne sofort eingestellt werden, wenn sich die in Heidelberg wohnende Tochter bereit fände, dem Anwalt zur Flucht in die Bundesrepublik zu verhelfen und zur Besprechung der Einzelheiten in die DDR zu kommen. Diese »Legende« (Geheimdienstjargon) war vom Staatssekretariat für Staatssicherheit selbst konstruiert worden.³⁶ Als hilfsbereiter »Staatsanwalt« sollte sich der Führungsoffizier von »Johannes« ausgeben. Ziel war es, Brigitte Granzow zu erpressen und sie als Agentin zu gewinnen, die die hochrangigen US-Dienststellen in Heidelberg ausspähen sollte. Nach Lieferung der ersten Berichte, so der Plan der Stasi-Offiziere, würde ihr Vater freigelassen werden.³⁷ Was als Verfahren wegen fahrlässiger Tötung begonnen hatte, wollte der Staatssicherheitsdienst nutzen, um einen Spionageverdacht zu klären, vor allem aber, um sein Spionageinteresse im Westen zu befriedigen.

Federführend auf östlicher Seite waren offenbar die sowjetischen »Berater«, die zu diesem Zeitpunkt noch die Tätigkeit der DDR-Staatssicherheit kontrollierten und lenkten. Ein sowjetischer Geheimdienst-Major in Karl-Marx-Stadt war für die operative »Bearbeitung«, also alle Aktionen verantwortlich, die gegenüber Brigitte Granzow geplant und unternommen wurden.³⁸ Durchschläge der in diesem Zusammenhang entstandenen Papiere gingen ausweislich des Verteilers auch an die »Berater«, die sich so auf dem Laufenden hielten. Begründet war das spezifisch sowjetische Interesse an diesem Anwerbeversuch vermutlich in der Zielrichtung der Werbung: Es ging um die unverhoffte Chance, in wichtige, für ganz Europa zuständige US-Dienststellen, die ihren Sitz in Heidelberg hatten, geheimdienstlich einzudringen. Die guten Fremdsprachenkenntnisse der Anzuwerbenden dürften das Interesse gerade der Sowjets noch gesteigert haben. Wie von den Offizieren in Karl-Marx-Stadt vermerkt, sprach sie nicht nur gut Englisch, sondern auch »hervorragend«³⁹ Russisch. Das konnten noch nicht einmal alle Stasi-Chefs von sich behaupten. Selbst wenn Brigitte Granzow, wie die Offiziere des SfS argwöhnten, bereits für einen der westlichen Dienste tätig gewesen wäre, hätte das das Interesse an einer Zusammenarbeit auf östlicher Seite eher noch verstärkt, war und ist es doch eine in Geheimdienstkreisen weit verbreitete Praxis, mit Doppelagenten zu arbeiten.

Joachim Granzow war unbewusst für die östlichen Geheimdienste zu einem so bedeutenden Fall geworden, dass sich selbst der stellvertretende SfS-Chef und spätere Minister für Staatssicherheit in der DDR, Erich Mielke, von Berlin aus in die weitere

³⁵ Vgl. S. 42.

³⁶ Vgl. Arbeitsauftrag für »Johannes«, Dokument 11, S. 193.

³⁷ Vgl. Dokument 16, S. 200. Die Entscheidung des Staatssicherheitsdienstes wäre automatisch für die Staatsanwaltschaft bindend gewesen.

³⁸ Vgl. Dokument 19, S. 204.

³⁹ Vermerk ohne Verfasserangabe und Datum; BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 30.

Bearbeitung einschaltete.⁴⁰ In der Bezirksverwaltung Karl-Marx-Stadt leitete Siegfried Gehlert als für die Spionageabwehr zuständiger Offizier das Vorgehen gegen Granzow. Er wurde drei Jahre später zum Leiter dieser Dienststelle ernannt.

An einer Klärung des Vorwurfs der fahrlässigen Tötung war die jetzt faktisch an Stelle der Staatsanwaltschaft agierende Staatssicherheit nicht interessiert, sei es, dass sie ihn sowieso für nicht hinreichend begründet, oder lediglich für nachrangig gegenüber dem eigenen Interesse hielt, eine wichtige Agentin in der Bundesrepublik zu gewinnen.

Die Staatssicherheit ließ die für Ende Juli 1955 geplante Gerichtsverhandlung gegen Professor Granzow kurzerhand verschieben, um »Johannes« vorher noch nach Heidelberg reisen und für einen Besuch in der DDR werben zu lassen, entsprechend dem geheimen Plan seiner Auftraggeber. Das vorbereitete Komplott scheiterte jedoch an der Vorsicht der Tochter, die die schon zugesagte Fahrt nach Leipzig aus vorge-schobenen Krankheitsgründen kurzfristig absagte.⁴¹ In einem von der Stasi formulierten Antwortschreiben bedauerte der Rechtsanwalt das, blieb aber freundlich-verbindlich und deutete an, dass zukünftige Hilfe für den Inhaftierten dennoch möglich sei, es aber nun zum Prozess wegen des Vorwurfs der fahrlässigen Tötung kommen werde.⁴² Die erste Verhandlung fand am 5. August 1955 vor dem Stadtgericht Karl-Marx-Stadt statt. Ein Urteil wurde nicht verkündet, da die Staatsanwaltschaft offenbar nichts strafrechtlich Belastendes gegen den Klinikchef hatte ermitteln können.

Der Prozess musste vertagt werden. Als Grund vermerkte das Sfs »ungenügende vorherige Untersuchung«,⁴³ gemeint war: durch die Staatsanwaltschaft, die vom Staatssicherheitsdienst in den Hintergrund gedrängt worden war, nun aber zu verhindern hatte, dass Joachim Granzow schon jetzt frei kam, obwohl die erhoffte geheimdienstliche Zusammenarbeit mit seiner Tochter nicht zustande gekommen war. Vielleicht bestand bei fortdauernder Haft, so vermutlich das Kalkül der Geheimpolizei, doch noch eine Chance, sie umzustimmen.

Auch beim zweiten Gerichtstermin, am 26. Oktober 1955, über den Joachim Granzow in seinen Erinnerungen berichtet, gelang es der Anklage offenbar nicht, Fachgutachter aufzubieten, die Professor Granzow medizinisch fundiert belastet hätten. Gemäß der Praxis politisch bestimmter Justiz in der DDR setzte sich das Gericht schließlich über alle Fachgutachten hinweg und verurteilte den Angeklagten kurzerhand zu den vom Staatsanwalt beantragten 26 Monaten Haft.

Das Verfahren hatte formal wieder den Anschein einer reinen Strafrechtsangelegenheit. Doch eigentlich ging es in Wirklichkeit um das letztlich gescheiterte Bemühen des Staatssekretariats für Staatssicherheit und seiner sowjetischen Kontrolleure,

⁴⁰ Vgl. Dokument 2, S. 180.

⁴¹ Vgl. Dokument 18, S. 203.

⁴² Vgl. ebenda.

⁴³ Vgl. Dokument 19, S. 204.

eine dauerhafte »Quelle« im Westen zu werben, die vielleicht über Jahrzehnte Informationen aus dem Heidelberger US-Hauptquartier an den Osten hätte weiterleiten können. Eine seltene, vielleicht einmalige Chance. Gescheitert waren die »Tschekisten«⁴⁴ an der Charakterfestigkeit einer Studentin, die das entschieden ablehnte und sich nicht erpressen ließ.

Siegfried Suckut

⁴⁴ Die Offiziere der politischen Geheimpolizeien im sowjetischen Einflussbereich sahen sich als in der Tradition der sowjetischen Vorläuferin »Tscheka« stehend und bezeichneten sich deshalb gern als »Tschekisten«.

1. Kapitel

Von der Verhaftung, dem Transport nach Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) im Wagen der Kripo, der Aufnahme in der lokalen Untersuchungshaftanstalt (UHA), der Leibesvisitation etc. ist nichts zu berichten, da es in jedem Krimi beschrieben steht. Über allem war der heiße Sommertag¹ bis in den hohen Nachmittag vorgeschritten, als man mich in die noch leere Aufnahmezelle einschloss. Dort sammelt man alles, was eingebracht wird und verteilt es hernach im Gefängnis. Zum Glück hatte man das Fenster weit offen gelassen, und durch das Gitter davor kam etwas kühlere Luft herein. An Mobiliar gab es in einer Ecke freistehend ein WC und an der Wand unterm Fenster eine alte, hölzerne Bank ohne Lehne.

Neben dem WC war auf die weiß getünchte Wand eine große, bunte Schilderei gemalt. Kam man näher, war es eine gut gezeichnete, gegenständlich äußerst gewagte Pornographie, wie man sie hier, unter dem Auge des Gesetzes, nicht erwartet hätte anzutreffen. Im Übrigen waren überall auf den Wänden Monogramme kalligraphisch eingeritzt als eine Art Gästeliste des Hauses. Daneben las man in exakten Angaben, mit Datum, Monat und Jahr, das Kalendarium der zugehörigen Haftstrafen, die teils noch liefen. Keine sehr ermutigende Lektüre! Im Bestrafen scheint man hier nicht eben kleinlich zu sein. Denn zwei bis drei Jahre waren das Übliche, vier bis fünf nicht so selten, und suchte man weiter, fand man auch bald sechs bis sieben Jahre genannt. Sicher drückte dieses Milieu den Genius Loci zutreffend aus, aber er gefiel mir nicht.

So war es gut, dass man den Nächsten einließ, einen kräftigen Mann mit frischem Gesicht unter weißen Haaren, praktisch und sauber gekleidet. Seelenruhig trat er herein, an einem Arm – was hier absonderlich aussah – mit einem netten, sauber verdeckten Henkelkorbchen. Als er mich erblickte, zog er die Augenbrauen missbilligend hoch. Weil die Verhaftung eilig vonstatten ging, mitten aus der Arbeit heraus, saß ich hier nur in Operationshemd, weißer Arzthose und einem schnell noch ergriffenen Jackett. Sicher hielt der Mann mit dem Korb mich für einen Maurer, den man vom Bau weg fortgeschleppt hatte als großen Ganoven. Jedenfalls beeilte er sich, mit Überlegenheit sich als »Selbststeller« einzuführen. Dies sei, so kommentierte er von oben herab, ein anständiger Mann, der das Vertrauen des Gerichts besitze, nicht gleich eingesperrt, sondern später schriftlich zum Haftantritt bestellt werde. Als ehrenwertem und bekanntem Mann habe man ihm den Antrittstermin so gelegt, dass er zuvor noch seiner einzigen Tochter die Hochzeit ausrichten könne – eine ausgezeichnete Partie beiläufig – und gestern habe man das Fest sehr schön gefeiert. Dabei sah er mich noch einmal von Kopf bis Fuß missfällig an. Zu seiner Beruhigung stellte ich mich vor, und natürlich wusste er längst von mir vom Hörensagen wie üblich bei Ärzten. So saß man wieder auf der Bank, er erzählte von seinem »Pech« – einem tödlichen Unfall, den er verursacht habe, ohne es zu bemerken – und dass er nun seine Zeit absitzen müsse. Er

¹ Die Verhaftung erfolgte am 17. Juni 1955.

deckte sein Körbchen ab, bot freundlich an von den Resten des Hochzeitsfestes: belegte Brote, kalten Braten, sehr schönen Kuchen, alles reizend eingepackt und ausgezeichnet. Als wir gesättigt waren, streckte mein Gastgeber die Beine von sich, lehnte den Kopf an die Wand, und schon schnarchte er in seliger Ruh. Der hatte Nerven! Später kam noch einer zu uns herein, ein etwas schmieriger Mann, der sich als Urkundenfälscher vorstellte, auch nicht zum ersten Male im Gefängnis war.

Hernach gab es einen dünnen, gesüßten Tee, Schwarzbrot und Marmelade als Abendmahlzeit. Als es verzehrt war, warfen zwei junge, sehr blasse und magere Menschen in Gefängniskleidung eine Anzahl alter Teilmatratzen herein, um darauf auf dem Betonfußboden zu schlafen, sowie pro Mann drei alte Woldecken. Das seien welche von den verdammten Kalfaktoren zischelte der Fälscher seine Weisheit heraus. Zum Dank verbeugten sie sich höhnisch: »wünschen sehr wohl zu ruhen – die vornehmen Herrn!«

Ein Wärter trieb sie fort, und ein Schließer brachte noch einen ganz jungen Menschen zu uns hinein. Der war vollkommen abgehetzt, verdreckt und verschwitzt und so unruhig wie ein gefangener Wolf. Auch er bekam noch sein Lager und das Abendessen, wovon er nichts aß, wohl aber trank und trank. Natürlich schwitzte er darauf noch viel mehr, sagte kein Wort, hieb sich hin, verkroch sich auf seinem Lager. Draußen an der Tür macht es »Knacks!«, und das Licht war aus. Doch war Mondschein, und eine Laterne stand auch nicht weit, schien durch das Gitter zu uns herein!

Der ungute Tag hatte mich müde gemacht, aber als ich gerade am Eindämmern war, sprang der Bengel, der zuletzt kam, wieder auf, stieß mich an: »Gib mir Papier – ich muss mal!«. Ich hatte keines, konnte nur sagen, dass beim WC auch kein Papier war. Der junge Mensch fluchte grob, griff sich das Brot von seinem Lager, rannte an das WC, riss die Hose herunter, saß schon und entleerte seine Gedärme ganz fürchterlich mit Ächzen und Krächzen, allerlei Geräuschen und mit entsetzlichem Gestank. Als er fertig war, pulte er das Weiche aus seiner Brotportion heraus und benutzte es als Ersatz für das fehlende Toilettenpapier. Ließ die Spülung brausen, sprang auf sein Lager, wo er alsbald wie ein verfolgtes Tier im Schlaf wimmerte, sich ständig herumwarf, bis er laut und röchelnd zu schnarchen begann.

Der Entschluss mit dem Brot war sicher in seiner Lage der richtige, aber der Eindruck des Ganzen nicht eben ein angenehmer, wie überhaupt dieser Mensch mir widerwärtig war. Ein ganz treffender Eindruck! Er hatte kurz zuvor mit einem seinesgleichen in den städtischen Anlagen ein ganz junges Mädchen überfallen und vergewaltigt. Zufällig kam eine Polizeistreife hinzu, die ihn nach kurzer scharfer Jagd auch in die Hände bekam. So kam er zu uns. Solche Delikte wurden in der DDR mit großer Härte bestraft, und die Angst davor war es, die jenem Menschen die Gedärme so drastisch ausfegte. Das fing ja gut an im Gefängnis, fiel es mir ein, und bis der Schlaf wieder kam, dauerte es eine Weile.

Am zeitigen Morgen kamen wieder die blassen Kalfaktoren, rissen das Lager hinaus, dass der Staub bis an die Decke flog. Wie man aussah nach der Nacht, konnte jeder an seinem Gegenüber ablesen: übernächtigt, blass, unrasiert, dreckig überall,

kurz, genau so, wie man sich die Verbrecher im Knast vorstellt. Am allerschlimmsten war meine weiße Kluft weggekommen. Für die Morgenwäsche gab es eine kleine Schüssel Wasser und ein Handtuch. Beides war für alle gemeinsam bestimmt. Mitten dahinein platzte, frisch rasiert und gut ausgeschlafen, ein Offizier. Ich fiel ihm sofort auf: »Sie sehen ja sauber aus, Herr!« schnarrte er mich an: »Wie kommen *Sie* denn überhaupt hierher?« Auf dem mir vorgewiesenen Haftbefehl sei ein Grund nicht angegeben, mehr wisse ich nicht, antwortete ich. »Was – Sie werden es ja bald erfahren.« Damit ging er zur Tür, drehte sich noch einmal um zu mir: »Hätten Sie's nicht gemacht, wären Sie ja nicht hier!« Schritt hinaus, warf die Tür grob zu hinter sich. Für so primitiv hatte ich den Mann gar nicht gehalten, der sich zuvor als der stellvertretende Anstaltsleiter der UHA vorgestellt hatte. Die Mitgefangenen sprachen mir ihr Beileid aus, dass ich den Zorn dieses mächtigen Mannes auf mich gezogen und es sicher noch zu büßen haben werde. Darin unterschätzten sie ihn, denn er war hernach ganz korrekt mir gegenüber. Aber allerdings ein grober Klotz und auch ein Sadist bei gewissen Gelegenheiten, die er nicht ausließ.

Dieser Tag verlief etwa so wirr, wie er angefangen hatte – wie in einem Taubenschlag, voller Unrast, Lärm und Geschimpf. Am späten Nachmittag saß ich wieder allein im verdreckten Lokal, bis ein alter Schließer kam, von einem Papier meinen Namen ablas: »Sind Sie das?« Ich war es. Der Mann winkte mir vorauszugehen nach der Knastvorschrift, die dem Gefangenen stets den Vortritt lässt, aber nicht aus Höflichkeit, sondern aus Misstrauen, dass einer den Wächter von rückwärts überfiele. Durch etliche Türen, jede fest verschlossen, ging es schließlich im Treppenhaus in den zweiten Stock des Zellenbaues. Dort saß in einem Verschlag auf dem Treppenpodest ein Volkspolizei(VP)-Meister zwischen zwei deckenhohen Eisengattern, welche die beiden Hälften des Traktes gegen die Treppe abschlossen. Jeder Korridor hatte am Ende ein hohes, vergittertes Fenster, und da er einhüftig gebaut war, lagen an einer Seite weitere Fenster und an der anderen dicht bei dicht die Zellentüren. So übersah der Mann von seinem Schreibtisch mit dem Telefon zur Hauswache der VP die ganze Länge der Abteilung, wie überhaupt diese Untersuchungshaftanstalt zu Karl-Marx-Stadt ein noch neuer, ganz gut erhaltener Bau aus der NS-Zeit war. Jedes Abschlussgatter besaß eine schmale, eiserne Durchlasstür, die ständig verschlossen war wie die Zellen.

Mein Begleiter schloss weiter hinten im Gang eine Tür auf, ließ mich in eine typische 3-Mann-Zelle, schloss ab und schob den Riegel vor. Im Logis saß am kleinen Klapp Tisch ein einsamer Mann, etwa 23 Jahre alt, reglos, in sich versunken. Ich trat hinzu, machte mich bekannt und sah, dass er weinte. Ein Arzt hat auch im Knast sofort das beste Vertrauen. Beglückt, eine menschliche Seele bei sich zu haben, erzählte der Mann mir seine Story. Sein Onkel, an dem er sehr hing, hatte vom letzten Krieg her eine Pistole im Schreibtisch verwahrt. Das wusste seine Geliebte, verriet ihn nach einem Streit der Kripo, die ihn sofort festnahm. Eine schlimme Sache – das kostete in der DDR fünf Jahre.

Dieser Schreck brachte den Neffen fast um den Verstand. Zwar besaß er nur eine harmlose Knall- und Schreckpistole, die nicht verboten war. Aber Vorsicht war besser. So warf er sie bei Bekannten insgeheim in das ländliche Plumpsklo, war das bedenkliche Ding los. Nicht aber seinen Schock, der ihn in eine schwere Angstneurose stürzte. Das ging so weit, dass er fest glaubte, eine echte Pistole in die Senkgrube geworfen zu haben – und das führte noch weiter. Seine fixe Idee wuchs und wuchs, bis er zur Kripo lief, sich selbst anzeigte wegen Waffenbesitz.

Dort war man vernünftig, lachte ihn aus. Aber er redete so viel ungereimtes Zeug, dass man ihn schließlich festnahm bis zur Klärung des Falles, der für die Kripo nicht sehr verlockend war. Denn nun musste sie das Klo ausräumen, in all dem Schiet das Corpus Delicti suchen, hernach säubern und identifizieren. Sicherlich peinlich, aber das war nichts gegenüber der seelischen Qual des Besitzers, den ich nun hier in der Zelle traf – vollkommen am Ende und überzeugt, mit ihm sei es aus. Denn fünf Jahre im Knast, das ginge über sein Vermögen. Sein Zustand war schlimmer. Er kollabierte, erbrach sich vor hoher Erregung, aß nichts, weinte endlos und bekam die schwersten Durchfälle auf psychischer Basis. Wohl sprach ich ihm zu nach Vermögen, aber damit ist solchen armen Menschen nicht viel zu helfen. Das ging Tag und Nacht so – kaum hatte man ihn überzeugt von der Wahnhaftigkeit seiner fixen Idee und er schlief ein wenig, fuhr er schon wieder auf und entleerte alle seine Flüssigkeit, verfiel immer mehr.

Erst am dritten oder vierten Tag trat der Abteilungsleiter in die Zelle: »Legen Sie ihre Decken ordentlich zusammen, nehmen Sie das Trinkglas, die Zahnbürste und das Handtuch und kommen sie mit – Sie sind entlassen und gehen nach Hause!« Erst verstand er nicht, dann zitterte er so, dass ihm alles herunterfiel, schließlich lief er wie verrückt in den Korridor hinaus. Aber gleich kam er zurück, fiel mir um den Hals: »Doktor! Doktor! Ich geh' hier raus und nach Hause! Oh, ich werd' noch verrückt!« Weg war er, wie ein gefangener Vogel, dem man die Käfigtür öffnet.

Sein Nachfolger in der Zelle wurde ein sehr angenehmer, auch loyaler Arbeiter. Als er einmal in der Kneipe ein Glas Bier bestellte, rutschte ihm der damals überall geläufige Spottvers heraus: »Helles Bier und dunkles Brot – es lebe Otto Grotewohl!«² Nicht eben sehr geistreich, aber den Mann dafür ohne Bewährung für ein Jahr in das Gefängnis zu tun, war doch hart. Viel zu hart für diesen Naiven, der sein Ehrgefühl noch besaß. Das Urteil war für ihn ein so starkes seelisches Trauma, dass er darüber zerbrach, vollkommen herunterkam und schwer krank wurde. Später, im Zuchthaus Zwickau, wurde er mein Patient, und er schien in der kurzen Zeit um 10 Jahre gealtert. Er war gläubiger Marxist, und die Enttäuschung, im Arbeiter-und-Bauern-Staat seiner Hoffnung so behandelt zu sein für seine Albernheit, ließ ihm diese seine Welt zerbrechen.

Als er eben verurteilt war, holte man mich eines Tages halb im Galopp aus der Zelle in ein Lokal, wo zwei höchst fatale Burschen vom besten Schlägertyp mit Ohrfei-

² Gemeint war DDR-Regierungschef Otto Grotewohl (SED).

gengesichtern mich in der unverschämtesten Art in die Zange nahmen. Was sie wollten? Das Geständnis, mit dem Nachrichtendienst einer kapitalistischen Macht in landesverräterischer Verbindung zu stehen. Davon war kein Wort wahr, aber das focht diese Lümmel nicht an. Sie setzten mir zwei Stunden lang so zu, dass nichts mehr fehlte, als brachiale Maßnahmen. Dafür hatten sie wohl keine Vollmacht, ließen – ohne ein Ergebnis in ihrem Sinne zu erhalten – endlich ab von mir, verschwanden unter Drohungen. Zwölf Jahre zuvor hätten diese Kerle der Gestapo gedient, nun hielten sie es mit dem anderen System.

Damals war ich mit knapper Not dem Galgen entgangen,³ kannte dergleichen – sollte es nun wieder so losgehen? Ähnlich schien der VP-Mann zu empfinden, der mich abholte in die Zelle: »Was wollten die denn von Ihnen? Nehmen Sie sich vor denen bloß gut in Acht!« Und etwas später: »Aber sagen Sie keinem, dass ich Sie danach gefragt habe – das wäre nicht gut für mich!« Das bestätigte meine Gedanken. Denn was mussten das wohl für bedenkliche, gefährliche Leute sein, wenn sogar die Gefängnispolizei Angst vor ihnen hatte!

Das Mittagessen schmeckte nicht nach dieser Unterhaltung, auch nicht die Lulle,⁴ und ich hatte kein gutes Gefühl von der Sache. Nicht ohne Grund, denn am Nachmittag kam man wieder gerannt, riss die Tür auf: »Der Doktor! Raustreten und nichts mitnehmen!« Los ging es, wieder in der höchsten Eile zuerst zur VP – Hauswacht, wo der Offizier vom Dienst (OvD) mich erwartete. »Sie werden verlegt!« Danach ging es, immer Tempo, Tempo, durch die große Halle, wo alles Spalier stand, mich beschaute, als ginge es zur Exekution. Der Posten hielt die Tür schon auf, draußen im Einfahrts- hof war herrlicher Sonnenschein, und ein kurzes Stück weiter hielt ein schwerer, oliv- grüner Wagen ohne Fenster mit laufendem Motor. Am Volant saß reglos ein Unifor- mierter. Rechts hinter dem Fahrersitz stand eine schmale Tür offen und daneben ein straffer Offizier mit Mütze, Handschuhen, langen Stiefeln und am Koppel die schwere Pistole an der Kordelschnur im Halfter. Er stand reglos und sagte kein Wort, tippte nur an das Mützenschild, als der OvD ihm meine Papiere übergab. Er verglich, musterte mich, winkte stumm in den Wagen hinein. Dessen Mittelgang war elektrisch beleuch- tet, und zu beiden Seiten sah man einige schmale Türen, deren eine der Offizier öffne- te, mich dahinein wies.

Dies war ein schmaler, hoher, stockdunkler Verschlag wie ein Besenschrank mit einer sehr schmalen Sitzbank an der hinteren Wand.⁵ Klapp! die Türe zu, schon zog der schwere Wagen an, sodass mir das Sitzbrett in die Kniekehlen fuhr und ich saß in

³ Wie sich Hermann Granzow erinnert, hatte der Gauleiter von Pommern, Schwede-Coburg, im Winter 1944/45 im Zusammenhang mit unterschiedlichen Auffassungen über die Eვა- kuierung der von Prof. Granzow geleiteten Klinik in Neu-Zarnow damit gedroht, ihn hin- zurichten.

⁴ Zigarette im Knastjargon.

⁵ Ein solcher Gefangenen-Transporter kann heute in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschön- hausen besichtigt werden.

dem Schrank. In hoher Geschwindigkeit ging es durch viele Kurven, die der Fahrer so forsch nahm, dass die Enge des Raumes von Vorteil war – sonst hätte man sich an den blechernen Wänden elend verletzt in der Dunkelheit. Nach einer Weile, es mögen 20 Minuten gewesen sein, nahm der Fahrer das Gas weg und bremste, sodass der Wagen wie angenagelt stand. Als man mich herausließ, stand ein hoher, grauer Steinbau vor mir und schwieg mich an wie ein Klotz. Durch ein festes Portal trat man in eine hohe Halle mit Oberlicht und blitzblanken Fliesen, in der es angenehm kühl und so still war wie in einem Mausoleum. Linker Hand ging es in ein Wachlokal, wo hinter einem großen Schreibtisch ein Offizier saß mit den Achselstücken eines preußischen Hauptmannes.⁶

Mein Begleiter trug ebensolche mit dem Rangabzeichen des Oberleutnants. Hoch an der Wand hinter dem Wachhabenden ein großes Fenster mit starken Sprossen. Der Oberleutnant, ohne ein Wort, machte eine tadellose Ehrenbezeugung, reichte meine Papiere dem Hauptmann, der nur kurz dazu nickte, mich gründlich fixierte, dann in den Papieren las. An den Wänden standen regungslos wie Säulen einige Uniformierte ohne Rangabzeichen, ohne Koppel oder sichtbare Waffe – sicher die Läufer. Der Hauptmann hob den Zeigefinger gegen einen der Männer an der Wand. Der trat mit einigen Schritten vor, in strammer Haltung vor den Wachhabenden, der auch zu ihm kein Wort sprach.

Das war eine Regie wie in einer Taubstummenanstalt und ganz gewiss nur auf einen erschreckenden Eindruck berechnet! Der Läufer machte rechtsum, winkte mir mit dem Kopf voran. So ging ich – der Stimme hinterher – wieder hinaus in die Halle und quer rüber an eine verschlossene Eisentür. Diese sprang, ganz wie in einem unheimlichen Märchen, lautlos vor uns auf und zeigte den Fuß einer hohen, steilen und engen Treppe. Ich ging hinauf, der Mann hinterdrein, und als ich mich nach ihm umsah, weil er ganz unhörbar ging, war die Tür bereits wieder zu. Oben verschloss eine zweite Tür den Treppenaufstieg, und natürlich ging sie von selbst unhörbar auf und wieder zu hinter meinem Begleiter. Ein Uniformierter im Unteroffiziersrang trat wie aus der Wand heraus vor uns, musterte uns, winkte weiter.

Nun befand man sich in einer wie ein Kirchenschiff hohen und weiten Halle, die vom Dach her durch Skylights so hell beleuchtet war, dass es nirgends einen Schatten gab. Die Konstruktion des Ganzen ergab sich auf den ersten Blick. In jedem vierten Stockwerke lief an der Wand ein schmaler Laufgang wie eine Konsole ringsum. Er begann und endete auf einer breiten Plattform, die samt der Treppenaufgänge von

⁶ Das Staatssekretariat für Staatssicherheit (SfS), später Ministerium für Staatssicherheit (MfS), verwendete noch keine einheitlichen Uniformen. Später wurde die der Nationalen Volksarmee (NVA) übernommen. Die Uniform eines Hauptmanns des Wachregiments des Staatssicherheitsdienstes in diesen Jahren ist abgebildet in: Vorsteher, Dieter (Hg.): Partei-auftrag: ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 13. Dezember 1996 bis 11. März 1997. München, Berlin 1996, S. 178.

einer offenen Eisenkonstruktion gehalten war. An den Laufgängen folgten einander in dichter Reihe schmale Türen – alle verschlossen und jede mit dem bekannten »Spion«, dem runden Guckloch. Dahinter lagen die Zellen für die Gefangenen. Ein phantastischer Kerker, der sicherlich voller Menschen war. Aber in der Halle war niemand außer mir und meinem stummen Begleiter. – Nie habe ich von dem Mann ein Wort gehört. Zu der Disziplin des Hauses gehörte auch, dass man in der Halle keinen Laut hörte; ja sogar der in allen Gefängnissen sonst so aufdringliche Knastmief fehlte vollkommen.

An bestimmten Stellen erschien plötzlich und stumm ein Unteroffizier. Er sah uns scharf an, winkte voran, und gleich war er wieder weg. Die reine Gespensterparade und sicher geeignet, naive Gemüter stark zu bedrücken. Je höher man stieg, umso heißer und schwüler wurde es, weil die Sonne prall auf dem gläsernen Dach lag. An der vierten Tür linker Hand auf dem obersten Laufsteg öffnete ein Uniformierter und ließ mich ein, schloss lautlos wieder hinter mir. Da war ich – in einer seiner kleinen, niederen Zelle unter dem abgeschrägten Dach. Daher war dies Loch so heiß wie das des Giacomo Casanova unter den Bleidächern des Staatskerkers von Venedig neben dem Dogenpalast, von dem die Seufzerbrücke über einen Kanal dahinein führte, die ich kannte. Das fiel mir ein bei der glühenden, abgestandenen Luft im Lokal, in das man wie in einen geheizten Backofen trat. Es muss ja nicht Blei sein und nicht Venedig. Die steinernen Dachplatten des Staatssicherheitsdienstes der DDR (SSD) und die Sonne der DDR schafften es auch. – Sicher waren es 30 Grad Celsius oder mehr in der Zelle. Lautlos ging die Tür auf, und ein Mann trat herein in der Uniform eines Intendanturoffiziers⁷ der alten preußischen Armee. Er stellte sich vor als der Hausverwalter und riss gleich den auf circa 30 Grad zu kippenden gläsernen Ziegel auf, der das Fenster vertrat. Das war gut gemeint, aber die Sonne stand noch auf dem Dach, so kam noch mehr Hitze von draußen herein.

Dieser Herr belehrte mich höflich: »Sie haben hier keinen Namen, sondern die Nummer X. Bei der werden Sie gerufen, und wenn man Sie fragt, so melden Sie sich mit ihr. Wird die Zelle geöffnet, so stehen Sie, das Gesicht zum Fenster, die Hände auf dem Rücken, sprechen nur auf Aufforderung. Im Übrigen haben Sie sich vollkommen ruhig zu verhalten. Führt man Sie im Haus, so stehen Sie bei jedem Halt, Gesicht zur Wand, Hände auf dem Rücken. Alles andere wird man Ihnen weisen. Und führen Sie sich ordentlich – so werden Sie es hier nicht schlecht haben!« Sprach's und verschwand, ohne dass man auch nur das Geräusch des Schließens vernahm. Hier ging offenbar alles auf Gummisohlen und wie geölt.⁸

Das Lokal war genau dreieinhalb Schritte lang und nicht ganz so breit. Zum Gehen behielt man nur einen Dielenstreifen an der Tür. Anschließend war ein Podest aus

⁷ Die Intendantur ist die Verwaltungsbehörde einer militärischen Formation.

⁸ Es war typisch für die Wachmannschaften in vom SfS kontrollierten Haftbereichen, dass sie sich auf den Gängen möglichst unhörbar zu bewegen versuchten, damit die Gefangenen sich nicht auf ihre Anwesenheit einstellen konnten.

gehobelten Brettern mit einem großartigen Bette darauf. Es sah aus, als habe man mir einen Katafalk vorbereitet – wunderbare weiße Laken, zwei sehr schöne, ebenfalls weiße Wolldecken, dazu ein Kopfkissen mit gutem Bezug, ebenfalls weiß. An den Wänden ein grüner Sockel in Ölfarbe, alles Übrige und die sehr niedere Decke weiß, und alles wie frisch erneuert. Über dem Kopfende des Prachtlagers hing an kurzer Schnur eine ungeschützte, kugelförmige Glühbirne, so groß wie eine Ananas. Sie musste mindestens 300 Watt haben, eher mehr. Was sie hier sollte in dem kleinen Raum, war mir unklar. Und natürlich stieß man beim Hin- und Hergehen gegen das WC hinter der Tür. Auch dieses sah wie neu aus, roch aber suspekt. Ich hob den Deckel an, knallte ihn aber sofort wieder zu vor Schrecken: Die ganze Schüssel war voller Kot, der unsäglich stank.

Daher drückte ich einen Druckschalter an der Tür, den ich für eine Art Notruf hielt. Sofort trat der Hausvater wieder ein, so als ob er mich am Spion observiert hätte. Ich wies nach dem Klo, er hob den Deckel, schlug ihn zu, war schon hinaus, und alsbald lief die Spülung mit Getöse. Aber das dauerte Stunden bis die Luft wieder besser war, bei der mangelnden Ventilation. Zum Trost kam der Verwaltungsoffizier noch einmal zurück, repetierte den Spülungserfolg und entschuldigte sich artig für diesen groben Verstoß gegen die Hausordnung. Am WC war kein Drücker, die Spülung erfolgte von draußen, von dem Umgang vor den Zellen her.

Noch vor der Dämmerung kam der stumme Läufer, winkte mir voranzugehen, alle Treppen hinab bis in die Eingangshalle und weiter in einen Korridor mit einzelnen Türen. Die eine stand offen. Dahinein wies er mich. Man stand in einem großen, hohen Raume mit einem Aktenschrank an der Wand, einem großen Fenster dahinter mit kolossalen Sprossen. Aber das Fenster war offen, und nach meinem Backofen droben erschien mir die Luft hier kühl und erfrischend. Schritte im Gang, diesmal nicht auf Gummisohlen, der Läufer in der Tür erstarrte, und herein trat ein Oberleutnant in Dienstuniform mit Mütze, Koppel und hohen, schweren Stiefeln. Er sah mich scharf an, ein helles Licht ging an. »Setzen Sie sich!« So saß ich nieder auf einem runden Drehschemel in Höhe der Tür, die der Stumme lautlos verschloss. Der Offizier ging schweren Schrittes an den Schreibtisch, setzte sich in den Sessel dahinter und blieb eine Weile so reglos wie ein Götze.

Danach fragte er: »Wissen Sie, wo Sie sich befinden?« Ich wusste es nicht. »Sie befinden sich in den Händen der Untersuchungsorgane des Staatssicherheitsdienstes der Deutschen Demokratischen Republik – was sagen Sie dazu?« Nun war es heraus, das große Geheimnis, aber dazu hatte ich nichts zu bemerken. Er sei mein Sachbearbeiter, ergänzte der Offizier, und fing an zu bohren: »Was glauben Sie wohl, weshalb Sie verhaftet wurden? Sicher nicht für einen Scheißdreck. Sie sind ein prominenter Arzt, und wo hätten wir wohl solche in der DDR, wenn man sie für nichts einsperrte?« Sehr plausibel! Aber dazu wusste ich ihm nichts zu antworten. Er zog das stärkste Register: »Dass Sie es nur wissen – Sie sind hier wegen Landesverrats, stehen seit Jahren in verbrecherischer Beziehung zu den kapitalistischen Geheimdiensten, und das können wir Ihnen beweisen!«

Nicht angenehm zu hören, und dass es nicht der Fall war, machte es nicht besser für mich. Der Zorn stieg in mir hoch, aber ich hatte dazu nichts zu bemerken. »Sie schweigen? So will ich Ihnen zuerst Beweise dafür zeigen!« Zog einen dicken Stoß Papiere hinter dem Schreibtisch hervor, warf sie auf den Tisch, hieb zur Bekräftigung mit der flachen Hand darauf: »Hier sind unsere Beweise gegen Sie – eine ganze, dicke Bibel!« Sank in den Stuhl, starrte mich an wie die Schlange das Kaninchen.

Was er hatte, war mir schon klar. Genau dasselbe hatte ich vor Jahren schon einmal erlebt beim sowjetischen militärischen Geheimdienst. Ein Obrist hatte mich damals ebenso begrüßt, auch mit so einer dicken »Bibel«. Sie bestand aus den Berichten der Spitzel, die man über lange Zeit gegen mich angesetzt hatte. Es war alles gelogen, und das konnte ich als freier Mann damals leicht beweisen, kam mit einem russischen Offizier schnell klar, sodass es auslief wie das Hornberger Schießen und der Oberst selber am meisten lachen musste über »den Dreck«, wie er das treffend nannte. Aber mit dem russischen Militär war noch immer ein Auskommen, ließ man sich nicht verblüffen. Nun sah es anders aus für mich, viel weniger gemütlich. Denn das Schlimmste, was man erleben kann, das kommt einem immer von den eigenen Landsleuten. »Deutsche Kamerad!«, warf der russische Oberst mir damals verächtlich hin, reichte mir die Hand, und die Sache war erledigt unter Männern.

Der SSD-Oberleutnant mochte mein Schweigen so deuten, als sei ich stark angeschlagen von seiner »Bibel«, begann mit dem in solchen Lagen fälligen Sermon:

»Auf Ihrem Platz da möchte ich nicht sitzen! Ihre Lage ist eine sehr schwere und am besten, Sie sagen gleich alles: jede Dienststelle und jede Person, mit der Sie drüben Kontakt hatten, und auch die Orte und genauen Zeiten Ihrer Zusammenkünfte. Ich als Ihr Sachwalter will Ihnen helfen, aber das kann ich nur, wenn Sie mir sofort die volle Wahrheit sagen. Hier steht ohnehin schon alles über Sie genau geschrieben – und wir wissen über Sie auch noch viel mehr. Also reden Sie offen, wenn Sie wollen, dass ich Ihnen helfen kann in Ihrer schlimmen Lage! Sprechen Sie!«

Wie erschöpft sank er in seinen Stuhl, schloss die Augen. Er wollte mich im eigenen Saft schmoren lassen, wartete ab, mir dafür Zeit zu lassen.

Als ich weiter schwieg, fuhr er plötzlich auf, schob die Mütze weit in das Gesicht, dass ihm die blonde Haartolle in die Stirn fiel, brüllte mich an:

»Vergessen Sie bloß das eine nicht: Sie sind hier beim MfS – nicht aber bei den schlappen zivilen Gerichten! Die haben ihre Vorschriften, aber wir nicht! So gemütlich geht es bei uns nicht zu wie bei denen. Die Untersuchungshaft bei uns hat nur den einen Zweck, alles herauszubekommen, was wir wissen müssen – und wir kriegen es heraus! Wie lange das dauern soll, das haben Sie in der Hand. Von uns aus kann das jahrelang dauern, wenn Sie nicht reden wollen. Aber reden werden Sie – wir haben die Mittel, Sie dazu zu bringen! Und das eine noch: Hinterher, dann kommt erst noch der Staatsanwalt und die Verhandlung im Gerichtsverfahren, und das kann lange dauern. Und wenn Sie jetzt, bei mir, nicht gestehen, dann rechnet man Ihnen hinterher von der U-Haft keinen einzigen Tag auf die Strafzeit an. Die beginnt mit dem Urteil. Also reden Sie, reden Sie!«

Biss sich grimmig auf die Lippen, knallte eine Akte auf den Tisch, zog die Stirn in drohende Querfalten und starrte mich lange an, ohne nur ein einziges Mal zu blinzeln.

So saßen wir eine Weile. »Na schön! – ganz wie Sie wollen!« Er blätterte in den Papieren, begann mich anhand derselben zu verhören. Blatt für Blatt nahm er vor, aber von dem, was darauf stand, stimmte kein einziges Wort. Alles Belanglosigkeiten, Spitzelmärchen, Lügen.⁹ Da er so nicht vorankam, ließ der Herr Sachbearbeiter sich dazu hinreißen, mir den einen seiner Berichte über lange Sätze wortwörtlich vorzulesen. Dieser Passus erschien ihm am meisten belastend, und von seinem Standpunkt aus hätte er ihn mir besser nicht so genau vorgelesen. Denn ich erkannte an ihm, von wem er stammte. Der russische Obrist hatte nicht ganz unrecht mit seinem Zynismus vom »deutschen Kamerad«.

In der Tat stammte diese Bekundung in der großen Bibel von einem sehr nahen Bekannten, der mein volles Vertrauen besaß, es aber grob missachtet hatte.¹⁰ War das arg, hatte es doch den hohen Vorteil, dass seine Aussage für den SSD nun wie ein Bumerang wirkte. Denn nun fiel mir alles genau ein, was ich damals im Gespräch gesagt hatte, und etwas Besseres konnte ich nicht in die Hand bekommen in meiner Lage. Nun wusste ich genau, was er – der Oberleutnant des SSD – in der Hand zu haben glaubte gegen mich. Zwar war das nichts, was mich irgend hätte belasten können, aber solange man in einem Verhör nicht weiß, was der andere wissen kann, ist das immer sehr fatal und auch bedenklich. Davon soll nur in aller Kürze berichtet sein. Damals – das lag schon eine Reihe von Jahren zurück – hatte ich jenem guten Bekannten erzählt von einer Reise nach der Bundesrepublik zu alten Bekannten und zu Verwandten. Das war alles völlig legal zugegangen über eine amtliche Reisegenehmigung, und ein Geheimnis war überhaupt nicht bei alledem. Aber so war das bei uns: Trotzdem wurde man über Jahre beobachtet und bespitzelt, das »Material« gesammelt für den Tag X, wo es genehm war, jemandem den Hals umzudrehen, weil er irgendjemandem nicht mehr gefiel.

Damals am Tage Y in der freundlichen und schönen Stadt Heidelberg in der Bundesrepublik machte ich zufällig die Bekanntschaft von zwei sehr netten Amerikanerinnen, die just ihren Europatrip unternahmen. Natürlich hatte ich auch von dieser freundlichen Begegnung gesprochen. Er aber ging hin, schrieb dem SSD, der ihn bei-läufig in der Hand hatte wegen einer Angelegenheit, die uns hier nichts angehen soll – einen genauen Bericht über unser Gespräch. So genau, dass mir alles sofort wieder ganz genau erinnerlich war, als man mir das vorlas hier beim SSD.

So war ich, was meine Sache anging, sofort sehr beruhigt, war die Unsicherheit über das Los, was man mir anhängen wollte. Allerdings traf es mich schwer, dass ich von dieser Seite so arg hintergangen worden war. Daher saß ich ganz in Gedanken versunken auf meinem Armesünderschemel neben der Tür. Der Herr Oberleutnant nahm das wohl für den Beginn einer heilsamen Krise in mir, ließ daher ab und mich

⁹ Vgl. zu den Beschuldigungen die Dokumente 4, S. 182, und 7, S. 187.

¹⁰ Es ließ sich nicht zweifelsfrei klären, um wen es sich handelte.

wieder hinauf in die Zelle führen. Droben unter dem heißen Dach fand ich vorsorglich mein Prachtbett schon bereit und einladend aufgeschlagen. Das war mir so lieb wie ich müde war nach diesem ereignisreichen Tage. Also zog ich mich bei der Hitze im Lokale aus bis auf die Haut, legte mich in das Bett, um im Schlaf neue Kräfte zu sammeln. Zwar blendete mich die große Lampe ganz unverschämt, und ich hatte nur den einen, dringlichen Wunsch, in Dunkelheit und etwas mehr Kühle in der Nacht traumlos und fest zu schlafen. Noch einmal trat der Schließer ein, und diesen Augenblick vor dem sehnlich erwarteten Lichtabschalten habe ich heute noch in der genauen Erinnerung.

2. Kapitel

Aber der Mann sah nur kurz herein, ging hinaus, schloss ab, und die Lampe blieb brennen – diese Nacht und eine Reihe nachfolgender bis an den Morgen. Das gehörte zu den Methoden, die Gefangenen mürbe zu machen für ein Geständnis. Nicht schlecht kalkuliert. Die grelle Blendung und die Hitze der großen Glühbirne vertrieben einen aus dem schönen Bett auf die Dielen an dem Podest für das Lager. Dort lag man nackt und bloß, wurde trotzdem noch stark geblendet. Und die Lampe vermehrte die ohnehin unerträgliche Hitze im Lokal. Dabei war an Schlaf nicht zu denken; nur aus Erschöpfung fiel man zeitweilig in einen Dämmerzustand.

Der fortwährend fließende Schweiß konnte in der stehenden, feuchten Luft nicht verdunsten. Daher kühlte er den Körper nicht ab, entzog ihm nur ständig viel Flüssigkeit. Bald litt man unter einem brennenden Durst. Aber die Trinkmenge war mit zwei Blechschüsseln so knapp rationiert, dass man ihn nicht stillen konnte. Die klassische Versuchsanordnung, einen Hitzschlag zu erzeugen. Wie nahe man ihm kam, zeigten die mir bekannten Symptome. Dazu die Einschränkung der Nierenfunktion durch den Wassermangel. In diesem gefährlichen Zustand verweigert – um die Stoffwechselschlacken nicht zu vermehren – der Organismus jede Nahrungsaufnahme. Was er unabdingbar braucht für so vitale Leistungen wie Herzschlag und Atmung nimmt er aus seiner eigenen Substanz. Daher verlor ich in der Zeit beim SSD, wie kontrolliert, 27 Prozent des Körpergewichtes – etwa soviel wie bei einer so schweren Erkrankung wie Typhus. Was das für die Leistungsfähigkeit heißt, mag der Leser sich denken. So brachte man die Leute in eine Verfassung, wie man sie wünschte für ihre Verhöre. Diese gut zu bestehen, war auch für den robusten, gesunden und ausgeruhten Mann eine schwere Arbeit. Alle fürchteten sie sehr, und die Gründe dafür lagen auf der Hand.

Eine zeitliche Ordnung und Regel gab es für die Verhöre nicht. In jeder Minute, rund um die Uhr, durfte man darauf gefasst sein, zur Vernehmung geholt zu werden. Ihre Intervalle und zeitliche Dauer wechselten ständig. Die einzige Bremse lag darin, dass man immer von demselben Mann, eben dem Sachbearbeiter, vernommen wurde.

Da er auch nur ein Mensch war, der essen und schlafen musste, gab es für den Verhörten gewisse Pausen. Allerdings verbrachte ich sie in meinem Backofen unter 100 Plagen und Beschwerden, ohne essen zu können oder auszuruhen wie der Oberleutnant, der obendrein frei, ohne Sorgen und gute 20 Jahre jünger war. So war vorgesorgt, dass sein Klient durch ein wirksames Handikap belastet war ihm gegenüber.

Gewisse Nuancierungen machten die Verhöre zusätzlich anstrengender. Kaum war man – nach vielstündiger Vernehmung – in seiner Zelle und etwas entspannt, kam schon wieder der blasse Stumme, winkte zum Rencontre. Das musste immer so schnell gehen, als sei das Lauffeuer hinter einem her. Kam man aber im Verhörraum an, so dauerte es Stunden, bis der Oberleutnant kam. Und dann stellte er zwei bis drei kurze Fragen, ließ einen wieder in die Zelle führen. Das mochte drei bis vier Mal in 24 Stunden so gehen. Anschließend war man drei Tage lang überhaupt nicht gefragt, wobei es eine offene Frage blieb, was unangenehmer war. Die Dauer der einzelnen Vernehmungen zeigte dieselbe Unregelmäßigkeit – das ging von Minuten bis zu zwölf Stunden pausenlos und noch länger bei mir. Das hat mir nicht allzu viel ausgemacht, da ich als Arzt für solchen Stress ausgezeichnet trainiert war.

Der Mann von der Straße hat es darin viel schwerer. Wenn er zwei Nächte nicht schlafen kann, ständig beunruhigt wird, ist er sehr rasch am Ende seiner Nerven. Darauf war dies Verfahren angelegt. Hernach in den Gefängnissen traf ich so manchen braven Mann, der mir berichtete, er habe das alles, vor allem die totale Isolierung und das ganze taubstumme Wesen beim SSD, nicht ertragen können. »Du musst von hier raus – um jeden Preis! Oder du bringst dich um!« So war seine Verfassung dann. Also gestand er irgendetwas, was er nicht begangen hatte, nur um fortzukommen aus diesen Verhältnissen. Er kam auch fort: zum Staatsanwalt und dann für lange Jahre in Haft. Danach kamen die Reue und die schweren Selbstvorwürfe. Es war immer dasselbe, was diese Männer erzählten. Wie nicht zu verwundern! Solchen Methoden gegenüber haben nur zwei konträre menschliche Kategorien gewisse Chancen: erstens die echten Kriminellen mit ihren geistig-seelischen Defekten, welche sie unangreifbar machen, und zweitens die rein geistig eingestellten, hochdifferenzierten Naturen mit ihren inneren Reserven, ihrem Stolz und ihrer Selbstbehauptung.

Was meine Verhöre ihrer Substanz nach angeht, so muss ich den Leser leider enttäuschen, wenn er von diesem Bericht Kabinettstücke einer vergeistigten Kriminalistik oder einer mephistophelischen Form der Inquisition erwartet hat. Es ging alles viel simpler, ja primitiver zu. Nicht aus einem Unvermögen des keineswegs unintelligenten Sachbearbeiters oder seiner höchst potenten Institution, sondern weil ihm ein aussichtsloser Fall samt einem Mann aufgenötigt war, der in ihr Schema nicht passte. Ihre Bibel, so dick wie sie war, taugte nicht dafür, einen Wissenschaftler – solange er noch er selber blieb – zu einem »Geständnis« zu bringen. Ein Geständnis aber war immer das Ziel aller Bemühungen der Verhöre – sehr zu meinem Erstaunen. Denn man besaß die Macht, mich wie jeden auch ohne ein solches kalt zu liquidieren. Da man davon absah, musste man Beweise bekommen und zwar von mir, da andere nicht gegeben waren. Sonst hätte man sich diese ganze Mühe mit mir nicht gemacht. Daher ging man

gegen mich an mit Behauptungen, groben Anschuldigungen aus dem Handgelenk heraus, listigen Insinuationen, Trick- und Fangfragen und vor allem einer konsequenten Ermüdungstaktik, welche teils aus der ganzen Lebenshaltung samt Schikanen wie der nächtlichen Illumination, teils aus anstrengenden Vernehmungen bestand.

Der Überraschungsangriff gleich beim ersten Verhör war misslungen. Daher ging man anders vor, verlangte all' und jedes ganz genau zu hören, was auf der vorerwähnten Reise in Heidelberg vorgegangen war. Wie in der ersten Nacht hier beschlossen, gab ich bei dem Verhör gleich am nächsten Morgen bereitwillig Auskunft über alles, zumal nichts davon verboten war. Natürlich glaubte man mir nicht, fing an zu sondieren. Dabei kam es zu den merkwürdigsten Deutungen, die im Grunde erheiternd, in dieser Lage aber nicht unbedenklich waren. Eine Reisebekanntschaft mit amerikanischen Damen war natürlich ein arges Handikap. »Wie konnten Sie sich als Bürger der DDR mit solchen Kapitalisten einlassen?« Ja, warum? Sie hatten mir ihr Scheckbuch nicht vorgezeigt, sahen aus und benahmen sich wie andere Damen auch.

Nach dem Wetter wurde gefragt. Es waren damals herrliche, sehr heiße, sommerliche Tage. Das wusste ich und gab es an. »Aber Sie konnten doch mit den feinen Damen nicht immerzu in der Hitze herumlaufen!?« Das war nicht geschehen. Ich lief mit meiner Tochter spazieren, wir wurden von einem Wagen überholt, in dem die Damen saßen, welche meine Tochter gut kannten. Daher hielten sie an, nahmen uns mit für einen Ausflug in die Umgebung von Heidelberg, die wunderschön war. Daraufhin erfolgte ein peinliches Examen über den zurückgelegten Weg – so genau, dass man denken konnte, man sei dort beschattet worden. Das war durchaus möglich bei den vielen DDR-Spitzeln überall in der Bundesrepublik. Umso mehr war geboten, nichts zu verheimlichen, was man irgend hätte beobachten können. Doch mein Gedächtnis war gut – man überzeugte sich, dass meine Angaben bezüglich des zurückgelegten Weges stimmten. »Aber so eine lange Fahrt im Taxi kostet doch ein unverschämtes Geld, und Sie werden sich doch nicht für das Geld fremder Damen haben ausfahren lassen! Woher hatten Sie dieses Geld, sagen Sie mir das auf der Stelle und der Wahrheit gemäß! Denn als DDR-Bürger durften Sie ja drüben keinerlei Devisen besitzen – ich will sofort wissen, wie Sie zu diesem vielen Gelde gekommen sind!« Dies war nicht schwer zu entkräften.

Der Wahrheit gemäß gab ich an, der Wagen sei Eigentum der Amerikanerinnen gewesen. Das erregte Entrüstung. »Na, da sehen Sie ja, dass Sie mit großen Kapitalisten sich eingelassen hatten! Wer hat schon so viel Geld, dass er sich auf einer Reise nach Europa – dass die Damen auf einem Europatrip waren, hatte ich erwähnt – gleich einen eigenen Wagen kaufen kann!« Das war nicht mein Eindruck damals. Und nach meiner Überzeugung gab ich an, man brauche als Amerikaner wohl kein großer Kapitalist zu sein, um sich einen Wagen zu leisten. Auch sehr einfach aussehende Amerikaner hätten dort sehr schöne, starke Wagen gefahren, und gelaufen wäre keiner. Das sei wohl so Sitte bei den Amerikanern und kein Erweis für einen besonderen Reichtum.

Mit dieser Erklärung trat ich aber in das Fettnäpfchen bei dem Herrn Oberleutnant: »Was erzählen Sie da für einen Unsinn! Und passen Sie bloß auf mit Ihren Reden – wollen Sie etwa behaupten, unsere volkseigene Automobilindustrie fertige minderwertige Wagen!? Sagen Sie das noch einmal, und Sie sind dran wegen diversanter Reden gegen die DDR!« Das habe er in die Diskussion gebracht und nicht ich, und darauf müsse ich bestehen, erwiderte ich. Er ließ ab davon, fing es anders an. »Können Sie Amerikanisch sprechen?« Das musste ich verneinen. »Sprachen die amerikanischen Damen Deutsch?« Das war nicht der Fall. Also kam er mir mit dem Knigge: »Aber dann war es doch von Ihnen die größte Unhöflichkeit, mit diesen Damen spazieren zu fahren – sehen Sie das nicht ein?« Diese Karte stach nicht, denn meine Tochter sprach Amerikanisch wie Deutsch und dolmetschte.

Diese Auskunft verdross mein Gegenüber, und er schwieg eine Weile düster vor sich hin in seinem Lehnstuhl hinter dem großen Schreibtisch am anderen Ende des Verhörraumes. Kein sehr gemütlicher Gesprächspartner – drehte einem das Wort im Munde um, wollte einen über die gesellschaftlichen Formen belehren, einem gar ein Devisenvergehen, diversantes Verhalten unterstellen, wo man nichts als die reine Wahrheit sprach. »Was haben Sie in den Nächten gemacht in Heidelberg?« kam die nächste Frage.

Ich hatte geschlafen, weil ich müde von den Tagen war. Gleich wollte er wissen, wo ich übernachtet hätte. Ich wusste die Straße und Hausnummer der kleinen Privatpension nicht mehr, woraus er sofort weitgehende Schlüsse zu meinen Lasten ziehen wollte. Nicht dass er mich moralisch verdächtigte – dies war etwa das Einzige, was man mir nicht unterstellte in diesen Verhören. Schließlich fiel mir die genaue Lage des hübschen Eckhauses neben einem markanten Punkt in Heidelberg wieder ein und auch das Stockwerk, in dem ich genächtigt hatte. »Das wird von uns genau nachgeprüft – und wehe. Sie haben mir nicht die Wahrheit gesagt!« Machte sich genaue Notizen dazu.

Es mag interessieren, dass dies keine bloße Redensart gewesen war, um mich zu irritieren. Etwa zwölf Tage später kam der Offizier auf diese Frage noch einmal zurück, sah einen schriftlichen Bericht erneut durch: »Übrigens haben Sie mich nicht belogen mit Ihren Übernachtungen. Wir haben das nachprüfen lassen, und ihre Angaben sind uns bestätigt worden.« Und nannte mir zutreffend Straße, Hausnummer und Inhaber der bewussten Pension. So war es noch mit einigen anderen fraglichen Punkten, die er nachprüfen lassen wollte in Heidelberg. Was er an Auskünften erhalten hatte, traf ganz genau zu. Dies nur als Hinweis auf die damals schon brauchbare Nachrichtenorganisation des SSD in der Bundesrepublik. Heute mag das noch perfekter sein, aber auch damals war ich frappiert, als mir diese oft unterschätzten nachrichtendienstlichen Leistungen wie auf dem Präsentierteller geboten wurden.

Für meine Lage war das sehr gut, denn nach dem Eingang dieser Bestätigungen meiner Aussagen besserte sich der ganze Ton im Umgang mit mir. Daher war ich gut beraten, dass ich zwar die Wahrheit sprach, aber so naiv nicht war, alles zu erzählen, was ich in Heidelberg erlebt hatte. Zwar war das ganz harmlos, aber wusste man alles,

hätte man mir sicher einen Strick daraus gedreht. Das freundliche Angebot, in der netten Wohnung eines amerikanischen Angestellten zu übernachten, zerschlug sich, weil er plötzlich erkrankte. Auch luden die Damen mich nach der Autofahrt ein, ihr Gast zu sein bei einem guten Diner im ersten Hotel der Besatzungsmacht. Dort saß ich nun in der Tat unter hohen Offizieren, Beamten und ganz gewiss auch großen Männern vom Counter Intelligence Corps der USA (CIC), war als Gast willkommen, und das waren sehr angenehme Stunden zwanglosen Beisammenseins ohne amtliche Hintergründe. Käme das heraus, wäre es für den SSD der schlüssige Beweis meines angeblichen Landesverrats. Seine Mentalität hätte keine andere Deutung erlaubt, als dass dies der Judaslohn war für alle Verbrechen gegen die Sicherheit der DDR.

Ein Leben wie im Urwald, wo nur überlebt, wer die richtigen Instinkte noch hat, sich nach ihnen richtet! Dabei hielt der Oberleutnant mich für schwachsinnig nach SSD-Begriffen. So froh er war, mich mitteilungsfreudig zu sehen, ging ihm doch auf, dass allen meinen Geschichten die Pointen fehlten, auf die es ihm ankam. Daher schrie er mich an: »Sie erzählen und erzählen, aber heraus kommt nichts dabei. Sagen Sie endlich, welche amerikanischen Dienststellen Sie in Heidelberg aufgesucht haben!« Nicht eine einzige, bekundete ich der Wahrheit gemäß und fügte hinzu, selbst wenn ich es gewollte hätte, wären sie nicht zu finden gewesen. Denn ich hätte kein einziges Schild einer solchen Stelle irgendwo gesehen. Das war zuviel für seine Geduld.

Er sprang auf, kam in seinen großen Stiefeln drohend durch das weite Lokal an mich heran mit rotem Gesicht und blitzenden Augen: »Wollen Sie mich für dumm verkaufen? Glauben Sie etwa, ich könne Sie als hochgelehrten Wissenschaftler für so naiv halten, dass Sie nicht wüssten, dass es bei den Geheimdienststellen selbstverständlich keine Schilder gibt? Wo kämen wir hin, wenn wir so dumm wären? Und das soll ich Ihnen glauben? Das glauben Sie ja selber nicht!« Fuhr mir mit der Nase fast in das Gesicht und stieß eine ganz abscheuliche Lache aus: »Hähähähähähähähäh.« Hielt ein, fixierte mich wütenden Gesichtes ein paar Minuten so starr, dass er nicht einmal blinzelte dabei.

Ein peinlicher Mensch – aber da war nichts zu machen, als dass man dem unbewegt standhielt. Als er sich beruhigt hatte, erklärte ich ihm, so sei es mit den Gelehrten. Für solche Dinge hätten sie nicht das geringste Interesse über ihren wichtigeren Gedanken. Er wollte wieder auffahren, fasste sich aber und begann, mir zu erklären: »Wir haben auch unsere Wissenschaft und keine geringe – das werden Sie noch merken!« Anschließend lobte er die Hochintelligenz der DDR, und es gab eine friedliche Diskussion über den wissenschaftlichen Rang der SSD-Methoden. Danach gab er mir eine Vorstellung von seinem Ressentiment, fragte urplötzlich, wie hoch die Geldprämie gewesen sei, die ich unlängst bekam in Verbindung mit einer hohen, staatlichen Auszeichnung,¹¹ deren Berechtigung er durchaus anerkannte. Ich gab – weil mich Geld als solches nicht beeindruckte, 2 000 Mark zu wenig an. Sofort verbesserte er:

¹¹ Joachim Granzow war im Dezember 1953 als »Verdienter Arzt des Volkes« ausgezeichnet worden. Damit war eine Prämie von 5 000 Mark der DDR verbunden.

»Macht Ihnen das so wenig aus, dass Sie solche Beträge vergessen?« So bekam er zu hören, ich sei so gestellt, dass ich nur an meine Arbeit zu denken brauche und halte das für eine sehr kluge Maßnahme unserer Staatsführung. Diese Einstellung lobte er, war aber doch verletzt über seine vermutlich nicht eben guten¹² Bezüge bei seiner SSD-Wissenschaft.

Dass ich bei den höchsten Stellen aufgrund meiner Nützlichkeit wohlgelitten war, nahm er persönlich übel. »Aber wie kommen *Sie* dazu, mit diesen Hochgestellten so einfach umzugehen?«, fuhr er mich an. Daher musste ich ihn belehren, wer ich war, und dass die Initiative dazu nicht bei mir lag, und obendrein darüber, dass ich in solchen Kreisen immer wohlgelitten gewesen sei wegen meiner Leistung. Und dass ich einen guten Umgang mit Menschen nicht deshalb für unangebracht hielt, weil sie hohe Staatsämter bekleideten – zumal sie mir liebenswürdig begegneten. Diese Einsichten erschütterten offenbar sein gleichgeschaltetes Gemüt, und er saß eine Weile nachdenklich da. Schließlich erleichterte er sein sozialistisches Herz und platzte heraus: »Aber damit ist es nun aus für Sie! Dafür werden wir sorgen!«

Davon sei ich überzeugt, gab ich ihm zu. Denn ohne einen vorangegangenen Wandel von oben wäre er kaum in der Lage, so mit mir zu sprechen. »Mit Ihnen kann man nicht reden – Sie müssen immer das letzte Wort behalten!« resignierte er. Ja natürlich: Ein Mann meines Schlages unterlief ihm kaum, und so hatte er es schwer mit dem Auftrag, mich fertig zu machen. Für mich war das auch nicht bequem. Gab man sich natürlich und blieb ganz auf das Sachliche eingestellt, so verstand er das nicht, hielt alles nur für die Überheblichkeit der verdamnten Intellektuellen.

Ich kann hier nur kurze Andeutungen aus den vielen Verhören machen. Aber sie mögen genügen, ein Bild von dem ganzen Tenor dieser Vernehmungen zu geben. Es war immer dasselbe. Ich berichtete meine belanglosen Reiseerlebnisse, er aber wurde von seinen Oberen bedrängt: »Nur immer los und voran! Bringen Sie uns brauchbares Material gegen diesen Menschen!« Die Schwierigkeit für mich lag darin, trotz aller Strapazen und meines immer schlechteren Zustandes kein Wort aus all diesen Tiraden und Diskussionen zu vergessen. Daher war meine »freie Zeit« oben in dem Backofen und den andalusischen Nächten völlig damit ausgefüllt, dies alles wohlgeordnet auswendig zu lernen. Denn Widersprüchlichkeiten durfte es von meiner Seite nicht geben. Der Offizier sagte es selber immer wieder: »Ich werde Sie schon noch bei Widersprüchen erwischen! Dann sind wir fertig miteinander – dann ist das der Beweis gegen Sie, den wir brauchen!« Also lernte und paukte ich, wusste schließlich all den Wust so genau wie ein Konfirmand Luthers Katechismus samt allen Erklärungen unter dem Titel: »Was ist das?« Wie ein Gehirn in einem so erschöpften, heruntergebrachten Organismus noch vollkommen zuverlässig arbeiten kann, ist mir heute noch rätselhaft.

¹² Hier irrt der Verfasser. Angehörige des Staatssekretariats für Staatssicherheit (SfS) bezogen relativ hohe Gehälter und waren dadurch gegenüber anderen Berufsgruppen privilegiert. Das Niveau der mit Einzelverträgen Beschäftigten der »Intelligenz« erreichten sie in der Regel freilich nicht.

Dass es der Fall war, beweist der Umstand, dass ich heute hier sitze, alles noch haargenau weiß und berichten kann. Eine gute Waffe – ein gutes und ständig geschultes Gehirn. Meine einzige und letzte damals. Denn was blieb einem sonst, um wenigstens den Versuch einer Selbstverteidigung zu machen – unter Umständen, die jede Hoffnung draußen hielten.

Am Schluss jedes wichtigen Verhörs gab es für den Herrn Oberleutnant eine anstrengende Arbeit und für mich eine gute Ruhepause in dem kühlen, gut belüfteten Raum. Stenogramm, Schreibmaschine, auch ein Füllfederhalter für Erleichterung waren dem Offizier verboten. Wie ein Schuljunge musste er jedes Wort niederschreiben mit Federhalter und Stahlfeder aus dem fiskalischen Tintenfass.¹³ Unterlief ihm ein Fehler, hatte er das ganze Blatt noch einmal zu schreiben, denn jedes Verbessern oder Radieren waren streng verpönt. Das musste in meiner Gegenwart geschehen und war nach der Niederschrift von mir zu unterschreiben nach gewissen Vorschriften – sowie mir erinnerlich auf jeder beschriebenen Seite einmal. Der Offizier setzte sofort seine Chiffre neben meinen Namenszug.¹⁴ Offenbar durfte hier niemand einen Namen führen, seinen jedenfalls erfuhr ich nicht, und sein Zeichen habe ich vergessen, würde es auch in anderem Falle nicht mitteilen.

Ich kann bezeugen, dass es bei jenen Protokollen vollkommen korrekt zugeht in meinem Falle. Ich hatte Zeit genug, alles vor der Unterschrift genau durchzulesen, unterschrieb nur, was stimmte und wurde dabei keinem Druck ausgesetzt. Das war auch nicht nötig, denn man stand diese ganze Zeit unter dem Druck der beschriebenen Lebenshaltung und der eigenen Sorgen. Dies war die kalte Methode der Liquidation und eine solche, dass man zum Schluss sich bei den Protokollen eine Korrektheit gut leisten konnte. Die gefürchteten Verhöre haben mich das Fürchten nicht gelehrt, wohl aber blieb die Frage, wie lange mein Organismus dem Hunger und den sonstigen Belastungen standhalten würde. Solche müßigen Gedanken muss man mit aller Energie niederhalten in einer Lage wie dieser. Das wurde mir erleichtert durch den Zwang, außerhalb der Verhöre meine Lektion mir immer gegenwärtig zu halten. In der DDR war es ein offenes Geheimnis, dass beim SSD rücksichtslos gefoltert wurde.¹⁵ Es fiel

¹³ Die so entstandenen Protokolle stellten allerdings nur eine sehr stark zusammengefasste Wiedergabe des Gesprochenen dar. Auch mehrstündige Verhöre wurden oft mit nur wenigen Sätzen wiedergegeben.

¹⁴ In den Stasi-Unterlagen sind verschiedene der handschriftlich verfassten Originalprotokolle mit den Unterschriften Joachim Granzows überliefert. Vgl. BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bl. 76–81 u. 86–89.

¹⁵ Mitte der fünfziger Jahre wurden vor allem Methoden psychischer Folter angewandt wie systematischer Schlafentzug und die Inhaftierung in Zellen ohne jeden Lichteinfall. Durchaus üblich blieben aber nach wie vor körperliche Misshandlungen und die Anwendung von Foltermethoden. Vgl. dazu Müller, Klaus-Dieter: »Jeder kriminelle Mörder ist mir lieber...«. Haftbedingungen für politische Häftlinge in der Sowjetischen Besatzungszone und der Deutschen Demokratischen Republik und ihre Veränderungen von 1945–1989. In: Ders.; Stephan, Annegret (Hg.): Die Vergangenheit lässt uns nicht los. Haftbe-

mir schwer, daran zu glauben, weil dergleichen unmöglich zu verheimlichen war. Kam es heraus, war es nicht angenehm für das Prestige des Staates, dessen zweites Wort die Humanität war, die ihm am Herzen liege.

Was das angeht, sind mir die Gefängnisse eine ausgezeichnete Lehre gewesen, und ich brauche mich nicht mehr auf die Gerüchte zu verlassen. Das ist immer sehr gut, will man den Anspruch auf kompetente Urteile über dergleichen Gebiete erheben. Dass man es hier bei der eleganten bzw. kalten Methode nicht bewenden ließ, durfte ich an einem späten Abend anlässlich eines Verhörs beweiskräftig erfahren. Es wurde so laut im Raum nebenan, dass die starken Mauern nicht mehr dicht hielten. Zwei grobe Männerstimmen setzten einer Frau zu – einer noch jungen ausweislich ihrer Stimme. Offenbar kam man dort mit einem Verhör nicht nach Wunsch voran, und der ganze Tenor klang sehr übel. »Was haben Sie darauf zu hören«, schrie der Oberleutnant mich wütend an. »Das geht Sie einen Dreck an! Sehen Sie lieber zu, dass Sie mit Ihrer eigenen Sache zurechtkommen!« und bedrängte mich weiter. Plötzlich riss jemand die Tür bei uns auf, und ein hocherregter, übel aussehender Mann in Offiziersuniform steckte den Kopf herein, winkte meinem Sachbearbeiter. Schon fuhr er auf und folgte ihm. Alsbald mischte sich seine Stimme in die heftigen Reden.

Auf einmal war Ruhe; aber in diese unguete Stille hinein begann die Frau nebenan so entsetzlich zu schreien, wie ein Mensch nur in der höchsten Not und Pein schreien kann. Schläge hörte man nicht, und danach klangen auch diese Schreie nicht. Aber es gibt ja ganz andere Verfahren, eine wehrlose Frau bis in den Wahnsinn zu quälen als einfache Schläge. Das wurde immer schlimmer, und schließlich so, dass man die tödlichsten Wünsche in sich fühlte, dem ein Ende zu bereiten. So erfuhr ich, was dran war an den Gerüchten über Folterungen bei dieser Institution – einer staatlichen, ohne die man nicht auszukommen voll überzeugt war und es heute¹⁶ noch ist. Endlich erstarb das entsetzliche, empörende Schreien in einem grauenhaften Stöhnen, dem plötzlich die Ruhe einer Ohnmacht folgte. Dahinein fiel umso widerwärtiger ein tierisches, geiles Gelächter der tapferen Männer nebenan. Hernach hörte man nur ein herzzerbrechendes, nicht endendes Weinen der Frau.

Ich denke, dies mag genügen zur Kennzeichnung dieser Form von Humanität. Und dann? Dann kam der Oberleutnant zurück, aber in einer Verfassung, die nicht mehr menschlich war: Völlig geschwitzt, hochrot, so erregt, dass er zitterte, kein Feuer für

dingungen politischer Gefangener in der SBZ/DDR und deren gesundheitliche Folgen. Berlin 1998, S. 15–37 u. 39–47. Die Führung des Staatssekretariats für Staatssicherheit versuchte, solche Folter-Praktiken zu unterbinden, aber offenbar ohne durchschlagenden Erfolg. Vgl. dazu Engelman, Roger: Staatssicherheitsjustiz im Aufbau. Zur Entwicklung geheimpolizeilicher und justitieller Strukturen im Bereich der politischen Strafverfolgung 1950–1963. In: Ders.; Vollnhals, Clemens (Hg.): Justiz im Dienste der Parteiherrschaft. Rechtspraxis und Staatssicherheit in der DDR. 2. Aufl., Berlin 2000, S. 133–164, hier 145.

¹⁶ Wie in der Einleitung erwähnt, brachte Joachim Granzow diesen Bericht Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre zu Papier. Damals wurde vom MfS allerdings keine physische Folter mehr praktiziert.

seine Zigarette anbekam. Schwer atmend fiel er in seinen Stuhl, stierte mit glasigen Augen vor sich hin, als sähe er dort das große Nichts, dem er verhaftet war. Erst nach längerer Zeit war er wieder imstande, das Verhör in leidlicher Form zu beenden. Berichte von Mitgefangenen, die man beim SSD in der brutalsten Weise zusammengeschlagen hatte, um sie zu etwas zu bringen, hörte ich hernach nicht selten, überlasse es dem Leser, ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen nach dem Mitgeteilten. Sicher kein Monopol der DDR-Geheimdienste – aber das macht solche Dinge nicht besser. Man wäre dort vielleicht gut beraten, ginge man sparsam um mit Begriffen wie dem der Humanität.

Sehr erschwerend war für mich eine damals einsetzende starke Hitzewelle. An einem Sonntagmorgen, als ich fast einem Hitzschlag erlag, wurden zwei Wachtmeisterinnen meine Rettung, die das bei ihrem Sonntagsdienst bemerkten. Sie ließen die Zellentür weit offen, sodass endlich ein Luftzug einen etwas kühlte, brachten auch Tabletten, die gegen den Kollaps gut halfen, und sie waren in der Tat human – denn wäre ihre Menschlichkeit herausgekommen, so hätten sie ihr gutes Herz ganz gewiss bitter zu bereuen gehabt. So will ich ihnen hier ausdrücklich danken, diesen guten Samariterinnen.

Einige Tage später reinigten allerschwerste Gewitter die Atmosphäre, und sogar mein heißes Dach kühlte ab unter den Wasserfluten, und gegen Morgen drang durch den Spalt des kleinen Dachfensters soviel frische Luft herein, dass ich mich etwas erholte. Aber das war nicht alles. Hernach – die hilfreichen Damen hatten den Morgendienst – traten sie lachend und heiter in die Zellentür: »Machen Sie sich fertig – gleich geht es hinaus zum Spaziergang!«

In der Tat holte der Stumme mich ab, führte mich bis in den Keller an eine geöffnete Tür, die in das Freie ging. Dort übernahm mich ein Uniformierter mit einem starken Rottweiler, der mir mit der stumpfen Nase immer an der Wade blieb als guter Polizeihund. In einem hochummauerten und von oben durch den obligaten Mann mit dem Gewehr gesicherten Laufhof ließ man mich wohl eine halbe Stunde allein herumgehen. Was das bedeutete für mich, kann wohl nur jemand ganz verstehen, der in der gleichen Lage war. Ein frischer Wind verjagte die restlichen Gewitterwolken, der Regen hatte alles erfrischt, schöne alte Bäume wiegten die Wipfel jenseits der Mauern – kurzum, es war eine Erquickung, wie ich sie selten genossen habe. Ungetrübten Gemütes stieg ich nach der Wohltat wieder die Stiegen hinauf zur Zelle, aber dabei gab es einen bemerkenswerten Zwischenfall. In der leeren Halle ertönte plötzlich ein leises Summzeichen. Sofort traten auf einem der Treppenabsätze zwei Unteroffiziere wie üblich aus der Wand, wiesen mich in eine Tür, die sehr geschickt hinter einem Pfeiler verborgen lag – das geheime Wachlokal mit einem runden Loch, dem »Spion« in der Tür. Seine Verglasung gestattete freien Ausblick über den ganzen Zellenbau.

Nach kurzer Zeit erschien auf der Treppe ein schlanker, tadellos gekleideter Herr in Zivil, der ganzen Erscheinung nach ein hoher Offizier. Sehr soigniert sah er aus – ganz der Typ des Generalstäblers mit einem scharf und gut geschnittenen Gesicht und hellen Augen. Zu mir sah er nicht hinein, hätte es auch nicht gekonnt wegen der Optik im

Spion, die in meiner Zelle nur den Blick von außen nach innen zuließ, während es hier natürlich umgekehrt war. Dieser Herr schritt langsam einen ganzen Laufsteg ab, spähte durch den Spion in jeder Zellentür, machte sich genaue Notizen von dem, was er drinnen gesehen hatte. Als er damit fertig war, stieg er ebenso selbstbewusst die Treppen wieder hinab. Wer er war, brauchte mir niemand zu erklären: der Chef des Hauses natürlich. Das leise Signal hatte ihn dem Personal avisiert. Daher die Eile, mit der man mich hier einsperrte. Ganz gewiss hätte es großen Verdruss gegeben, wäre ich ihm beim Aufstieg begegnet, dem großen Mann, der nicht aussah, als sei mit ihm gut Kirschen essen. Auch dies ein Beweis dafür, wie straff hier alles organisiert und wie streng es geleitet war.

3. Kapitel

Als der hohe Herr sich entfernte, setzte ich mich auf eine Bank, entfernt von der Tür. Schon trat ein Unteroffizier herein, sah mich scharf an: »Ihr Glück, dass Sie dahinten sitzen«, und brachte mich in mein Logis. Erst am nächsten Tag ging es weiter mit den Verhören. In dieser Pause rekapitulierte ich meine ganze Lektion, bis es ging wie am Schnürchen. Eine gut genutzte Zeit, denn am nächsten Morgen fragte der Oberleutnant mich den Katechismus ab. Danach rauchte er gemütlich eine Zigarette, sah mich lange forschend an und behandelte mich so freundlich wie einen Musterschüler. Nach einigen Tagen ließ er mich an einem schönen Nachmittag wieder holen. Das Klassenzimmer war tadellos aufgeräumt, das Fenster geputzt, das Parkett spiegelblank gebohnt. Ich – wie jeden Tag gut gewaschen, rasiert und frisiert in dem wahrhaft opulenten Waschraum des Institutes – saß auf dem Drehstühlchen und wartete. Der Oberleutnant trat ein, wunderbar in Schale, höflicher Gruß beiderseits, er saß nieder am Schreibtisch, aber das Verhör fing nicht an. Er machte alle Schubladen auf und wieder zu, legte seine »Bibel« vor sich hin, blätterte nervös in ihr – sichtlich abgelenkt – und sagte kein Wort.

Etwas schien ihn zu bedrücken, und ich machte mich auf ein ungemütliches Verhör gefasst. Aber er saß so starr wie ein Bild, schwieg beharrlich. Irgendetwas lag in der Luft. Es fiel auch auf, dass vor dem Schreibtisch in den Raum hinein ein guter Sessel stand und davor ein kleiner Tisch – derselbe, den die Ordonnanz immer brachte für die Unterschrift unter die Protokolle. In diese Stille ertönte irgendwoher wieder das feine Summen, von dem schon die Rede war. Sofort lief der Oberleutnant hinaus und den Korridor entlang. Der Stumme erstarrte wie Lots Weib, und ein trat – hoch und gemessen – der Chef des Hauses. Er nahm Platz im Fauteuil, der Oberleutnant auf seinem Sessel hinter dem Schreibtisch. Der Läufer schloss lautlos die Tür. Ich saß auf dem Schemel, rührte mich nicht. Mein Praezeptor an meine Adresse: »Sie dürfen diesen Herrn begrüßen!« Ich erhob mich, verbeugte mich, bekam einen fast verbindlichen Gegengruß, saß wieder nieder.

Nach einer Minute des Schweigens hob der Oberleutnant den Zeigefinger gegen mich: »Wollen Sie nun diesem Herrn alles erzählen, was Sie getan, ausgesagt, in den Protokollen unterschriftlich bestätigt haben. Sprechen Sie ruhig, bleiben Sie bei der vollen Wahrheit und verwickeln Sie sich nicht in Widersprüche!« Es war an dem – die Entscheidung da! Ich verdrängte das letzte Unbehagen, sagte dem Chef die lange Lektion so flüssig auf wie aus einem Buch. Das währte eine gute Zeit, während er mich unbewegten Gesichtes aufmerksam ansah, in guter Haltung in seinen Sessel gelehnt. Als der Vortrag beendet war, blieb er noch ein bis zwei Minuten still sitzen, erhob sich dann, schritt elastisch nach der Tür, erwiderte höflich meinen Gruß zum Abschied.

Der Oberleutnant folgte ihm vorschriftsmäßig einen Schritt links hinter ihm. Er kam zurück, ließ die Tür schließen, trat dicht vor mich hin: »Gut haben Sie das gesagt vor dem Herrn! Und wenn man das so hört, möchte man Ihnen fast glauben!« »Wenn man das fast fortlässt«, gab ich zur Erwiderung, »ist das in Ordnung. Es war die Wahrheit!« Er sagte kein Wort und verzog keine Miene, ging zum Schreibtisch, drückte die Klingel für die Ordonnanz und ließ mich abführen. In der Zelle legte ich mich auf das Lager, denn die Anspannung hatte mich ermüdet. Niemand störte mich, die Dunkelheit kam herauf, und die Ruhe tat mir wohl.

Hier ist nachzutragen, dass man seit einigen Nächten auf die Beleuchtung verzichtete. Ich schlief wie ein Toter die ganze Nacht, konnte zwar noch nichts genießen, war aber ganz ruhig und im Gleichgewicht. Nach einigen durch den Fortfall aller Vernehmungen beunruhigenden Tagen trat – das Datum weiß ich nicht zu sagen – gegen 16.00 Uhr der Hausvorstand ein: »Ziehen Sie alles Bettzeug ab, legen es samt den Decken ordentlich zusammen – Sie werden verlegt!« Also ging es fort von hier. Ich tat wie geheißen, saß wartend auf dem Bettenpodest bis der Stumme kam – zum letzten Male. Wir gingen die Treppen hinab in die Halle, das Portal tat sich auf, und ich trat hinaus in den herrlichen Sonnenschein. Draußen stand ein Wagen wie der, welcher mich gebracht hatte, daneben mein Oberleutnant in voller Kriegsbemalung, sperrte mich wieder in denselben Besenschrank, und die Reise begann.

Nach ganz kurzer Fahrt hielt der Wagen an, und man ließ mich hinaus – auf den nächsten Gefängnishof. Der Begleitoffizier, wie ein großer Junge, lachte mich an: »Sehen Sie sich doch einmal um! Erkennen Sie denn Ihr altes Sanatorium nicht wieder?« In der Tat: Ich stand vor dem geöffneten Portal meiner gewesenen Untersuchungshaftanstalt zu Karl-Marx-Stadt! Eilig kam der OvD heraus, meldete sich bei meinem Begleiter, bekam alle Papiere und mich obendrein überstellt. Der Oberleutnant nickte mir freundlich zu, sprang auf den Sitz neben dem Fahrer, der Wagen zog an, war schon fort, und das Tor schloss sich langsam. Wer von der VP in der Nähe war, kam gelaufen, sah mich an wie den Lazarus, als er aus dem Grabe stieg. »Wo gibt's denn so was! Das ist doch nicht möglich! Wie sind Sie denn ›denen‹ aus den Zähnen gekommen? So was gibt es doch nicht!« Und man wollte wissen: »Wie haben Sie denn das fertig gekriegt?« Ja wie? Das wusste ich selber nicht. Der OvD blickte mich ganz entsetzt an: »Aber wie sehen Sie aus! Wie sind Sie denn in der kurzen Zeit so elend geworden?«

Dann tat er das Beste, brachte mich langsam die Treppen hoch nach meiner alten Abteilung, wo er mich wieder in meine bekannte Zelle einschloss. Die war unbelegt. Endlich allein! Wie mir zumute war? Das wusste ich selber nicht. Zwar war es mit den versprochenen 15 Jahren Zuchthaus nichts geworden, aber die Zukunft lag dunkel vor mir. Der Oberleutnant hatte mir einmal gesagt:

»Das ist zwar nicht zu denken, dass Sie bei uns davonkommen. Sollte es aber doch geschehen, so glauben Sie nur nicht, dass Sie damit frei sind! Die sich mit Ihnen blamiert haben, werden Sie dann den zivilen Gerichten übergeben.¹⁷ Und natürlich wird man Ihnen anhängen, was für ein Urteil reicht, so gehässig, wie ›die‹ sind. Am besten geben Sie dann irgendeinen Dreck zu, sitzen Ihre Zeit ab – anders kommen Sie niemals wieder raus!«

Sicher hatte er Recht. Aber ärger würde es ja kaum kommen. Im Augenblick war mir das egal und ich so erschöpft, dass ich nur den dringenden Wunsch nach Ruhe verspürte. Die ließ man mir auch. Ich bekam nach Wunsch zu trinken, war den quälenden Durst los, und eine gute Nacht brachte den nötigen Abstand. Die Ausscheidung kam wieder in Gang, und der Appetit meldete sich.

Am Tage darauf bekam ich Gesellschaft – einen Lehrhauer aus dem Bergbau und mit ihm just den Mann, den ich brauchte. Wie fast alle Bergleute im Knast war er ein vortrefflicher Kamerad. Und er hatte – was mir abging als Novize – eine ausgereifte Gefängniserfahrung. Nicht, dass er einer von den Kriminellen war, die keinem nützen, wohl aber leicht schaden. Er sei hier wegen seines alten Augenfehlers, erklärte er heiter. Immer wenn er einen Blauen sähe, sähe er Rot. Und wenn einer Rot sähe, dann müsse er natürlich zuschlagen! Das habe schon sein Vater gehabt. Praktisch wirkte sich das so aus, dass er, sah er einen von der damals blau uniformierten VP und hatte einen über den Durst getrunken, losschlug auf ihn. Dergleichen liebt keine Polizei auf der Welt.

Daher bekam er beim ersten Male ein Jahr Gefängnis, beim Rezidiv¹⁸ ihrer drei, und nun rechnete er auf ihrer fünf, was mich entsetzte. Aber er tröstete mich: »Das ist nicht so arg, wie es sich anhört, Doktor! Sie sind halt ein Neuer hier. Aber im Gefängnis ist die Hauptsache, dass einer gut Bescheid weiß. Und ich werde Ihnen so Bescheid stoßen, dass Sie mit den Kerlen fertig werden und auch mit der Polente!« In der Tat bekam er diesmal nur einen Bruchteil der erwarteten Haftstrafe, denn man hatte bei Gericht vergessen, dass er in der Bewährungszeit einschlägig rückfällig geworden war, was er mir später in einer Vollzugsanstalt, wo ich ihm wieder begegnete, lachend berichtete. Das gönnte ich ihm sehr. Denn er hatte mir in der kurzen Zeit, die wir allein in der Zelle waren, ein großartiges Kolleg über das Leben und Verhalten im Gefängnis gehalten, mit tollen Beispielen vortrefflich exemplifiziert. Das wurde mir sehr

¹⁷ Dass sich ein Vernehmungsoffizier so offen und kritisch äußerte, war ganz ungewöhnlich. Möglicherweise gibt der Autor hier die eigene Interpretation von nur Angedeutetem wieder.

¹⁸ Rückfall.

nützlich in der nächsten Zeit. Denn mein Oberleutnant war ein großer Prophet, und kam ich auch nicht zu den ursprünglich garantierten 15 Jahren, so doch zu einem Urteil über 26 Monate, sodass jene Lehre gut angewendet werden konnte.

Von dem Verfahren etc. wird hier nicht berichtet mit Rücksicht auf Mitbetroffene, die noch in der DDR leben. Also gehen wir in medias res:

Im Vergleich zu dem Gefängnis des SSD mit seinem hohen Etat und dem provokativen Snobismus war die UHA zu Karl-Marx-Stadt in vielem kaum mehr als ein bankrotttes Armenhaus. »Arm aber ehrlich« hieß die Devise, und der Gerechte durfte vieles nachsehen mit Rücksicht auf den Etat. Unterschleife, auch nur ungleichmäßige Zuteilungen bei der Verpflegung, gab es nicht. Auch ist mir aus Karl-Marx-Stadt wie aus meiner späteren Haftanstalt kein Fall von Gefangenenmisshandlung bekannt geworden. Das will sehr viel heißen, und ich kann es bezeugen bei den Einblicken, die ich hernach in diese Institute bekam. Wer arm ist, für den ist die Hygiene ein Luxus, und so war es hier. Am besten war dafür gesorgt, dass ein jeder zu der Strafe kam, die man nützlich hielt für seine Bekehrung.

Wie die Lebensverhältnisse bald wurden, erzeugten sie auch ohne Torturen eine erhebliche Geständnisfreudigkeit. Für die Richter war amtlich verpflichtend der Grundsatz: »Recht ist, was dem Volke nützlich ist«, und besagten Nutzen definierte die Staatsdoktrin. Noch war das alte StGB von 1872 in Kraft. Aber seine Auslegung erfolgte weitgehend nach Weisung. Sollte noch etwas fehlen, so fand es sich in einem Gummiparagraphen,¹⁹ der allgemein gefürchtet war. Eine Bibel bekam man zwar nicht, und das Neue Testament, das meine Frau mir schickte, erhielt ich anlässlich der Haftentlassung, sah auch die ganze Haftzeit über nur einen Geistlichen – einen Mitgefangenen. Wenn allerdings irgendein Ganove das StGB verlangte, lief man eilig, es ihm nach der Vorschrift zu geben. Von einem solchen lieh ich es mir aus, um den berüchtigten Zusatzparagraphen selbst einzusehen. Ich studierte ihn, aber mein Laienverstand auf diesem Gebiete konnte daraus nur entnehmen, dass er die Rechtsverbindlichkeit des StGB praktisch aufhob. Dem entsprachen die allermeisten Urteile, die ich hernach – meist samt der amtlichen Unterlagen – zur Kenntnis bekam.

Ein wunder Punkt war die ärztliche Betreuung der UHA in Karl-Marx-Stadt. Ein ziviler Vertragsarzt kam stundenweise in das Revier – alter Korpsstudent ausweislich seiner vielen Schmissee. Obendrein war er, das zeigte ein Blick auf ihn nach dem Treppensteigen, schwer herzkrank. Dem entsprach seine Resignation. Als er meinen üblen Allgemeinzustand sah, meinte er nur: »Das ist hier einmal so – Ihr Pech, dass Sie hier sein müssen!« Über diesen kranken Mann mag ich hier nicht urteilen. Wäre er gesund und aktiv gewesen, hätte er mir, was den Gewichtsverlust betraf, auch nicht helfen können. Denn wie ich mich später hinlänglich überzeugen durfte, gab es in den Gefängnissen keine Möglichkeit, für einen Kranken eine Ernährungszulage zu erreichen.

¹⁹ Es handelt sich um den Artikel 6 der DDR-Verfassung, der die »Boykotthetze« als »Verbrechen im Sinne des Strafgesetzbuches« einstuft.

Nach dem SSD habe ich mich gewiss nie zurückgesehnt, wohl aber nach seiner Verpflegung. Eben mein Pech, dass ich sie nicht hatte genießen können! So ist vieles im Gefängnis. Eines allerdings hätte der Arzt für mich erreichen können, und das hätte das Haus keinen Pfennig mehr gekostet. Ich brauchte wegen eines organischen Leidens dringend eine gewisse Diät. Aber er lehnte ab, sie mir zu verschreiben. Ebenso der hauptamtliche Sanitäts-VP-Meister, ein solider und gut ausgebildeter Mann: »Es hat keinen Zweck, das zu versuchen. Gibt es hier nicht bewilligt!« Er war auch im Übrigen vollkommen resigniert, tat aber seinen Dienst ordentlich und gewissenhaft. In dieser Verlegenheit schrieb ich ein Gesuch an das Gericht in meiner Sache, fügte auch meine gut verständliche ärztliche Begründung hinzu. Aber eine Antwort gab es nicht, und daher lebte ich weiter so, wie es für mich ganz verboten und bedenklich war, laboriere noch heute an den Folgen.

Sanitär zu loben war die Konsequenz, mit der man den täglich vorgeschriebenen »Rundgang« durchführen ließ, einen 20-Minuten-Lauf im Freien in einem der Gefängnishöfe. Wer je das Pech erlebt, einmal länger eingesperrt zu sein, der sollte an diesem Rundgang teilnehmen, und wenn er ihn nur mühsam schleichen kann, wie auch in Karl-Marx-Stadt nicht wenige.

Nicht lange nach der Rückkehr in mein Sanatorium holte man mich herunter in das Erdgeschoss in eine Zelle, wo ein gut gekleideter, höflicher Herr mich freundlich begrüßte, der mir unbekannt war. Eine von meiner Frau unterschriebene Vollmacht wies ihn aus als meinen von ihr bestellten Rechtsanwalt und Verteidiger. Natürlich vertraute ich ihm vollkommen, konnte auch mit ihm meine Sache in aller Ruhe besprechen. Er hörte gut zu und gelangte abschließend zu einer Prognose, die mir wenig gefiel: »Na – seine zwei bis drei Jahre wird das schon kosten!« Damit verabschiedete er sich, kam nach einiger Zeit noch einmal mit einem konkreten Vorschlag, der mich aufatmen ließ.

Ich könne – so seine Rede – binnen kurzer Zeit frei sein und zwar ohne ein Gerichtsurteil. So erschien er mir wie der Deus ex Machina der antiken Tragödie!

Dieses war sein Vorschlag: Ein Oberstaatsanwalt und naher Bekannter von ihm müsse sich aus der DDR absetzen. Dafür brauche er einige Auskünfte, über welche er natürlich nicht schreiben könne. Daher möge eines meiner Kinder, das in der Bundesrepublik lebte, zu einem Treff da und dahin in der DDR kommen, damit sein Bekannter es darum befragen könne.²⁰ Dabei sei kein Risiko – die Einreisepapiere dazu würden pünktlich besorgt sein. Zum Dank für diesen Gefallen werde der sehr einflussreiche Staatsanwalt über seine Verbindungen mein Verfahren niederschlagen lassen. So etwas konnte doch nach allem Vorangegangenen nicht möglich sein!

Aber er versicherte, das klappe ganz gewiss – anders freilich sähe er keine Chancen für mich! Stimmt das, kam er mir wie gerufen mit diesem Vorschlag. Wäre ich nur einigermaßen gesund gewesen, hätte ich dergleichen empört zurückgewiesen aus meiner Kenntnis der Verhältnisse. Aber ich war krank, hatte in der Nacht zuvor den ersten

²⁰ Vgl. den Auftrag des MfS, Dokument 11, S. 193.

Herzanfall meines Lebens bekommen und einen sehr schweren. So unterschrieb ich dem Versucher eine vorgefertigte Empfehlung für mein ahnungsloses Kind.²¹ Das ist keine Entschuldigung, die es nie geben kann, aber vielleicht eine gewisse Erklärung.

Sehr vergnügt steckte er das Papier ein und teilte mit, der Sicherheit wegen werde er selber zu meinem Kind reisen, um alles zu besprechen. Als es mir dann etwas besser ging, kamen mir die allerschwersten Bedenken, aber es war zu spät, und die Kugel aus dem Lauf. In der Tat ging mein Verteidiger umgehend zu meiner Frau, gewann sie für sein Projekt, ließ sich eine Summe Geld geben, trat die geplante Reise an. Nach unverhältnismäßig langer Zeit kam er wieder zu mir, recht unzufrieden, dass unser Kind noch nicht gekommen war zu dem Treff mit dem Oberstaatsanwalt. Daraus wurde auch nichts. Mein Prozess fand statt, und ich blieb ein Gefangener.

Als ich Jahre später zu fliehen gezwungen war, erwähnte ich gegenüber der zuständigen Rechtsinstanz im Aufnahmeverfahren für die Bundesrepublik nebenher den Namen meines gewesenen Verteidigers. Gleich war man im Bilde, holte Dokumente und wünschte mir und meiner Frau sehr herzlich Glück. Denn mein Rechtsanwalt wurde schon lange gesucht als ein gefährlicher Kidnapper. Er arbeitete im Auftrage der bekannten Institution,²² nutzte die Notlage seiner Klientel dazu aus, in genauer Analogie zu unserem Fall, Menschen aus der Bundesrepublik in die DDR zu locken. Das Hotel für den geplanten Treff mit seinem »Bekanntem« war eine gut getarnte Menschenfalle.

Mehrere Fälle von Entführung bzw. Menschenraub aus der Bundesrepublik waren ihm bereits geglückt.²³ Kamen sie, gerieten sie in die Fänge derer, die sie erpressten zur nachrichtendienstlichen Mitarbeit für die DDR in der Bundesrepublik. So wird das noch heute gemacht. Es ist nicht allzu lange her, dass in den hiesigen Gazetten offiziös über mehr als 300 solcher Fälle von Menschenraub berichtet wurde.²⁴ Meine Tochter in der Bundesrepublik hatte gute, erfahrene und kluge Freunde. Sie waren entsetzt, als sie von dem Plan erfuhren, brachten sie davon ab unter Darlegung der Gefahren und Hintergründe. Daher unterblieb die Fahrt, und unser Kind war gerettet – die ganze Familie mit! Das versteht sich ohne Kommentar nach dem oben Mitgeteilten. Ich habe die Berater meines Kindes nicht kennen gelernt, will nicht unterlassen, ihnen hier un-

²¹ Vgl. Abschrift im Anhang, Dokument 9, S. 191.

²² Gemeint ist das Staatssekretariat für Staatssicherheit.

²³ Wie Dokument 16, S. 200, zu entnehmen, plante das SfS nicht, Brigitte Granzow zu entführen.

²⁴ Nach jüngsten Forschungen ist »zwischen 600 und 700 versuchten und vollendeten Entführungen in der Verantwortung des Ministeriums für Staatssicherheit [...] auszugehen«. Vgl. Fricke, Karl Wilhelm unter Mitarbeit von Ehlert, Gerhard: Entführungsaktionen der DDR-Staatssicherheit und die Folgen für die Betroffenen. In: Materialien der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages »Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit«. Baden-Baden 1999, S. 1169–1208, hier 1181.

serer Familie Dank für ihre treue Fürsorge auszusprechen! So ist die Welt und gewiss nicht allein die der DDR. Aber das macht es für sie nicht besser.

Zu den Rechten eines Untersuchungsgefangenen gehörte sein monatlich einmal fälliger »Sprecher«. So heißt im Knastjargon der Besuch einer vom Gericht zu genehmigenden Person aus der Verwandtschaft oder nahen Bekanntschaft. Ein Sprecher dauerte nur jeweils 20 Minuten, war streng überwacht und auch sonst nicht angenehm den Umständen nach, wie man sich denken mag. Meine Frau und ich haben davon regelmäßig Gebrauch gemacht, möchten auch nachträglich diese Begegnungen niemals missen, so beschwert sie waren. Man hält es hinterher wieder besser aus im Knast wie daheim, wo es für die Angehörigen noch schwerer ist als für den Gefangenen. Das Kontrollpersonal von der VP lobte mich immer sehr für unsere »schönen Sprecher«. Wie sie sagten, freuten sie sich jedes Mal, wenn unser Sprecher fällig war. »Aber, was haben Sie für eine wunderbare Frau!« war ihr Urteil. Sie erzählten auch von den vielen Ehen, die durch die Haft zerbrächen und von noch anderen unglücklichen Folgen für die Angehörigen, die man auch ohne jede Absicht grausam mitbestraft bei jeder Freiheitsentziehung des Partners.

Vor dem Sprecher wurde man stets rasiert, auch das Haar geschnitten, wo es nötig war. Das geschah *ad majorem carceris gloriam*²⁵, denn ein Gefängnis hält – nach außen – streng auf seine Reputation. Dann ermahnte der »Hawamster«²⁶ seine Schäfchen, sich zusammenzureißen, beim Sprecher sich gut zu benehmen. Eine wohl angebrachte Mahnung, denn die meisten Leute waren vor dem Besuch stark alteriert²⁷ in einer Mischung aus Furcht und freudiger Erwartung. Deshalb sollte man keinen missachten, bevor man nicht selbst erfahren hat, was es heißt, seinen liebsten Menschen im Knast zu empfangen. Oft musste ich lange warten vor der Sprecherzelle, bis ich dran war, in der gemischten Gesellschaft, die man sich im Gefängnis nicht aussuchen kann. Der Warteraum für die meist weiblichen Besucher war so gelegen, dass diese zur Sprecherzelle und zurück nach 20 Minuten vor den wartenden Gefangenen 20 Meter lang Spießruten zu laufen hatten. Eine elende Organisation in dem relativ neuen Bau aus der NS-Zeit und keine Empfehlung für den Genius Loci. Das zu bessern, wäre nicht schwer gewesen.

Die Gefangenen waren überzeugt, dass die Absicht bestand, durch diese Anordnung sie und ihre Angehörigen zu demütigen – ebenso wie durch das Zusammenlegen von anständigen Leuten mit den ärgsten Kriminellen und sonstigem Gesindel in den Zellen. Und wer weiß, was daran wahr, was Misstrauen war. Auf dem Hinweg gelang es den Besucherinnen meist, die Haltung zu bewahren. Aber nach einem so schmerzlichen Wiedersehen war das oft nicht mehr der Fall, wie ganz natürlich und menschlich verständlich. Fing dann ein Ganove an mit seinen dreckigen Redensarten, gab ich ihm

²⁵ Zum höheren Ruhme des Gefängnisses.

²⁶ Abkürzung von Hauptwachtmeister in Analogie zum »Kaleun«, dem Kapitänleutnant bei der Marine.

²⁷ aufgeregt.

laut und deutlich Bescheid. Dann kam der Posten und duckte das Pack wie gehörig. Das machte viel böses Blut. Die Wut der Gefangenen bekam dann das Personal zu verspüren, wie überhaupt allen berechtigten oder rein emotionellen Zorn der Gefangenen.

In diesem Milieu habe ich mich eines besonders geschliffenen Umgangstones grundsätzlich befleißigt – gegenüber dem Personal wie den Mitgefangenen jeder Kategorie. Das verlangte allein die Selbstachtung als das letzte, was ein Gefangener hat. Auch ist es die beste Waffe, im Knast sich streng an den Herrn von Knigge zu halten. Für mich jedenfalls hat es sich zur Bewahrung der unerlässlichen Distanz in allen Lagen ausgezeichnet bewährt. Das gilt auch noch heute in der Rückschau, und ich habe nicht den geringsten Anlass, etwas zu bereuen. Gegen solche Knüppel wie die im Gefängnis sticht noch immer am besten das Florett. Ausnahmen kamen vor, aber das ist in der Freiheit dasselbe, wo auch zuweilen auf den groben Klotz ein grober Keil gehört.

Bald nach der Rückkehr in die UHA legte man mich in eine andere Zelle im selben Trakt. Sie war wie alle circa vier mal zwei Meter groß, zur hinteren Hälfte von den Bettenblocks verstellt, während vorn an der Tür in einer Ecke das WC frei stand, gegenüber ein kleiner Klapp Tisch mit einem offenen Regal darüber an der Wand. Diese Zellen waren für drei Mann gedacht und möbliert, und bei dieser Belegstärke ließ es sich auch ganz gut darin aushalten – auch zu viere, wie wir nach meinem Einzug es waren. Denn ich traf dort anständige, artige Leute, die mich freundlich empfingen. Da hier das Fenster nach der Sonnenseite gelegen war, bekam man mehr Licht. Ein Vorteil, den man zumal im Herbst und der ersten Winterhälfte schätzen lernte, die ich noch in Karl-Marx-Stadt verlebte. Im Übrigen setze ich voraus, dass der Leser etwa weiß, wie eine solche Zelle beschaffen ist – auch wenn er das Gefängnis von innen nicht kennt.

Hier war alles sehr sauber gehalten. Jeden Vormittag gab es eine große Zellenreinigung – eine Gemeinschaftsaktion mit verteilten Rollen. Als ich hinzukam, wurden sie geändert, und der Abteilungsleiter gab mir das Klo »in persönliche Pflege«, wie man das nennt in der DDR, wenn man einen besonders ehrenvollen Auftrag bekommt. Seine Begründung dafür: Ich als Arzt wisse mit der Hygiene am besten Bescheid.

Das hätte mir gar nichts ausgemacht. Mit den Wölfen muss man heulen, und das arme WC sah in der Tat sehr hilfsbedürftig aus: Krusten von Urinsalzen bedeckten die Innenflächen von Schüssel und Abzugsrohr, und wo sie fehlten, klebten überall Reste von Kot. Zu Beginn der Zellenreinigung warf ein Kalfaktor etwas Scheuersand in die Kloschüssel. Aber eine Reinigungsbürste fehlte hier wie überall. Eben die Armut. Was mir blieb für die Ausmistung des Augiasstalles waren meine bloßen Hände und ein alter Scheuerlappen, der zum größten Teil aus Löchern bestand. So krepelte ich die Hemdsärmel hoch, nahm den Lappen, kniete hin vor der armen Kreatur, ihr die Eingeweide zu säubern.

Das Kollektiv schaute schweigend zu, was der Neue wohl machen werde. Ich ließ mich nicht lumpen, fuhr beherzt bis an die Ellenbogen hinein, ging dem Graus ener-

gisch zuleibe. Beim ersten Male angesichts der Verschmutzung eine erhebliche Arbeit und große Schweinerei. Gespült durfte dabei nicht werden, um den teuren Scheuersand gründlich auszunutzen. Als ich fertig war, goss man mir langsam das Schmutzwasser von dem Scheuern der Zelle über dem Klo über Hände und Arme. Das war alles, um den Schlamm aus Urinrückständen, Kot und Sand zu beseitigen. Mir schien es nicht viel. Aber einen Wasserhahn gab es nicht in den Zellen, und der recht kleine Wasserkrug, den die Kalfaktoren an ihrem Arbeitsplatz füllen mussten, sollte reichen für die nächsten 24 Stunden.

So bat ich den Kalfaktor, die Spülung durchlaufen zu lassen, was er auch tat, obwohl das eine Verschwendung und eine reine Gnade war. Danach war mir wohler – bis auf das Brennen der vielen argen Schrunden, die ich mir bei dieser ungewohnten Arbeit an den geschonten Händen des Operateurs geholt hatte. Als der Meister zur Besichtigung kam, strahlte die Apparatur im besten Glanz bis in das Knie des Abzugsrohres hinein. »Das haben Sie sehr schön gemacht; da kann einer doch gleich sehen, was ein rechter Doktor ist!« Das ging so einige Tage und mit jedem Tag leichter, weil der alte Dreck weg und der neue noch nicht angebacken war. Was mich verwunderte dabei war nur, dass es von den Schrunden aus keinerlei Infektionen an den Händen gab.

Die Zellengenossen sagten kein Wort zu dem Thema. Aber was sie davon hielten, warfen sie dem VP-Meister eines Tages so grob an den Kopf, dass er kapitulierte. Er wisse wohl nicht, wie er sich der Intelligenz in der DDR gegenüber zu verhalten habe! Sie als einfache Leute wüssten es genau, würden das nicht mehr dulden. Und überhaupt sei es ein Skandal, mich hier körperlich arbeiten zu lassen. Das sei ihre Sache. Ich hätte sofort aufzuhören, sollte getrost zusehen, wenn sie diese Arbeiten machten. Der Meister sagte kein Wort, knallte die Tür zu und schloss ab. Ich hatte nichts anderes erwartet vom Personal und im Übrigen den Grundsatz, dass Arbeit nicht schändet, und ein solcher Auftrag, willig und gut ausgeführt, mein Prestige nur heben würde an diesem Ort. So war es.

Da ich mich aber von der Gemeinschaftsarbeit nicht ausschalten wollte, erlaubte man mir, den Esstisch zu säubern, wofür es auch Seife und eine saubere Wurzelbürste gab. So war alles zufrieden bis auf den Doktor. Denn wurde der Tisch einmal beschmutzt, lief schon einer, griff sich den Klolappen, wischte den Esstisch gründlich ab. Also bat ich den Meister unter Berufung auf sein Engagement für die Hygiene um einen neuen Scheuerlappen für den Tisch. »Haben wir nicht. Kein Geld! Ist ja immer so gegangen!« Die verständliche Quittung für seine Abfuhr. Aber wir bekamen damals einen sehr netten Hauptwachtmeister, der von der Nationalen Volksarmee (NVA) zu uns kam. Als ich ihm das vortrug, schüttelte er sich vor Ekel und lief hinaus. Bald kam er wieder, sah auf der Brust so geschwollen aus wie eine Spreewälder Amme. Er knöpfte sich auf, zog einen wunderbaren, neuen Lappen heraus, den er sich untergeknöpft hatte: »Der wird besser sein. Aber sagen Sie dem Alten nichts!« Und lachte vergnügt, fügte hinzu: »Der Lappen, der ist geklaut – bei der Polente!« Hernach bekam ich auf meine Bitte von meiner Frau zwei schöne Haushaltstücher, was man

durchgehen ließ. Damit war das erledigt, und man durfte getrost von unserem Tischlein essen.

Ein besonderes Kapitel im Knast waren stets die Figaros. Zweimal in der Woche kam ein solcher auf die Abteilung zum Haareschneiden und Rasieren, am Dienstag und Freitag soweit mir erinnerlich. An den übrigen Tagen sahen wir dann aus wie die reinen Ganoven und Verbrecher mit den langen Stoppeln. Das gab es bei dem noblen SSD nicht, aber ich zog mir doch die Stoppeln vor, so peinlich sie waren. Barbieri von Beruf waren stets große Mangelware in den Gefängnissen. Amateure sprangen ein, ließen sich mehr schlecht als recht anlernen, und dann ließ man sie auf uns los.

Gleich der erste erschreckte mich. Als er mir gerade die Kehle spannte, das Messer ansetzte, erzählte er, er sei hier wegen Überschreitung der Notwehr – »halt das Messer saß zu locker!« Aber mir hat er nichts angetan, rasierte ganz gut für einen Angelegerten. Sein Nachfolger, Besitzer eines gut renommierten Herrensaloons in der großen Stadt Y, begrüßte mich sehr lebhaft: »Sie sehen, sehr verehrter Herr Doktor, in mir den glücklichsten Menschen!« War er gar ein Verrückter? Und es juckte mir wieder die Kehle. Aber der Mann war nur so heiter, weil seine Frau daheim, vor der er sich fürchtete, sich, nun, da er im Knast saß, endlich von ihm scheiden ließ! »Eben gleich, wenn ich hier fertig bin, habe ich den Termin beim Gericht, und dabei wird die Scheidung ausgesprochen! Meine Rettung, verehrter Herr Doktor!« Zog ein Foto aus der Tasche mit dem Bild einer noch sehr jungen und ungemein attraktiven Frau. »Das ist sie! Würden Sie nach dem Bilde glauben, dass sie eine Hexe ist? Die hätte es mir gar noch vergeben, käme ich nicht in Haft. So hat eben alles zwei Seiten, Herr Doktor!« Dieser Philosoph, ein ziemlich alter und vollkommen abgelebter Mann, hatte es sich einfallen lassen, eine so junge, lebendige Frau zu nehmen. Sie betrog ihn mit seinem Altgesellen, das war des Pudels Kern.

Sein Nachfolger, auch wieder ein Amateur, hatte, wie man sagt, an jeder Hand fünf Daumen. Er schnitt uns allen Treppen in die Haare, dass es zum Lachen aussah. Aber den Leuten machte das nichts aus. War es doch ihr Privileg, auch im Knast das Haar lang tragen zu dürfen. Denn es bestand eine Verordnung von Walter Ulbricht persönlich, dass man in der DDR den Gefangenen nicht wie ehemals die Köpfe kahl scheren dürfe. Das sei gegen die Menschenwürde und daher streng verboten. Deshalb durfte man uns das Haar nicht kurz mit der Maschine scheren, sondern lieber in langen Treppen. Wohl selten mag ein Regierungschef durch einen Erlass soviel an Sympathie gewonnen haben wie der Stellvertretende Vorsitzende des DDR-Ministerrates mit dieser seiner wohlgemeinten Verordnung, die nie verletzt wurde. Selbst seine Gegner lobten ihn hoch deshalb, und sie hatten Recht damit. Denn beim Kahlscheren ging es eher an das Selbstgefühl der Gefangenen als an einen Besitz, den man nicht verletzen soll.

Natürlich konnte unser Treppenschneider nicht rasieren. Daher richtete man in der Arbeitsnische der Kalfaktoren einen provisorischen Rasiersalon ein. Das kostete nicht die Welt. Einige alte Gillette-Apparate, etliche Pinsel und Seife und einen Eimer voll warmen Wassers. Das war alles. Und es gab sogar einige zerbrochene Spiegel. Schön

und gut soweit. Aber die Klagen waren bald so stumpf, dass es ein Martyrium war, sie zu benutzen. So war ich infam genug, den Kalfaktor mit einer Lulle zu bestechen. Dafür bekam ich stets eine neue Klinge, kam gut damit zurecht. Sehr fatal der gemeinsame Wassereimer, aus dem man sich Schaum schlug, nach der Rasur erst das Gesicht, dann den Apparat und den Pinsel zu waschen hatte. Das war mir zu ekelhaft. Daher gab ich dem Kalfaktor pro Woche noch eine Lulle. Dann bemerkte er nicht, wenn ich mir am Kran für warmes und kaltes Wasser das Gesicht abwusch, was natürlich ganz verboten war. Die anderen fanden das ganz unverständlich. Denn eine Lulle ist eine Edelvaluta im Knast. Doch blieb ich dabei. Denn eine Bartflechte ist eine sehr üble Sache, und sie zu verhüten viele Lullen wert. Mein Kumpel hatte Recht: Im Knast muss einer eben Bescheid wissen! Dann geht alles besser.

4. Kapitel

Bei der bartlosen Tracht jener Zeit sah man auch im Gefängnis keine Bärte. Umso mehr fiel es auf, als eines Tages in der UHA ein Neuer mit einem Spitzbart erschien. Ein Mann von etwa 60 Jahren, nicht groß, aber gut und kräftig gebaut, mit einem gesunden Gesicht. Nach seiner Kleidung – grünes Hemd, dito Jacke, graue Hose, hohe Stiefel – konnte er ein ländlicher Verwalter mit Jagdpassion sein. Noch war er teils braun im Gesicht, also noch nicht lange in Haft, aber darunter so blass und matt, dass er beim Rundgang nur mit den anderen Maroden langsam schlich mit hängenden Schultern. Ab und zu hob er den grauen Kopf, sah nach dem Himmel, wo ein lebhafter Wind die weißen Wolken trieb – frei hinweg über Gitter und Mauern. Das traf ihn so, dass er den Schritt verhielt, bis der Hintermann ihm auf die Hacken trat. Dann ging er weiter, ein Bild der Verzweiflung, und er rührte mich in der Seele an. Beim nächsten Rasieren traf ich ihn wieder. Der täppische Treppen-Figaro war hilflos angesichts des Bärtigen, schrie ihn an: »Der Bart muss ab!« Der Mann erschrak, schrie aber mutig dagegen: »Der Bart bleibt dran!« Der Meister kam gerannt: »Wollt ihr stille sein! Was ist los?« Als er es erfuhr, dekretierte er: »Hier gibt es keine Bärte – der Bart muss ab!« Der Besitzer explodierte: »Der Bart muss nicht ab!« und hielt seine Zierde mit der Rechten schützend fest. Danach erbleichte er, begann zu schwanken. Ich schützte ihn, griff nach seinem Puls, der nicht gut war. Also riet ich, den Mann in Ruhe zu lassen. Oder es könne etwas passieren, was schlecht zu verantworten sei.

Der Meister verstand, ließ den Alten wieder in die Zelle führen – mit dem geretteten Bart, den er auch behielt, solange ich in Karl-Marx-Stadt blieb. Bei Gelegenheit dankte er mir für die Hilfe, erzählte seine Geschichte. In der Tat war er, wie vermutet, ein eifriger Jäger und Waffenliebhaber. Als der Russe kam, musste er alle Waffen abgeben, aber eine behielt er – eine schöne alte Flinte, das Meisterstück eines Büchschmiedes. Die gab er nicht ab, packte sie ein und vergrub sie heimlich unter den Fluglöchern seines Bienenstandes, wo die Immen sie bewachen würden. Doch auf

dem Dorfe bleibt nichts verborgen. Nach längeren Jahren denunzierte ihn irgendein Lump, und so kam er zu uns in die UHA wegen unerlaubten Waffenbesitzes. Darauf standen sehr schwere Strafen. Er erhielt ein Urteil über fünf Jahre ohne Bewährung und war vernichtet. Das einzige, was ihm geblieben war und ihn tröstete, war der Bart, an dem er hing wie an einer Reliquie. Nähme man ihm den, müsse er sich umbringen, erklärte er mir mit Tränen in den Augen.

Später traf ich ihn wieder, als ich Hausarzt im Zuchthaus Zwickau war. Als er dort erschien, ging es wieder los, und die Leitung verlangte, den Bart abzuschneiden. Vor Erregung fiel der Mann um, kam zu mir in das Krankenrevier. Aus denselben Gründen wie in Karl-Marx-Stadt riet ich dringend, den Bart zu belassen. Das verlangte man schriftlich von mir zur Vorlage bei der Knastoberbehörde. Ich schrieb ein Attest mit einem Anhang. Darin wies ich darauf hin, dass der Mann keineswegs ein renitenter Querulant sei. Sein Bart sei für ihn das Symbol einer Überzeugung wie bei den Muslimen, die bei ihrem Barte schwören oder dem Geheiligten ihres Propheten. Bei uns in der DDR sei eine religiöse Überzeugung frei und durch die Verfassung garantiert. Daher gehe es rechtlich nicht an, diesem Mann gegen seinen Willen den Bart zu nehmen. Auch sei, wissenschaftlich-biologisch gesehen, ein Bart kein Luxus, sondern ein Schutz für die wichtigen Halsorgane bei manchen Tieren – zum Beispiel um im Kampf die Halsschlagader zu decken. Übertragen gelte das auch für den Menschen, wo er den Hals vor Erkältungen schützen helfe. Dieser Mann – das war objektiviert – habe bereits eine Bronchitis. Nähme man ihm den Bart und das verschlimmerte sich, so sei das von unabsehbaren Konsequenzen. Daher könne ich vom ärztlichen Standpunkt das nicht billigen, werde auch – handle man anders – jede Verantwortung für etwaige üble Folgen abweisen.

Die VP lachte, als sie das las, wurde aber ernst: »Da ist doch etwas dran!« Denn jeder vom Personal hütete sich wohl, eine ärztliche Verantwortung zu übernehmen. Das ging an die Hausleitung, und der Anstaltsleiter ließ mich vorführen. Er war ein VP-Oberrat mit den Achselstücken eines Majors, ein vortrefflicher Mann: sehr erfahren, charaktervoll, ganz ruhig und auch wohlmeinend gegenüber den Gefangenen, bei denen er hoch in Achtung stand. Als ich vor ihm stand, schickte er die Eskorte hinaus, lachte laut. Dann wurde er sachlich: »Das ist ja ein toller Schrieb, der von Ihnen über den Bart! Den muss ich weitergeben an die oberste Behörde. Daher muss ich wissen: Glauben Sie selber an das, was Sie geschrieben haben? Denn es liest sich doch reichlich absonderlich!« Ich erklärte, der rein ärztliche Teil enthalte meine volle Überzeugung, zu der ich stehe.

Die an sich schlüssigen juristischen, biologischen, halb religions-philosophischen Notizen habe ich angefügt, um in diesem komplexen Falle auch einem medizinischen Laien die Entscheidung zu erleichtern. Denn ein solcher werde wohl das letzte Wort zu sprechen haben. Der Herr Oberrat sah mich eine kurze Weile forschend an: »Ich verstehe Sie vollkommen. Ich werde also die Sache weitergeben.« Und entließ mich freundlich. Nach einigen Wochen kamen etliche von der VP zum Doktor gelaufen: »Sie haben es doch geschafft, und das freut uns alle. Der Bart bleibt dran – wir haben

es schriftlich und ganz von oben!« Und lachten vergnügt: »Das haben Sie fein geschaukelt!« Ich war auch zufrieden, der Autorität des Arztes im Knast einen Dienst erwiesen zu haben. Am glücklichsten war natürlich unser Mann mit dem nun endgültig geretteten Bart, den man hier nur gut schneiden und pflegen ließ. Traf er mich, so sah er mich dankbar an, verneigte sich artig und streichelte seinen Bart mit der mageren Hand.

Aber zurück nach Karl-Marx-Stadt, in meine Untersuchungshaftanstalt! Dort begann eine recht unangenehme Zeit, weil eine große Verhaftungswelle im Kommen war. Dazu nahm man auf der Abteilung – warum, weiß ich nicht – die Betten heraus, ersetzte sie durch sehr üble, ausgediente KZ-Holzschragen. Um das Malheur vollzumachen, trat eine lange und grausame Hitzeperiode ein, die alles noch härter werden ließ. Wir bekamen fünf von diesen Pritschen in die Zelle und dazu noch zwei »überzählige« Untersuchungsgefangene. Sieben Mann in einer Zelle, die für drei berechnet war – das ist arg! Von einer Ventilation nach Begriffen konnte die Rede nicht sein. Auf die schwüle Hitze war ich beim SSD gut trainiert, aber hier kam noch mancherlei hinzu. Vor allem die räumliche Beengung war schwer zu ertragen. Die Hälfte der kleinen Zelle besetzten die Pritschenblocks. Was übrig blieb, circa 4 qm vorn bei der Tür, war nun der Tagesraum für sieben Mann, was pro Kopf 0,57 qm Fläche ergab. Davon blieb abzuziehen, was darauf ging für das WC, den Tisch, fünf klotzige Schemel, den Heizkörper und den Wasserkrug. Bei aller Rücksicht trat man einander ständig auf die Füße. Das und die schwere Hitze bei zu wenig Sauerstoff und zuviel Gestank konnte auch die besten Nerven überfordern. Aber Zank und Streit gab es nicht – ein Beweis für die Solidarität im Gefängnis, die hoch zu bewundern blieb bei den Leuten, die schnell sehr stark herunterkamen in dem ungesunden Loch. Am ehesten ging es in den Nächten, wenn alle still lagen.

Dafür gab es in dieser Zeit von 18.00 bis 6.00 Uhr andere Misslichkeiten. Da bei den Pritschen der Vertikalabstand knappe 70 cm betrug, schlug man sich hart an den Schädel, fuhr man aus dem Schläfe auf. Diese »Betten« waren auch nur etwa eben so breit. Schief man auf der Seite, so scheuerte man sich hinten das Kreuz und vorn die Knie wund. Wir hatten Strohsäcke, aber ihre Füllung war alt und so zerlegen wie nur möglich. Darauf lag man schlecht, und es roch so übel, dass man es auf dem Gesicht nicht aushielt. Lag man auf dem Rücken, so war man am Morgen dick eingepudert von all dem Staub, Dreck und Grus, der nächtens aus den lockeren »Stroh«-säcken rastlos herunterfiel. Der behaarte Kopf, das Gesicht und der Hals juckten davon ganz abscheulich, und es gab auch hässliche Furunkel davon. In die Ohren drang der Schmutz, in die Nasenlöcher ebenso, verkrustete die Lippen und wurde auch eingeatmet, sodass man am Morgen lauter schwarzen Schleim aushustete. Die Augenlider waren dick damit bedeckt. Hielt man sich nicht schon am Abend ein feuchtes Taschentuch bereit, säuberte die Lider vor dem ersten Augenaufschlag, so verursachte dieser Bakterienmüll schlimme Bindehautentzündungen. Daher schlief ich in Seitenlage, bekam dabei wegen der noch immer sehr hohen Abmagerung schmerzhaft Druckstellen auf der Haut von Hüften und Schultern. Das schmerzte infam, war aber

besser, als allen Dreck in das Gesicht zu bekommen. Bettwäsche gab es grundsätzlich nicht. Daher schlief man trotz der Hitze in Hemd, Unterhose und Socken, um sich nicht an den rauen, verschmutzten Decken die Haut wundzuseuern. Wie die Wäsche aussah, mag man sich denken. Meine Frau versorgte mich sehr gut mit Hemden, Unterhosen, Socken, Taschentüchern und auch guten Kopfkissenbezügen. Für letztere gab es zwar kein Kissen, aber eine gefaltete Decke, die man stattdessen hineinsteckte, tat es ebenso gut, und man war das Scheuern an der ekligen Decke los.

Die tägliche Morgenwäsche – unsere einzige, nebenbei gesagt, – blieb ein symbolischer Akt. Das Wasser war zu knapp. Denn aus dem einzigen, für drei Mann bereits unzureichenden Wasserkrug mussten nun sieben ihre Körperpflege bestreiten. Für Kopf und Gesicht reichte es eben hin. Alles andere ließ sich wohl befeuchten, aber nicht waschen. Die steinharte, billigste Kern- und Anstaltsseife war völlig untauglich, gab keinen Schaum und half nicht gegen den Dreck. Aber gute Seife, einen Schwamm, auch nur einen Seiflappen sich zu kaufen, war verboten. Daher wurde der Schmutz mehr verteilt als gelöst. Was sich irgend abreiben ließ, ging in das Handtuch, dass man hier beim Eintritt bekam. Eben damals gab es über circa sechs Wochen nicht einmal frische Handtücher. So sahen sie auch aus, unsere alten, unglaublich schmierigen Lappen von all dem Schweiß und Schmutz! Als ich von zu Hause wunderbare Frottiertücher bekam, war ich wie im siebenten Himmel!

Daheim war man hoch entsetzt über den Zustand meiner gebrauchten Wäsche als ein Symptom für unsere Lebenshaltung im Knast. Aber für mich war dieser Wäschewechsel eine Wohltat ohnegleichen. Als Laie im Knast nahm ich keinen Kamm dahin mit, musste mir einen borgen. Ein Spiegel fehlte. So lernte ich gut von den anderen, wie man sich »auswendig« einen korrekten Scheitel zieht. Die dürftige Duschanlage war kaputt, kam erst im späten Herbst wieder in Gang. Ihre einzige Wanne für 70 bis 80 Mann sah man nie in Benutzung. Kurzum, von Hygiene konnte man hier nicht reden. Aber das war noch nicht alles. Mit das Ärgste blieb, dass an unseren WC die Spülung nur vom Korridor aus zu bedienen war. Zwar war eine moderne Lichtrufanlage vorhanden in den Zellen. Aber wenn niemand kam auf das Signal, blieb sie eine Illusion – und unsere Realität war der Pestgestank in der Zelle, wenn das Klo voller Kot war – oft über Stunden.

Diese Schweinerei begann schon am zeitigen Morgen. Denn weil von 18.00 bis 6.00 Uhr die VP abwesend blieb und auch die Kalfaktoren eingeschlossen wurden, waren die Korridore über 12 unserer 24 Stunden verwaist bis auf die Runde, die selten kam und nicht daran dachte, den Hebel der Klospülung zu betätigen. Da gab es nur einen Ausweg: zwölf Stunden lang das WC nicht zu benutzen. In der Tat gelang diese Darmdressur so vortrefflich, dass ich aus der ganzen Haftzeit mich nur an wenige verstärkte Nächte erinnern kann. Nach dem Wecken um sechs Uhr ging der Run nach dem Klo natürlich sofort los – in Serie, wie zu verstehen. Aber VP und Kalfaktoren waren eben in dieser Zeit so überlastet, dass sie nicht kamen. Eine volle Kloschüssel in der stickigen Zelle – das muss einer erleben, um es recht zu begreifen. Oft kam die ersehnte Spülung erst dann, wenn man den Morgenkaffee brachte. Wohl war der

Kot schnell im Orkus, aber der Gestank blieb uns stundenlang treu in dem Loch, in dem man sich befand.

Dann mit frischem Appetit sein Frühstück zu verzehren, war eine Frage des Hungers und der Philosophie, wie man sie haben muss im Gefängnis. Auch tagsüber gab es Pannen mit dem WC. Wollte man nicht oder konnte man nicht – jedenfalls fiel auch zwischen 6.00 bis 18.00 Uhr oft die Spülung lange aus. Das galt aber nicht für die Verdauung von sieben Mann bei einem Klo. Eine Schweinerei, die leicht zu beheben war, konnten die Benutzer ihr WC selber spülen. Warum das nicht sein durfte, war ein Mysterium, das zu erforschen mir nie gelang. Auch die VP, auf meine Fragen, zuckte nur die Achseln, wollte nicht wissen, warum das so eingerichtet war.

Von der Verpflegung mag es genügen zu berichten, dass sie ganz wie im Gefängnis war. Die Gerichte – immer bemüht – verurteilten fleißig, sodass wir Nummer sechs und Nummer sieben aus der Zelle verloren, ein wenig mehr Platz bekamen. Schwere Gewitter brachten Abkühlung. Auch wurde der Wechsel in der Knastbelegschaft lebendiger. Einige jüngere Leute kamen zu uns in die Zelle, von denen einiges berichtet sein mag. Der erste war ein junger Schmied von athletischem Körperbau bei entsprechenden Kräften. Er verdiente im Bergbau zuviel, begann zu trinken, warf in der Kneipe einen Mann, »weil er ihm nicht gefiel«, durch die Tür und über die Treppe auf das Steinpflaster hinab – wobei notabene besagte Tür verschlossen war. Dieser Lümmel hatte noch das Glück, dass der Verletzte nach einer schweren Gehirnerschütterung und Schädelbasisbruch wieder aufkam. Sonst wäre er erledigt gewesen, denn gegen diese »Schläger« ging man in der DDR äußerst energisch vor. Aber trotzdem hatte er eine harte Strafe zu erwarten. Er war wirklich ein Gewalttäter.

Ich unterrichtete einige Zellengenossen auf ihren Wunsch über gewisse physikalische Fragen. Das gefiel unserem Gorilla nicht, und er verbat sich das mit der Begründung, er sei ein *ehrlicher* Arbeiter, wolle sich sein »gutes Gehirn« durch solche Reden nicht verderben lassen. Er wurde überstimmt und ausgelacht. Dafür überfiel er mich hernach unversehens, wollte mich zusammenschlagen. Ich bekam seine gespreizten Finger zwischen meine und drückte sie ihm, dass er in die Knie ging und kapitulierte auf mein Versprechen, ihm die Hand zu brechen.

Ich meinte das im Ernst, hätte es leicht tun können mit diesem Griff. So beschwor er vor der Zelle, mich in Ruhe zu lassen, und hielt das auch ein. Die VP zu Hilfe zu rufen, hätte mein Renommee für die ganze Haft ruiniert nach dem Ehrenkodex unserer »geschlossenen Gesellschaft«.

Die anderen standen dabei und hielten sich neutral. Das war ihnen nicht zu verdenken, denn zu leicht kann einer bei solchen Gelegenheiten unschuldig hereinfliegen durch falsche Bezeugungen. Mein Herz reagierte auf die Anstrengung sehr übel. Es musste aber sein, wollte man sein Gesicht hier nicht verlieren. Dieser Schmied war äußerst findig und geschickt. Plötzlich wollte er rauchen, aber Zündhölzer waren im Knast tabu. Flugs hob er wie spielend mit einer Hand einen schweren Schemel hoch auf den Tisch, rieb mit dessen hartem Bein die weiche Tischplatte, sodass von der Hitze das abgeriebene Holzmehl zu glimmen anfang. Blies sanft darauf, hatte schon

Feuer, stieß seine Lulle mit Behagen. Dieser Urmensch hatte in den Kriegswirren in Ostpreußen seine beste Jugenderziehung eingebüßt. Sonst wäre er wohl manierlicher geworden. Was er aus diesen Jahren nüchtern erzählte, durfte man ihm getrost als mildernden Umstand anrechnen.

In die Pritsche über meiner kam damals ein noch junger, kräftiger Mann, der war besser erzogen. Er hatte bei der NVA²⁸ so brav gedient, dass er als Unteroffizier in Ehren entlassen wurde. Anschließend verdingte er sich an ein wohlhabendes Bauernehepaar ohne Kinder als Pferdepfleger und Helfer und war dort sehr glücklich. Er verstand es mit den Tieren ausgezeichnet, war immer fleißig, wurde von den Leuten wie ein eigenes Kind gehalten. Er las auch sehr gern und mit hohem Ernst in den Büchern der Hausbibliothek, war artig und auch bei uns wohlgelitten. Für mich war nur peinlich, dass er außerordentlich unruhig schlief. Erst erwachte ich aus dem besten Schlaf durch einen penetranten Käsegeruch. Aber Käse hatten wir nicht. Doch der Korporal besaß einen katastrophalen Schweißfuß. Der pendelte mir vor der Nase, weil das eine Bein bei der Unrast des Besitzers heruntergefallen war. Ich stand auf, legte ihn zurecht und schlief wieder ein. Aber nicht lange. Plötzlich begann der ganze Bettenblock wie beim Erdbeben zu schwanken. Schnell fuhr ich aus meiner Pritsche heraus, stand auf, sah meinen Oberwohner bewusstlos in den schwersten Krämpfen liegen. Es war so einfach nicht, ihn kurz vor dem Sturz auf den Zementfußboden zu bewahren, seine Atemwege freizuhalten, schließlich ihn wieder zurechtzulegen. Ein klassischer Anfall von Epilepsie, von dem der Kranke am Morgen nichts wusste. Der Mann brauchte vor allem Ruhe, Pflege, ärztliche Behandlung und ständige Bewachung.

Pflichtgemäß meldete ich dem Abteilungsleiter den Fall mit allem, was dazugehörte, bat ihn, den Kranken alsbald in das Krankenrevier zu verlegen. Darauf erfolgte nichts, als dass ich zusätzlich einen tüchtigen Job als Nachtpfleger erhielt. Diese Anfälle wiederholten sich so regelmäßig wie ein Uhrwerk. Sie erklärten auch die tagsüber unvermutet auftretenden Abwesenheiten, auch wohl Reizbarkeiten des friedlichen Korporals a. D. Auch der Umstand, dass er von seinem Gelesenen nie ein Wort berichten konnte, zielte eben dahin. An der Diagnose gab es keinen Zweifel. Daher erinnerte ich den Meister nach einigen Tagen wieder an den Kranken. »Was fällt Ihnen denn ein«, schnurrte er mich an. »Wollen Sie etwa behaupten, dass wir bei der NVA die Verrückten als Unteroffiziere haben! Nehmen Sie sich nur in Acht mit solchem Gerede!« Ich hielt dem höflich entgegen, dass ich – passiere hier etwas – sicher befragt werde, dann die Wahrheit sagen müsse mit Bezug auf die Verantwortlichkeit. Ärgerlich ging der Mann davon. Aber nach einiger Zeit wurde doch der Kranke in eine Nervenklinik zur stationären Beobachtung verlegt, wohin er längst gehörte. Weil ich ihn betreute, fasste er Vertrauen, erzählte seine ganze Geschichte.

Offenbar war seine bei vernünftiger Lebenshaltung latente Epilepsie – beim Militär und bei dem Bauern war er nicht aufgefallen – durch das psychische Trauma der Haft

²⁸ Gemeint ist wahrscheinlich die Vorläuferin der NVA, die Kasernierte Volkspolizei.

manifest geworden, wie das vorkommt. Er erschoss bei der NVA als Wachposten in einer Nacht in Mecklenburg um ein Haar den kontrollierenden Feldwebel, der die verlangte Parole nicht schnell genug herausbrachte, denn er hatte ihn in der Dunkelheit für eines der vielen Wildschweine in der Gegend gehalten, vor deren Wut man ihn gewarnt hatte. Dergleichen kann auch ohne Epilepsie unterlaufen. Man versetzte ihn auf die Kleiderkammer, wo er bei der Pedanterie mancher Epileptiker alles gut verrichtete. So wurde er Kammerunteroffizier und als solcher in Ehren entlassen.

Seinen späteren Arbeitgeber liebte er so, dass er von ihm immer nur mit dem Besitzwort sprach: »Mein Bauer hat das immer so gemacht!« etc. Ein Zeichen für seine Kontaktfähigkeit, wie denn überhaupt die Epileptiker nicht als geistig Behinderte betrachtet werden dürfen. Alles ging gut, bis er eines Tages, mit dem Fuhrwerk unterwegs, das Bewusstsein verlor, vom Wagen fiel, was ihm nichts tat, da es auf einem Sandweg geschah. Als er zu sich kam, waren die braunen Pferde ein Stück weiter beim Grasens. Darob geriet er in solchen Zorn, dass er hinlaufen, die Tiere schlagen wollte. Dazu liebte er sie aber zu sehr, ließ stattdessen seine Wut an einigen jungen Apfelbäumen aus, die gerade am Wege standen. Er drehte ihnen die Kronen ab, war danach ganz beruhigt, ging zu dem Gespann, fuhr heim und berichtete seinem Bauern. Dieser tröstete ihn, ging aufs Gemeindeamt und bezahlte den Schaden aus seiner eigenen Börse.

Einer aber hatte das Ganze beobachtet und denunzierte den Kranken. Puritanisch, wie die Herrschenden in der DDR gesonnen waren, inhaftierte man ihn, und so kam er nach Karl-Marx-Stadt in unsere Zelle. Die Anklage lautete auf mutwillige Schädigung des Volkseigentums der DDR. Dass der Schaden ersetzt war, blieb für die Strafverfolger unerheblich. Keine leichte Beschuldigung und nur zu hoffen, dass der Unglückliche eine entsprechende Beurteilung seitens der Klinik fand, woran ich nicht zweifelte. Denn ich kannte den ärztlichen Stand in der DDR sehr wohl als einen durchaus ehrenwerten. Nach einigen Wochen kam unser Korporal aus der Klinik zurück, und weil zufällig das Lager über mir frei war, wurde er wiederum mein Oberbewohner. Er war sehr erholt, ganz ausgeglichen, voller Lob über die Klinik, und er zeigte keinerlei Symptome seiner Krankheit, die man dort sehr erfolgreich behandelt hatte. Die Krämpfe waren verschwunden. Ganz glücklich erzählte er, bald könne er wieder heim zu seinem Bauern. Das Klinikgutachten gehe dahin, dass er Anrecht auf den Schutz des bewussten Paragraphen 51 habe. Das hörte ich gern, warnte den Mann jedoch, allzu optimistisch zu sein. Er glaubte mir nicht, war ganz heiter und unauffällig.

Sein Gerichtstermin rückte näher, und ich paukte ihm das rechte Benehmen dafür ein: sehr artig und höflich sein, immer die Wahrheit sagen, vor allem nicht ohne direkte Aufforderung reden. Er versprach es und war ganz ruhig. Sein trefflicher Bauer hatte ihm sogar auf eigene Kosten einen Rechtsanwalt zum Verteidiger bestellt, ihn im Knast auch besucht und versprochen, bei der Verhandlung im Zuschauerraum anwesend zu sein. Mehr hätte auch sein leiblicher Vater nicht für ihn tun können in dieser Lage. Der Termin kam, und unser Mann war ganz zuversichtlich, als man ihn abholte. Bei der Rückkehr war er erledigt, völlig deprimiert, sehr unruhig, aß und trank nicht.

In der Dunkelheit, als die anderen schliefen, vertraute er mir sein Unglück an. Anfangs war alles gut gegangen, das Gericht gnädig, der Verteidiger großartig, und vor allem, sein Bauer in der ersten Reihe nickte ihm zu. Auf dem Richtertisch lag das Gutachten der Klinik und schien Anklage gefunden zu haben. Dann aber erhob sich der Staatsanwalt und ließ ein grimmiges Plädoyer vom Stapel.

Anfangs habe unser Mann noch an sich halten können. Aber als es die größten Vorwürfe nur so hagelte, verließen ihn alle guten Geister, inklusive meiner Mahnungen. Plötzlich habe er das nicht mehr aushalten können, sei aufgesprungen, habe die Wahrheit dagegen gesagt trotz aller Versuche, ihn daran zu hindern. Was er da gesagt hatte, wusste er noch genau: »So sei es eben! Von dem vielen Geld baue der Staat die vielen Gefängnisse. Dahinein tue er dann die armen Arbeiter – solche wie ihn! Aber er sei kein Verbrecher und Schädling am Volksvermögen, sondern wohl arm, aber ein ehrlicher Arbeiter!«

Nun war alles aus. Er bekam ein Jahr Gefängnis ohne Bewährung. Der Schutz des Paragraphen 51 kam für ihn nicht zur Wirkung. Denn wer so genau wisse, was der Staat schlecht mache, der habe seinen vollen Verstand. Also müsse er verurteilt werden. Das betrubte mich sehr für den bedauernswerten Kranken, verwunderte mich aber nicht. Etwas Ähnliches hatte ich befürchtet, kannte ich doch unsere Puritaner. Einen Kommentar zu diesem Vorgang halte ich für entbehrlich. – Ich beruhigte, tröstete den Mann, so gut es mir gelingen wollte, und er schlief schließlich erschöpft ein. In der gleichen Nacht aber erlitt er einen allerschwersten Anfall epileptischer Natur und war von Stund' an völlig verändert, dass es ein Jammer war.

Natürlich bekam er hier seine Therapie nicht weiter, dazu das hohe seelische Trauma, die fortdauernde Haft – es war der nach den Gesetzen der Pathologie und der Heilkunde zu erwartende Verlauf. Auch ich war blamiert, denn natürlich glaubte die VP dem hohen Gericht. Deshalb blieb er auch weiter in der Zelle trotz der verstärkten Krämpfe etc. Ich fand meine Rechtfertigung allerdings bald. Wenig später erlitt er beim Rundgang im Hof einen schweren Anfall, der ihn aufs Pflaster warf. Ich eilte hinzu, konnte ihn wenigstens vor schweren Verletzungen durch die Steine bewahren.

Der erregende Vorfall brachte den Anstaltsleiter herbei, einen VP-Rat, der ruhig und verständig war. Sofort befahl er, den Bewusstlosen stationär in das Krankenrevier aufzunehmen, was auch sehr schnell geschah. Mich nahm er beiseite, verlangte alles zu wissen, was mir von dem Kranken bekannt und was meine Ansicht über diesen Fall sei. Ich beschränkte mich auf das rein ärztliche, ließ das Personal aus dem Spiel. Was die Verantwortlichkeit des Patienten anging, trat ich dem Standpunkt der Nervenklinik bei und bemerkte abschließend, der eben erlebte Vorfall habe mich nur bestärken können in der Schlüssigkeit des Gesagten. Der VP-Rat schwieg eine Zeit, dankte höflich für meinen Bericht und ließ mich abführen. Vollkommen korrekt; ich hätte mich an seiner Stelle nicht anders verhalten. Es blieb die Hoffnung, durch diesen Bericht etwas Nützliches für die Zukunft des armen Korporals beigetragen zu haben. Wie es mit ihm weiterging, weiß ich nicht, da er mir nicht wieder begegnete.

Allerdings kamen alle in der UHA Karl-Marx-Stadt Verurteilten in die zuständige Strafvollzugsanstalt nach Zwickau, wo ich selbst später als Strafgefangener anlangte und in Personalunion alleiniger Gefängnisarzt für das ganze Haus wurde. Ich hätte ihn dort also zwangsläufig antreffen müssen, was jedoch nicht der Fall war. Nach längerer Arbeit in Zwickau kam ich in der gleichen Eigenschaft in das zuständige Haftkrankenhaus in Leipzig-Meusdorf, traf den Mann auch dort nicht, wo er hätte sein müssen, wäre er als Kranker in Haft geblieben. So möchte ich schließen, dass man sein Urteil doch noch revidiert hat. Jedenfalls möchte ich hoffen, dass der brave Veteran wieder zu seinem Bauern gekommen ist und zu seinen geliebten Pferden.

Mir bleibt aus der Hitzeperiode noch etwas nachzutragen: In einem so heißen wie feuchten, dazu von Spaltpilzen wimmelnden Raum verderben sehr rasch alle Nahrungsmittel. Das gilt auch und besonders für den Knast. Damals war es dem Untersuchungsgefangenen noch erlaubt, pro Monat von zu Hause ein 5-Kilogramm-Paket zusätzliche Lebensmittel zu erhalten. Für alle eine vitale Notwendigkeit bei dem Gewichtsverlust und auch sonst nicht eben erfreulichen Gesundheitszustand. Meine Frau brachte mir beim Sprecher stets das allerbeste und auch das mit, was sich am besten halten würde, damit ich es einteilen konnte bis zum nächsten Mal in vier Wochen. So sorgsam alles in Pergamentpapier eingeschlagen war, verdarb es mir doch innerhalb kurzer Tage, das heißt, es verdarb nach den Maßstäben der Freien.

Als Gefangener tat man gut, in der Bewertung großzügiger zu werden, was nicht allen glücken wollte. Aus Sorge, sie werde ihm verderben, aß einmal ein Mann in meiner Zelle ein ganzes Pfund frische Butter aus seinem Paket mit viel zu wenig Brot in kurzer Zeit völlig auf. Mir war vom Zusehen ganz übel, bei ihm kam das nach. In der Nacht bekam er einen furchtbaren Darmzustand, kam vom Klo überhaupt nicht mehr herunter, bevor nicht alles draußen war. Schade um die gute Butter! Er bekam anschließend eine bedenklich schwere Gelbsucht. Eine Diät gab es nicht, was er aß, war Gift für ihn, und einem Arzt wurde er nicht vorgestellt. Bald war er körperlich völlig ruiniert. Ich tat das Gegenteil, teilte die Vorräte ein, die natürlich bald verdarben: die Butter stark ranzig, der Speck total verschimmelt und die Dauerwurst grau-grünlich. Letzteres deshalb, weil die Wurst vom Personal rücksichtslos zerschnitten wurde aus Besorgnis, es könne ein Kassiber, gar eine Eisenfeile darin verborgen sein. Der Zustand der Lebensmittel war also nicht sehr schön, jedoch gesundheitlich unbedenklich, wie sich herausstellte.

Sven Hedin berichtet in seinen tibetanischen Reiseerzählungen, dass er sich bei Empfängen beim Dalai Lama nebst Respektspersonen habe überwinden müssen, um die Landessitte nicht zu verletzen. Sie gebot, den wunderbaren Ziegeltee aus China mit ranziger Butter zu versetzen. Das galt in Tibet als erlesene Köstlichkeit. Bei einem Aufenthalt in Schweden hatte ich gesehen, welchen hohen Wert man dort auf die Frische der Butter legt, konnte also die Hemmungen des berühmten nordischen Reisenden gut verstehen. Von einem Schaden durch seine tibetanischen Genüsse hatte er nicht berichtet. Also aß auch ich couragiert meine ranzige Butter, an die man sich bald

gewöhnt, und es nicht zu bereuen hatte. Der verschimmelte Speck wurde oberflächlich abgeschabt, die verfärbte Wurst ohne weiteres verzehrt.

Ich konnte mir unter den herrschenden Verhältnissen keinen Verzicht auf Kalorien gestatten. Das entsetzt zuschauende Kollektiv erwartete vergebens meinen Tod an »Wurstvergiftung«. In ihrer Unwissenheit um die Mikrobiologie wurden sie sogar so mildtätig, dass sie alle ihre leicht verderblichen Esswaren frisch in der Zelle verteilten. Da jeder einmal drankam, glich sich der Verlust letztlich wieder aus. Doch erschien es mir rationeller, meine Ration »verderben« zu lassen als unter Umständen für längere Zeit auf dem Trockenen zu sitzen.

Besonders gefährdet war frisches Brot. Es wurde – für 24 Stunden rationiert – um 17.00 Uhr ausgegeben. Ein gutes Schwarzbrot aus einer modernen Brotfabrik und hygienisch zubereitet. Doch damals kam es oft vor, dass dieses Brot bereits am nächsten Morgen verschimmelt und ungenießbar war. Das hielten die Leute für den klaren Beweis, dass man ihnen bereits verdorbenes Brot ausgeteilt habe. Der Versuch, ihnen diese Erscheinung zu erklären, war aussichtslos angesichts ihres generellen Misstrauens gegenüber allem im Knast. Es gab viel Gezänk und Verdruss mit dem daran unschuldigen Personal. Zwar entstand kein Schaden, denn man war immer bereit, verschimmeltes Brot für frisches einzutauschen. Doch das Vorurteil blieb, bis der Herbst kam und die Nahrungsmittel in den Zellen sich leidlich konservierten.

5. Kapitel

Die neu zugehenden Häftlinge wurden ohne vorangehende und gründliche Untersuchung durch einen kompetenten Arzt auf die Zellenbelegschaften verteilt. Eine Unbedenklichkeit – um es milde auszudrücken, die zwangsläufig mit einem hohen persönlichen Risiko für sie selbst wie die Hausinsassen behaftet war. Dementsprechend die oft hoch bedenklichen praktischen Folgen, von denen nur einige wenige hier exemplarisch belegt sein sollen.

Noch im Sommer brachte man einen etwa 25 Jahre alten, gut aussehenden und schlanken Mann in unsere Zelle. Kaum war der Schließer fort, kollabierte er und musste auf eine Pritsche gelegt werden, wobei eine Hautabschürfung über einem Bluterguss auf dem Vorderschädel auffiel. Als er wieder zu sich kam und etwas erholt war, gab er Auskunft. Nach Vorgeschichte, Lokal- und Allgemeinbefund hatte er in der Nacht nach Unfall mit dem Motorrad und Sturz auf den Kopf eine klassische Hirnerschütterung, die Sozia einen sofort tödlichen Genickbruch erlitten. Am Morgen hatte die Kriminalpolizei ihn im Krankenhaus »verhört« und ihn in ihrem Pkw in die UHA gebracht, wo ein richterlicher Haftbefehl ausgeschrieben und der Kranke zu Fuß die Treppe hinauf zu uns geführt worden war. Er werde sich wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht zu verantworten haben, wie man ihm kurzerhand beschieden hatte. Hier hatten alle beteiligten Personen und Instanzen in kaum glaublicher Weise ver-

sagt: der Arzt, der ihn der Kripo überantwortete; die Kripo die einen Unbesinnlichen verhörte und wegen seiner wirren Auskünfte aus dem Krankenhaus entführte; der Haftrichter mit seiner Unterschrift und unser Personal, das den Hochgefährdeten die Treppen hochtrieb in die Zelle. Dabei bestand der hohe Verdacht eines Schädelbruchs mit allen Eventualitäten nach all diesen groben Vergehen gegen Leben und Gesundheit des Verunglückten – ganz abgesehen davon, dass nach dem Hergang des Unfalles an Leichtfertigkeit oder dergleichen nicht zu denken war.

Ich ließ den Abteilungsleiter bitten, und der Kranke hatte das Glück, in seiner Gegenwart schwer zu kollabieren. So drang ich durch mit der Forderung, den Mann sofort in der schonendsten Art in ein Unfallkrankenhaus, sonst in eine gute chirurgische Abteilung zu verbringen. Was dann aus ihm geworden ist, kann ich nicht sagen, war stark beeindruckt durch diese Kette schwerer Fehlleistungen, infolge derer der Schwerverletzte in seiner Hilflosigkeit in den Knast kam anstatt in ein Krankenhaus, dessen Arzt die Qualifikation besaß, das Allermindeste zu tun: den Mann vor der Kripo und allem anderen Unangebrachten nach seiner klaren Pflicht energisch zu schützen.

Ein anderer, noch etwas jüngerer Mann, erhielt wegen erwiesener Zechprellerei eine geringfügige Freiheitsstrafe, die aber um ein Jahr erhöht wurde wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, der darin bestand, dass er sich auf dem Weg zur Polizeiwache von den Handketten der Polizisten losgerissen hatte, um von einer Brücke sich in selbstmörderischer Absicht in einen Fluss zu stürzen, was auch gelang. Der Selbstmord misslang deshalb, weil das Wasser zu flach war. Er blieb im Grundschlamm stecken, wurde herausgezogen und zu uns in die Zelle in der UHA gebracht. Dass er im trunkenen Zustand gehandelt hatte, galt nicht als Entlastung. Wollte das Gericht so puritanisch sein, den Rausch nicht gelten zu lassen, so kam es dennoch zu einem klaren Fehlurteil, weil man den Mann nicht auf seinen Geisteszustand in der Nüchternheit hatte kontrollieren lassen.

In der U-Haft erheiterte er die Umgebung durch erstaunliche akrobatische Leistungen, sprang zum Beispiel ganz wie ein Affe aus dem Stand auf allen Vieren glatt über zwei Schemel hintereinander hinweg. Seine Reizbarkeit war ebenfalls die eines Geminderten. Ohne erheblichen Anlass zerkratzte er einem viel stärkeren Mitgefangenen das Gesicht mit allen zehn Fingernägeln derart, dass der Angegriffene blutüberströmt kollabierte. Einen anderen, der ihn gefoppt hatte, griff er mit einem der zweizölligen, kantigen Bretter unter der Pritschenmatratze an, sodass dieser sich seiner nur dadurch erwehren konnte, dass er mit einem ebensolchen Brette sich wehrte. Es gab ein regelrechtes, lebensgefährliches Duell, wobei die schweren Bretter beidhändig wie ein Landsknechtsschwert an einem Ende ergriffen wurden. Ein scharfer Treffer auf den stets dabei angezielten Kopf hätte diesen leicht gespalten, und nur weil beide gut parierten, gab es kein Unheil, bevor die anderen die Kämpfer trennten.

Diese Hemmungslosigkeit war nur die eine Seite einer leicht erkennbaren Debität, deren Ursache dem Erfahrenen nicht verborgen bleiben konnte. Denn der Raufbold – der im Allgemeinen ganz friedlich war – ließ sich die Handgelenke leicht so weit nach

rückwärts biegen, dass die Fingerrücken den Unterarm berührten. Das kann ein Mensch nur bei Vorliegen einer Minderleistung seiner Schilddrüse, was für die geistige Entwicklung nicht ohne Folgen bleibt bei so schweren Fällen wie hier. Hätte man über das Gericht rechtzeitig eine genaue Untersuchung von kompetenter Seite vornehmen lassen, hätte man sich dieses Fehlurteil erspart, das für den Schutzbedürftigen schwere gesundheitliche Nachteile brachte. Auch diese Naturen besitzen nicht selten ein besonders empfindliches Selbstgefühl – wie zum Ausgleich für ihre psychisch-intellektuelle Benachteiligung.

Der Mann hatte in der Zelle angegeben, Leiter einer großen VEB-Tierhaltung zu sein und vor der Ehe mit einer reichen Bauerstochter zu stehen. Das kontrastierte allerdings krass mit seiner abgerissenen und verschmutzten Arbeitskleidung, und die alten erfahrenen Knastbrüder sagten ihm ins Gesicht, dass sie ihn für einen Lügner und Hochstapler hielten, was er heftig abstritt. Als man heimlich bei Gelegenheit seine Papiere inspizierte, kam heraus, dass er nur ein kleiner Hilfsarbeiter seines Betriebes war. So triumphierten die rohen Ganoven über ihre richtige Diagnose, unser Akrobat aber wurde von Stund an depressiv und bald krank, und er blieb auch krank, wie ich später in derselben Strafvollzugsanstalt, in der auch er war, bestätigen konnte. So war doppelt Unrecht an dem armen Menschen geschehen, der vollen Anspruch auf den Schutz des bekannten Paragraphen 51 des Strafgesetzbuches gehabt hätte, wäre man sorgsamer mit ihm umgegangen. Durch diese Unterlassung im Ärztlichen wurden die Zellengenossen des Unberechenbaren, gefährdet wie er selbst, geschädigt und obendrein das Gericht zu einem leicht vermeidbaren Fehlurteil veranlasst.

Hoch bedenklich für die ganze Zellenbelegschaft wurde im frühen Herbst ein Mann, den man zu uns legte, und der auf den ersten Blick aufgrund seines schlechten Allgemeinzustandes und schwerer Hustenanfälle mit viel Auswurf als krank zu erkennen war. Auf meine Bitte gestattete er sehr willig eine Untersuchung. Sie ergab, was mir zuvor zweifelsfrei war: eine weit fortgeschrittene Lungentuberkulose mit Einschmelzungen des spezifischen Gewebes, das wimmelnd von virulenten Tuberkelbazillen ausgehustet wurde und sich als Spray verbreitete in der engen, überbelegten Zelle.

Die Vorgeschichte war die klassische, der Mann lange schon wegen dieser Erkrankung invalidisiert, nachdem er als aktiver Soldat des Zweiten Weltkrieges nach einem Lungenschuss tuberkulös erkrankt war. Obendrein lagen seine Krankenakten dem Gericht vor, sodass es eine Entschuldigung auch ohne Arztkontrolle nicht gab für die Einweisung dieses hochgradig ansteckenden Kranken in eine reguläre Zelle. Wer etwa noch zweifeln wollte an der Infektiosität, der konnte in den Akten lesen, dass der Kranke bei sehr üblen Wohn- und Lebensverhältnissen bereits eines seiner jungen Kinder mit seinem Auswurf angesteckt und es aufgrund einer anschließenden tuberkulösen Hirnhautentzündung verloren hatte.

Es bestand übrigens gar kein Anlass, den Schwerkranken zu verhaften, dem man einen Versicherungsbetrug vorwarf, der keiner war. Das konnte ich beurteilen als gut vertraut mit der Rechtslage des Falles. Da er das Lager über dem meinen erhielt in der

Zelle, bekam ich nächtens bei seinem Husten – mehr schon Erstickungsanfälle – ständig das infektiöse Sputum über das Gesicht, wie deutlich spürbar. Aber auch die anderen waren erheblich gefährdet, zumal er bei uns blieb, obwohl ich alsbald mit genauer Angabe aller Umstände den Fall dem Abteilungsleiter gemeldet hatte, mit der Bitte, ihn umgehend im Krankenrevier zu isolieren und entsprechend betreuen und behandeln zu lassen. Der Meister hörte schweigend zu, bat mich in die Zelle zurück, und es erfolgte gar nichts. Erst nach einer ganzen Reihe von Tagen holte man den Kranken heraus und tat ihn in das Revier. Später traf ich ihn zufällig noch einmal, wobei er mir in verbindlicher, bewundernswerter Fassung und Haltung mitteilte, er sei zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt und glaube nicht, das zu überstehen. Das war meine Prognose insgeheim, und der Fall ist mir bis heute unvergessen mit seiner Tragik.

Sich Bücher kommen zu lassen, war in Karl-Marx-Stadt verboten einschließlich der wissenschaftlichen und der Fachzeitschriften. Die Bitte darum schlug man mir ab, ohne Gründe dafür anzugeben. So blieb man verwiesen auf die recht umfängliche und teils gute und vielseitige Anstaltsbücherei. Diese wurde sorgfältig verwaltet durch einen Gefangenen als Büchereikalfaktor, der literarisch gebildet, sehr hilfsbereit und ein Mann von Geschmack und Urteil war. Er hatte eine informative Liste aller Bücher aufgestellt, anhand derer man bei dem einmal in der Woche vorgesehenen Büchertausch gut wühlen konnte. Dabei traf mich der Abteilungsleiter und dekretierte: »Was für Sie gut zu lesen ist, das wissen wir besser – nehmen Sie dieses!« Und gab mir einen umfänglichen, aus dem Russischen übersetzten Roman mit dem Titel »Fern von Moskau«. Ich denke, der Autor war Fadejew, von dem ich vor Kurzem in der Zeitung las, dass er Selbstmord beging wegen starker Pressionen ob seiner Denk- und Schreibweise.

Diese meine zugewiesene Pflichtlektüre war in einer Art realistisch wenn auch nicht fatal propagandistisch, dass die Sowjetzensur damit wohl zufrieden gewesen sein dürfte. Ich habe eine lange Reihe von Jahren in der DDR gelebt und davon eine Anzahl in einem absolut nach sowjetischer Observanz dirigierten Bereich,²⁹ wo es genug Gelegenheit gab, mit Russen in hohen Stellungen eingehend und über viele Gebiete zu sprechen. So ist mir ihre Mentalität und ihre Staatsdoktrin aus erster Hand vollkommen bekannt samt den Grenzen des nach derselben Erlaubten bzw. Nichterlaubten. Das Buch beschrieb das harte Leben einer im fernen Nordosten der UdSSR im Arbeitseinsatz befindlichen Jugendbrigade, das mir recht gut charakterisiert erschien. Es gab darin sogar eine sehr reizend und sauber geschriebene Liebesgeschichte zweier junger Menschen und manche menschlich bewegende Episode abseits der Arbeit. So war das eine ansprechende Lektüre im Gefängnis.

Als ich beim nächsten Büchertausch das Werk zurückgeben wollte, stand wieder der Abteilungsleiter dabei und beschied mir: »Sie behalten das Buch noch! Es ist ja ganz ausgeschlossen, dass man so ein dickes Buch in einer Woche ausgelesen haben

²⁹ Gemeint ist die unter sowjetischer Leitung stehende Wismut AG, bei der er als Arzt gearbeitet hatte.

kann!« Und bedachte mich mit einem strafenden Blick. Beim nächsten Büchertausch fand er wieder, das könne ich unmöglich alles schon richtig aufgenommen haben, wobei er wohl sein eigenes Lesetempo zum Vergleichsmaßstab nahm. Höflich nahm ich das Buch wieder zurück und ließ ihn nicht merken, dass seine Sorge um meine geistige Fortentwicklung mich zum Lachen reizte und ich bereits verdrießlich war. Ich war nun lange genug im Knast, um für diese Seele das rechte Heilmittel zu wissen, lernte einige der im Opus enthaltenen Passagen parteidoktrinären Inhalts auswendig und trug sie in der Zelle zum Erstaunen der Genossen im Lokal vor. Für alles Weitere, so dachte ich, würde gewiss der Zellenspitzel sorgen, den ich als sicher existent vorzusetzen durfte nach meiner Kenntnis unseres Lebens in der DDR. Dieser enttäuschte auch meine Hoffnung nicht. Beim nächsten Buchtausch belobte mich der Meister vor dem Volke dafür, dass ich das schöne Buch so erfolgreich und gründlich gelesen habe und bemerkte: »Das erleben wir hier sonst nie, dass ein Angehöriger der Intelligenz unsere Bücher mag und unsere Sache so gut versteht«!

So war ich selber schuld daran, dass ich drei Wochen lang mit »Fern von Moskau« leben musste, hätte schon beim ersten Mal verstehen müssen, was man haben wollte. Seither hat man mich in Karl-Marx-Stadt mit Politischem nie mehr angeödet und auch sonst nicht schikaniert, obwohl ich bei Gelegenheiten aus meinem Nonkonformismus keinen Hehl zu machen pflegte und auch am Knast kritisierte, was ich ärztlich und menschlich für bedenklich und wenig angebracht hielt.

Allerdings half mir mein Lernfleiß literarisch so gut wie nichts. Denn eben damals trat eine Verfügung in Kraft, nach der sämtliche Bücher unserer Hausbibliothek vom Verleih an die Gefangenen ausgeschlossen blieben, welche vor dem Jahre 1945 herausgegeben und erschienen waren. Was verblieb, waren die unerträglich öden und mir unverdaulichen aktuellen Politschriften und ferner eine Anzahl von völlig belanglosen, kläglich geschriebenen und teils sehr törichten Produkten von »Schriftstellern«, wie sie in solchen Zeiten und Verhältnissen immer aus dem Boden schießen wie die Pilze nach dem Regen.

Davon nahm ich irgendeines, unterhielt mich mit den eigenen Gedanken und Problemen, lebte von dem eigenen geistigen Besitz, den die VP mir nicht vorenthalten konnte. Eben diese belohnte meinen erwiesenen guten Willen in einer sehr reizenden Weise. Nicht lange nach Indizierung der Bücherei kam der Abteilungsleiter mit einem Kalfaktor, der in einer Wollecke ein großes Bündel trug, das er auf mein Lager schütete – alles Bücher in stark reduziertem Zustand. »Das können Sie behalten«, erklärte der Meister. »Wir sollten die Bücher aussortieren, aber ich dachte, Sie mögen die alten Schwarten sicher gern behalten!« So sage noch einer, das Knastpersonal sei ohne Herz und Gemüt! Die alten »Scharteken« waren eine Anzahl von äußerlich ramponierten, im Text gut erhaltenen Ausgaben der deutschen Klassiker und Romantiker, die aus dem 19. Jahrhundert, teils bis in dessen Mitte, stammten. Mit Goethe, Schiller, Lessing, Mörike etc. kann man es im Gefängnis eine ganze Weile aushalten. Sehr interessant die ausführlichen Autorenbiographien, die mir manches bislang Unbekannte ver-

mittelten. Teils bibliophile Raritäten, von denen ich gern gewusst hätte, wie sie ausgerechnet in eine Knastbücherei gelangt waren, wo man sie zuletzt vermutet hätte.

Für das Profane durfte man sich nach Wahl der VP eine Tageszeitung halten. Ich abonnierte die Ostberliner »BZ«, weil ich Berlin gut kannte und liebte, fand im lokalen Teil manches Anregende. Die Zellengenossen waren ganz versessen auf die mir langweilige »Rätselecke«, die ihnen half, die Zeit tot zu schlagen. Als das Blatt den bebilderten Bericht der ersten originären Modenschau in Ostberlin brachte, verlor ich es. Der Meister erklärte mir zu der Wegnahme: »Das ist kein Blatt mehr für Sie! Die kessen Bilder von den Weibern müssen ja jeden Gefangenen sexuell so reizen, dass er sich immerzu quälen muss. Aber wir quälen die Gefangenen nicht, und so ein Blatt muss weg!« Da fiel es schwer, ernst zu bleiben. Gewiss waren die Mannequins sehr hübsch, und die Röcke schnitten mit dem Knie ab. Aber ich hatte nichts verspürt von Qual und auch nicht die anderen in der Zelle, die meine Zeitung mitlasen – wir hatten andere Sorgen und waren so asketisch getrimmt, dass solche Sorgen nicht zu befürchten waren.

Aber die »BZ« war ich los, bekam ein anderes, unsagbar langweiliges Blatt für mein Geld. Die Kumpel begrüßten das sehr. Denn den Text lasen sie ohnehin nicht, aber die neue Zeitung hatte eine weit ergiebigere Rätselecke für sie. Ich denke, man erlaubte uns eine Zeitung überhaupt aus einem ganz unliterarischen Grunde. In der UHA gab es kein Toilettenpapier. Dafür nahm man jedem der Abonnenten sein Blatt nach 24 Stunden fort, gab es den Kalfaktoren, um es in handliche Stücke zu schneiden, die als Klopapier gerecht verteilt wurden. Denn es ging verwaltungsmäßig recht haushälterisch zu bei uns. Sehr praktisch gedacht. Aber nur wenige der Gefangenen hielten sich eine Zeitung, und wir waren unserer viele auf der Abteilung. Dabei wurden diese hygienischen Zettel oft so klein, dass es eine große Kunst war, mit diesen Minibilletts ohne Pannen zu einem erwünschten sanitären Ziele zu gelangen, und das beste Blatt im Knast war das mit dem meisten Papier.

Man durfte sich aber kein Toilettenpapier kaufen lassen über die VP, und warum, das blieb geheim. Mag sein, dass auch das ein Teil der Pädagogik war, die nach der Doktrin eine Haft einzig und allein legitimierte.

Zu meinem Erstaunen durfte man im Gefängnis sogar rauchen. Wer sich gut führte, hatte das Recht auf fünf Zigaretten – »Lullen« im Knastjargon – pro Tag, die vom Personal bei der hauseigenen HO-Verkaufsstelle für ihn besorgt wurden, falls er das Geld dafür auf dem Anstaltskonto verfügbar hatte. Nur die beiden billigsten Sorten der DDR-Produktion waren erlaubt. »Memphis« und »Sport« hießen sie wohl, und sie zu rauchen, zu »stoßen« in der Knastsprache, verlangte eine gewisse Überwindung. Dennoch rauchten alle, sogar die, die in der Freiheit Nichtraucher waren. Das war eine Frage des Prestiges. Wer nicht rauchte, der war entweder ein Rabauke mit schlechter Führung oder so arm wie eine Kirchenmaus. Beides wollte keiner auf sich sitzen lassen, wie denn gerade auf der alleruntersten Sozialstufe im Knast jeder um so ingrimmiger an dem letzten Rest von Selbstbehauptung festhielt aus verständlichen psychologischen Gründen. Die allergrößte Schande im Gefängnis wäre es aber gewesen, trotz

vorhandener Mittel aus purem Geiz nicht zu rauchen! Das galt als völlig unerhört und Erweis eines üblen Charakters. Daher kam es sehr selten vor, obwohl unten ein solcher Fall zu erwähnen sein wird.

Auch die Raucherlaubnis hatte allem Vermuten nach nichts zu tun mit einem Entgegenkommen der Anstaltsbehörde und konnte bei Mangel an Wohlverhalten jederzeit zurückgezogen werden. Damit besaß man ein fast unfehlbares Mittel zur Disziplinierung der wütesten Rabauken und größten Lümmel. Lieber hätten diese Kerle sich verprügeln als das geliebte Rauchen verbieten lassen, was sie lachend zugaben. Schon die Androhung des Rauchverbotes machte aus Wölfen Lämmer. So war es gescheit, das Laster in den Dienst der Hausdisziplin zu stellen. Das war umso nötiger, weil Schläge und Nahrungsentzug absolut und vollkommen wirksam verboten waren. So war das Personal gewissen Knastnaturen der übelsten Sorte gegenüber recht hilflos, gab es nicht die Lullen mit dem Verbot im Hintergrunde.

Für die Gefangenen hatte das Rauchen offensichtlich eine wichtige symbolische Bedeutung, erinnerte sie an daheim und war ein kleiner Rest individueller Freiheit an dem Ort, wo bis auf die nackte Existenz alles verboten und der Rest so reglementiert war, dass nur die Gewohnheit dieses »Leben« ertragen ließ. Jedenfalls wirkte die Lulle auch auf die ärgsten Lümmel und Streithälse zauberhaft, und unter dem Rauchen waren sie alle zahm und verträglich. Umso bemerkenswerter war es, dass ein Lullendiebstahl nie vorkam, obwohl bei dem Mangel an verschließbaren Behältern jeder seine täglich ein- und ausgeteilten fünf Lullen offen auf dem gemeinsamen Wandregal liegen hatte. Da auch Lebensmittel nicht gestohlen wurden, darf man die Kameradschaft im Knast als eine hochachtenswerte bezeichnen, und sicher waren die allermeisten der Gefangenen besser als ihr Ruf und als die obligate Meinung des Personals und auch der Gerichte.

Allerdings gibt es ja auch die bekannte Ganovenehre und Gutmütigkeit sogar bei Mördern, Totschlägern, Straßenräubern etc., was nicht ausschließt, dass sie unberechenbar sind und man gut daran tut, in solcher Gesellschaft immer auf der Hut zu sein für die eigene Person. Das Feuer für die Lulle wurde den Zellen fünf Mal am Tag in Gestalt einer brennenden Kerze durch den Kalfaktor in VP-Begleitung gebracht, was daraus einen Akt von gewisser Feierlichkeit machte. Als ich bat, einem völlig mittellosen Mitgefangenen seine Lullen von meinem Guthaben zu kaufen, bekam ich ein großes Lob für die Gesinnung, aber zugleich eine Absage mit der Angabe, das sei streng verboten. Aber schenken durfte ich von den mir zustehenden eigenen Lullen. An Logik soll man eben im Gefängnis nicht viel denken, das eine Institution sui generis war und eine höchst bemerkenswerte und für mich teils recht erheiternde trotz allem. Als Studienseminar auf Gebieten wie Kriminologie, Soziologie, menschliche Verhaltenslehre, Rechtspraxis, Psychologie, Psychopathologie, Medizin, allgemeine Volks- und Lebenskunde ist das Gefängnis unersetzlich, will man an die äußersten und Grenzzustände gelangen, und als solches habe ich es stets genommen – zu meinem eigenen Vorteil, da bei dieser Einstellung das eigene Geschick sich besser ertra-

gen, darüber hinaus zu einer Lehre werden lässt, an welche man anders nicht gelangen kann.

Im Frühherbst bekamen wir das im Knast extrem seltene Exemplar eines in jungen Jahren bereits voll entwickelten Geizhalses in die Zelle. Einen ärgeren habe ich im ganzen Leben nicht gesehen, geschweige auf Tuchfühlung über Monate studieren können. Zwar war er kräftig und wohlgenährt im Gegensatz zu den meisten seinesgleichen. Das kam daher, dass er als hochbezahlter Facharbeiter im Untertagebau zu sehr niedrigen Preisen ein ausgezeichnetes Essen bekam, dazu noch viele Naturalbezüge und als Arbeitslohn über 2 000 Ostmark netto. Das hätte er ohnehin nicht ausgeben können, weil es an attraktiven Waren damals fehlte. Das erzählte er natürlich wie alle Geizkragen niemandem. Da er kein Geld auf dem Knastkonto hatte – ebenfalls ein typisches Symptom seiner Wesenart – gab ich ihm öfters von meinen Lullen ab. Die VP bemerkte es und der nette Wachtmeister, der mir den neuen Klolappen organisiert hatte, holte mich aus der Zelle aus kameradschaftlichem Wohlwollen.

»Geben Sie doch dem Kerl nicht von ihren paar Lullen ab! Wir können das alle nicht mehr mit ansehen, wie der Sie begaunert. Der hat Zuhause gewiss mehr Geld liegen, als Sie selber haben.« Und berichtete, wie der Schnorrer die Kripo unter Vorspiegelung, ihr wichtige Aufschlüsse zu geben, veranlasst hatte, ihn im Auto eine sehr weite Strecke zu seiner Wohnung zu fahren. Dabei habe er darauf bestanden, sein Konto auf der Sparkasse kontrollieren zu können. Aber alles war Schwindel, und wäre es nicht verboten gewesen, so hätte man ihn dafür gern vertrimmt. Das sei die Wahrheit. Bald danach erzählte der Mann mir das selber voller Schadenfreude. »Die sind schön reingefallen, und ich hab' eine schöne Spazierfahrt gemacht. Und was die sich geärgert haben – die ganze Zeit vermurkst, und was das erst für Benzin gekostet hat – aber mein Geld auf der Kasse stimmte. Weiter wollte ich ja nichts als das wissen. Häähähähä!« Völlig verschlossen vor den Zellengenossen lebte er ruhigen Gemüts, beschimpfte die anderen in der größten Weise, wenn sie ihn hänselten. Natürlich war sein Reichtum irgendwie publik geworden, und das genoss er innig, hörte er von den großen Nöten der anderen daheim bei den Familien. »Ihr seid ja nichts anderes wert! Ihr seid ja viel zu dämlich, Geld zu machen – und wenn Ihr ein paar Mark mal habt, dann seid Ihr noch viel dämlicher, habt Weiber und Kinder und alles ist schon wieder fort.«

Mit knapper Not entging er der Klassenkeile, war aber so stark und brutal, dass keiner Lust hatte, mit ihm in Streit zu geraten. Nichts schien ihn zu bewegen als der tröstliche Gedanke an seinen zinsentragenden Schatz, der ihn völlig immun machte gegen alle Maläsen im Knast, wo er nichts verdiente. Zu mir fasste er wunderbarerweise sofort eine große Zuneigung, nahm sich die Pritsche über meiner und tat mir ungebeten jeden Gefallen, als ob er meine Gedanken erriet, »besorgte« zum Beispiel bei Wintereinbruch gute Wolldecken und tapezierte damit die Außenwände meiner Liegestatt so gut aus, dass ich die Kälte und Feuchtigkeit der Mauer los war, was bei meiner Abmagerung und Verfassung nötig war. Seine Gegner tadelten unverhohlen, dass er sich damit zum Putzer für die Hochintelligenz degradiere. Bei mir entschuldig-

ten sich die Leute dafür: »Nichts für ungut, Doktor, das ist eben der Klassenkampf!« Aber mein Helfer streckte ihnen die Zunge lang heraus: »Leckt mich am Arsch!« und wies ihnen entsprechend die betreffende Körperregion.

Er wusste eben Bescheid im Knast, wo er schon zweimal gegessen hatte wegen Bagatelldiebstählen – sehr typisch für einen dem Eigentum so unbedingt verhafteten Menschen, der mehr als genug Geld besaß. Dieses Mal stand er unter derselben Anklage, was ihm wenig Sorgen zu machen schien. Bei allen Verhören schwieg er hartnäckig. »Die wissen nichts, und die hören von mir nichts – und Zeugen sind keine! Da leb' ich hier meine gute Zeit, arbeite nichts, und zuletzt müssen die mir den ganzen schönen Arbeitslohn nachzahlen – ach wie mich das freut! Denn nachweisen können die mir gar nichts.« In der Tat kam das Gericht bei ihm nicht einen kleinen Schritt weiter, solange ich mit ihm in Karl-Marx-Stadt zusammen war, das heißt bis tief in den Winter hinein. Besuche lehnte er ab: »Brauch' keine Neugierigen!«

Er war mein Testfall für einen freiwilligen Nichtraucher im Knast – rein aus Geiz. Pakete bekam er nicht, was ihm nichts ausmachte. Er verstand es so gut, bei der Mittagmahlzeit einen »zweiten Schlag« Essen zu bekommen, dass er richtig Fett ansetzte. Hatte er sich so vollgeschlagen, zog er das Hemd aus der Hose, zeigte seinen prallen Oberbauch, klatschte grinsend mit der starken Hand darauf: »Die fress ich noch kaputt – und hernach müssen die mir noch einen großen Haufen Bargeld rauszahlen für den unverschuldeten Arbeitsausfall – *Pleite* sollen die machen!« Was diesen bereits asozial gewordenen Geizigen an meine Person band, ist mir nicht klar geworden – vielleicht der Umstand, dass ich ihm wie jedem Mitgefangenen gegenüber sehr höflich war, auf alle Sorgen einging, gleich wie sie sein mochten.

Mag sein, dass er im Leben soviel Ungutes beizeiten erfahren hatte, dass er, vollkommen introvertiert, nach materieller Unabhängigkeit strebte, um frei von allen menschlichen Bindungen zu werden.

Damals erhielt ich wie alle eine relativ hoch aufgelaufene Rechnung der Anstaltsleitung für Kost und Logis, die man im Knast damals nicht umsonst bekam, obwohl niemand etwas verdiente in der Haft. Dazu kam noch ein nicht ganz niedriger Betrag vom Gericht für mein ohne meine Gegenwart und ohne Erfolg erledigtes Berufungsverfahren³⁰ gegen das Urteil in meiner Angelegenheit. Weil es mir unerträglich war, diesen Menschen nur einen Pfennig zu schulden, bat ich meine Frau, von ihrem Verdienst das Geld zu bezahlen, was sie aus der gleichen Einstellung heraus umgehend für mich tat, und subjektiv ist das noch heute ein richtig ausgegebenes Geld nach allem dort Erlebten. Die Zellengenossen allerdings dachten nicht daran, etwas zu zahlen unter Hinweis auf ihren Verdienstverlust in der Haft, und weil es ihnen fast durchweg daheim sehr schlecht erging, was das Geld anbelangte.

Mir versuchten sie in aller Artigkeit, aber sehr nachdrücklich, jede Zahlung auszureden. Eine solche Institution wie unsere Gerichte und unser Knast – die sie als unsitt-

³⁰ Ort und Zeitpunkt des Verfahrens sind nicht bekannt. Es fand in Abwesenheit des Angeklagten statt, wahrscheinlich Ende November 1955, und blieb erfolglos.

lich und Rechtsverächter einstimmig charakterisierten – zu unterstützen, sei ein Unrecht, an dem man sich nicht beteiligen dürfe. Sie beriefen sich auf ihre Mittellosigkeit, bekamen auch alle die Schuld gestundet, bis sie wieder frei und in der Lage sein würden, vom Verdienst zu zahlen. So waren sie klug und wohlberaten! Denn bald nach Begleichung meiner Rechnung kam ein Erlass heraus, dahingehend, dass man künftig für den Gefängnisaufenthalt nichts zu zahlen habe. Dabei waren sie taktvoll und wohl gesonnen genug, mich nicht wegen meiner Dummheit – wofür sie natürlich meine Handlungsweise nehmen mussten – zu verspotten. Sie drückten mir sehr nett ihr Bedauern über meine Geldeinbuße aus und resümierten: Da sehe man es ja wieder, wie falsch es sei, solche Verpflichtungen überhaupt anzuerkennen einem Staat gegenüber, der gegen jedes Recht einsperre und verurteile nach Belieben, wofür mein Fall ihnen allen der beste Beweis sei. Des Volkes Stimme! – Auch die VP in Karl-Marx-Stadt äußerte sich unter vier Augen fast durchgehend ebenso mir gegenüber.

6. Kapitel

Eine juristische Eulenspiegelerei absonderlicher Art ergab sich aus dem Fall eines Kapellmeisters von Beruf, der in jenem Herbst auf unsere Zelle verlegt wurde. Etwa 40 Jahre alt, klein, drahtig, sehr temperamentvoll und kontaktfreudig, war er durch den Umschwung aller Verhältnisse zu einem Job als Kulturleiter in einem Bergarbeiterwohnheim in einer reizenden kleinen Bergstadt gelangt, hatte sein Zimmer eben darin. Eines Abends im Herbst sprach ihn vor der HO-Gaststätte ein Unbekannter an, mit der Bitte, ihm als sein Gast zu helfen beim Verzehr einer schönen Geldprämie für geleistete Mehrarbeit. Einmütig becherte man bis zur Polizeistunde, brach auf und fand einen Dritten zur Begleitung, der wegen zu hoher Promille sein Motorrad nicht mehr besteigen konnte. Weil der Mann mit dem Prämiengeld stark bezechet war, fiel er oft um, verlor dabei jedes Mal seine Brieftasche mit dem restlichen Geld aus der Jackentasche. Deshalb nahm sie der Kapellmeister zur Verwahrung vorsorglich an sich als der am wenigsten Alkoholisierte. Die Wege trennten sich, man verabschiedete sich in Frieden. Im Wohnheim merkte der Gast, dass er noch die Brieftasche seines Gastgebers bei sich trug, wollte sie am Morgen zum Fundbüro bringen, nun zu Bette gehen. Da pochte es an seiner Tür, noch halb im Suff dachte er, es sei die Kripo, fürchtete wegen der fremden Brieftasche verdächtigt zu werden und warf sie kurzerhand in das im Ofen hell brennende Feuer. Etwas Dümmeres hätte er nicht machen können, denn der Klopfen war ein argloser Kumpel. Nun, da es passiert war, beschloss er, am Morgen bei der Polizei die Adresse des Prämienmannes zu erkunden, ihm in Raten die circa 250 verbrannten Mark zu erstatten und legte sich schlafen.

Aber frühzeitig schon holte die Kripo ihn mit argem Kopfweh zum Polizeibüro ab, wo sein Gastfreund schon wartete. Er hatte von der Kellnerin den Namen seines Gas-

tes erfahren, war zur Polizei um dessen Adresse gelaufen, die, immer bereit, den Gesuchten gleich zur Stelle brachte.

Gast und Gastgeber berichteten übereinstimmend den Vorgang vom letzten Abend, die Polizei war darob sehr erheitert, und alles war erledigt, wäre nicht zufällig der Dritte, der bezechte Motorradbesitzer, zur VP-Wache gekommen. Man hatte ihn wegen irgendeiner Unregelmäßigkeit dorthin zitiert. Man erkannte einander, der Dritte fing an zu reden: Das sei aber ganz anders gewesen. Als der Kumpel mit der Prämie am Boden gelegen habe in seiner Hilflosigkeit, habe der Musikus seine Taschenuhr gezogen, sie dem Bezechten vor Augen gehalten, ihn angeschrien: »Kriminalpolizei! Brieftasche hergeben!« Das habe der Überraschte auch getan, und der Musikus sei damit in die Dunkelheit fortgelaufen. Dass der Denunziant selber vollkommen blau gewesen war, kaum eine rechte Erinnerung an die Vorgänge haben konnte, ließ man auf dem Polizeibüro nicht gelten, nahm seine Aussage für bare Münze und erklärte dem Musikus, nur sein schlechtes Gewissen habe ihn das Geld ins Feuer werfen lassen. Denn kein braver Bürger habe bei uns die Kripo zu fürchten. Also habe der Musikus sich selbst hereingelegt mit seiner pffiffigen Erzählung. Oder wolle er das Gegenteil etwa behaupten? Also sei es gewesen. Das Geschehene sei nach dem Gesetz Raub und Landfriedensbruch und dazu habe er sich noch als Kriminalbeamter ausgegeben. Deshalb werde er sich vor Gericht zu verantworten haben, sei verhaftet!

So kam er zu uns in die Zelle in der UHA Karl-Marx-Stadt. Sein heiteres Temperament, das Künstlerblut ließen ihm das Ganze als einen harmlosen, besoffenen Ulk erscheinen. Als ich vor Optimismus warnte, erklärte er mich lachend für einen Miesmacher. Doch verging ihm der Spaß, als er hernach von seinem Gerichtstermin zurückkam mit einem Urteil über zwei Jahre Gefängnis ohne Bewährung. Zwar den Straßenraub und Landfriedensbruch ließ man fallen und auch die Sache mit der Uhr hätte man hingehen lassen, hätte er dabei nicht die Kripo veralbert. Darin war man sehr empfindlich, gab ihm die zwei Jahre wegen Verunglimpfung der Kriminalpolizei und Amtsanmaßung. Das unerwartete, harte Urteil schlug den arglos-heiteren Mann so nieder, dass er etliche Tage danach als ein betrübtes, grau-armseliges Männlein in den Strafvollzug übersiedelte. Sein Geschick bedrückte auch die anderen in der Zelle, es gab Zänkereien, und bei den erlaubten Brettspielen wie Dame, Mühle und – kaum zu glauben an diesem Ort aber wahr – »Mensch ärgere dich nicht« schlug man einander die Spielbretter auf den Kopf, dass die Steine nur so purzelten und unter den Pritschen mühsam hervorgesucht werden mussten. Auch an der Nahrung hätten sie gern etwas ausgesetzt, doch bot sie eben damals keinen Anhalt für einen Krach mit dem Personal.

Aber an einem sehr kritischen Sonntag im Herbst wollte und wollte das Essen – sonst immer pünktlich 12.30 Uhr auf die Minute – nicht kommen. Es wurde 12.30 Uhr: nichts! Es wurde 13.00 Uhr: noch immer nichts! Schon ging es los: hysterisches Gelächter, heftige Reden, Poltern und Rumoren in den Zellen. Etliche schrien die uralte Parole: »Kohldampf! Kohldampf!« Als um 13.30 Uhr noch immer nichts vom Essenwagen zu hören war, brüllte eine gellende Stimme: »Die wollen uns verhungern und verrecken lassen!« Das war das Signal für die Massenreaktion. »Hilfe! – Hilfee!!

– Hilfeeee!!!« brüllte die Meute in allen Löchern, griff nach den schweren Schemeln, rammte sie mit dem Sitzbrett wie die alten Rammböcke gegen die krachenden Zellentüren: »Wumm! – Wumm! – Wumm!« Dazu ein tosendes Geheul wie von Verrückten. Zureden half nicht – die Panik war fertig!

Zum Glück kam nun das Essen, was den Lärm wie mit der Schere abschnitt. Die Ursache? Man hatte es zum Sonntag besonders gut gemeint, für alle Gefangenen große, schöne Kartoffelklöße zubereitet. Das hatte viel Zeit gebraucht. So ist das im Knast mit lauter gereizten Leuten. Und dies war nur ein ganz harmloser Anlass. Ich habe mich dann bei der sehr netten VP-Küchenmeisterin entschuldigt für alle. Darüber war sie ganz gerührt. Das sei ihr noch nicht vorgekommen – und ich gehöre wohl überhaupt nicht hierher!

Randalisiert wurde auch bei der »Kaffee«- bzw. »Tee«-Ausgabe um 17.00 Uhr aus einem ganz anderen, durchaus knastspezifischen Grunde und zumal von den alten »Kunden«. »Der Kaffee schäumt ja mal wieder ganz ausverschämt. Den trinken wir nicht! Das kommt vom Soda drin. Das ist ganz verboten und Körperverletzung.« Und wie der Suppenkaspar im Struwelpeter: »Nein – diesen Kaffee trinke ich nicht!« So ereiferte sich giftig ein alter, hagerer und ausgemergelter Krauter dem Meister ins Gesicht. Das steckte an, und an fast allen Zellentüren gab es dasselbe heftige Gerede. Die Ursache der Erregung? Alle Knastexperten behaupteten, man menge Soda unter die Getränke, um den Geschlechtstrieb der Männer wohlätig zu dämpfen. So die Fama. Alle glaubten sie und protestierten: Ihre Geschlechtlichkeit, die sei ihre, und sie einem listig durch Soda im Getränk zu stehlen, das sei Betrug und Gewalt – ginge gegen die Menschenrechte! Und stundenlang disputierte die alte Garde, die noch längst aus dem Schneider war bei ihrem Zustande, mit oder ohne Soda im Tee!

Als willkommene Abwechslung dagegen begrüßte das Volk eine angeordnete Reihenuntersuchung auf Lungentuberkulose in der städtischen Poliklinik in Karl-Marx-Stadt, circa zwei Kilometer von der UHA entfernt. Dahin ging es im Gefangenenauto, der »Minna«. Zum Passieren der breiten Straße wurden wir paarweise mit Handschellen aneinander gekettet, damit keiner »flitzen« konnte, wie das heißt in der Knastsprache. Das Publikum eilte in Menge herbei, umringte uns, unbekümmert ob der Schelte der VP-Eskorte. Niemand verlachte uns, vielmehr murrte und schimpfte man laut: Es sei unerhört, die Gefangenen wie das Vieh angekoppelt über die Straße zu treiben! Frauen weinten, zornige Fäuste drohten der Polente: »Wir wissen Bescheid«. Drohungen folgten in ganz unverblühten Worten. Für den Rücktransport nach der Röntgenkontrolle war es dasselbe, und das Publikum deprimiert und hoch erregt. Auch ich empfand es nicht als erheiternd, in Handschellen vorgezeigt zu werden.

Doch war es längst nicht das Ärgste, was das Gefängnis mit sich brachte. Zum Schreck für das Personal fehlte nach unserer Rückkehr ein Mann. Er hatte sich in der Klinik in den Kohlenkeller verdrücken können und mehrfach den Hauptausgang erreicht, sich aber nicht auf die Straße gewagt, weil am Portal immer ein Polizist stand. Das war de facto aber nicht der Fall. Der Mann hielt den Pförtner für einen solchen, kroch daher in den dreckigen Keller, aus dem ihn Stunden später ein VP-Suchkom-

mando herausholte – schwarz wie ein Kohlentrimmer. Am Ende war er ganz zufrieden, wieder im Knast zu sein nach dem Abenteuer.

Ein Problem hohen psychologischen Ranges war stets die Korrespondenz der Gefangenen mit einer zu genehmigenden Person außerhalb et vice versa. Nur alle vier Wochen durfte man 20 Zeilen schreiben – falls man sich gut führte und der Brief der obligaten Zensur nicht missfiel. So konzentriert und dabei vorsichtig sich auszudrücken, fiel diesen armen Seelen meist nicht leicht, und für sie war diese Schreibstunde am Sonntag Vormittag eine große Not und Pein. Das Kommando: »Raustreten mit Schemel zum Briefeschreiben!« ließ sie ihr inneres Konzept vergessen, und sie gingen zum Briefschreiben wie ein unsicherer Pennäler an eine schwere mathematische Klassenarbeit. Im Korridor saßen sie dann an Tischen, kauten am Federhalter, machten in der Aufregung Tintenkleckse, hatten allen in vier langen Wochen gesammelten Elan, alle guten Gedanken verloren und schrieben oft eben das hin, was sie hernach beklagten geschrieben zu haben. Dazu erinnerte sie dieser Versuch eines Kontaktes an das verlorene Glück, wohl auch an die Not daheim, und sie dabei zu sehen, schnitt einem in das eigene Herz.

Ich hatte es leichter, weil das Schreiben gewohnt und sicher im Ausdruck. Aber was konnte man viel sagen auf 20 Zeilen in diesem Milieu? Und fast wäre es mir lieber gewesen, eine Vordruckkarte auszufüllen nach dem in Kriegsgefangenenlagern üblichen Schema. Es war alles von den Kalfaktoren ganz nett vorbereitet: Schreibunterlagen, das genormte Schriftblatt, Tintenfässer, Löschpapier und stählerne Federn in Haltern. Auch gestört wurde man nicht. Manche windige Burschen hieben prahlerisch irgendetwas hin – fertig! Aber die bekümmerten Familienväter mühten sich arg, und auch geheime Tränen wischte mancher verstohlen ab mit dem Jackenärmel. Eine traurige Runde bis auf etliche feixende Ganoven, die man im Knast immer trifft, wo man sie am allerwenigsten gern sehen möchte. War die angesetzte Zeit um, ging jeder zum Aufsichtshabenden, überreichte persönlich seine wundervolle Epistel. Der Rest dieses Sonntages verlief nicht heiterer, und alles war froh, war der Tag vorüber. Am besten sprach man keinen an – nur zu leicht explodierte eine dieser bedrängten Seelen.

Die Antworten kamen nach etwa 10 bis 14 Tagen. Wohl war es leichter, einen Brief zu lesen als einen nach Hause zu schreiben. Aber da blieb immer etwas Ungewisses in der Luft. Erst wenn einer gelesen, den Inhalt bedacht, noch einmal gelesen hatte, war an seiner Miene, dem ganzen Wesen zu merken, was für eine Nachricht er erhalten hatte. Danach zu fragen wäre ein grober Verstoß gegen den ungeschriebenen Knast-Knigge gewesen und noch mehr eine arge Taktlosigkeit. Am Abend, wenn die anderen schliefen, kam mancher zum Arzt, um sich mitzuteilen, von einer Freude zu reden oder, weit häufiger, von häuslichem Leid, von Sorgen und drückenden Nöten. Da hieß es zusprechen, trösten, auch wohl raten. Und mancher bat, man möge ihm den nächsten Brief entwerfen, gleichsam einpauken, damit er das besser nach Hause schreiben könne. Zwei Abweichungen von diesem Turnus habe ich in Karl-Marx-Stadt erlebt. Einmal, als der Meister mir circa acht Tage nach meinem Geburtstag eine

ganze Anzahl Briefe aushändigte und freundlich auf den Anlass einging. Das war nett und eine rechte Freude, diese Briefe zu erhalten.

Die andere Abweichung – es war am 17. Dezember – bestand darin, dass der Meister uns Weihnachtspostkarten vorlegte zur Auswahl einer für Zuhause außerhalb des Turnus. Damals war ich mit zwei anderen in einer Zelle: Der eine wies das Angebot barsch zurück: »Kein Geld für so Zeug!« Der andere nahm eine Karte, brach dann zitternd in Tränen aus: »Ach – das ist doch alles zu schrecklich!« – schrieb dann aber doch an seine Angehörigen. Ich wählte eine Karte mit einem traulich erleuchteten Häuschen, das im tief verschneiten nächtlichen Walde lag wie der Frieden selber. Der Kontrast zu meiner kalten und nackten Zelle erheiterte mich, und so schrieb ich dazu einige Zeilen ohne sentimentale Nebentöne als hinlänglich abgehärtet gegen den Knast und gesonnen, dem bevorstehenden Strafvollzug ohne Gefühlsduseleien standzuhalten.

Aber noch lag Weihnachten ferne, und Spätherbst und Winteranfang waren zu bestehen. Grämliche Dunkelheit und bittere Kälte, die großen Feinde aller Gefangenen, beherrschten das Feld.

Die Dunkelheit erschwerte das Lesen. Setzte man sich auf die obere Pritsche am kleinen Fenster, so ging es an mit dem Lesen, aber man fror rasch so sehr, dass man verzichtete. Schloss man die Luke, so war es binnen kurzer Zeit vor Gestank nicht auszuhalten. Die altersschwache 25-Watt-Birne hinter dreckiger Schutzglashaube oben an der Decke gab nur genug Licht, wenn man direkt unter ihr stand, das Buch ihr entgegengenhoben. Das ermüdete sehr, und zudem ließ man das teure Licht nur so sparsam brennen, dass man viele Stunden im Halbdunkel hauste. Um 18.00 Uhr war VP-Dienstschluss, das Licht aus und für 12 Stunden Dunkelheit bis zum Wecken um 6.00 Uhr. Meine starke Abmagerung, der Mangel an Kalorien und die zu dünnen Kleider machten die Kälte im Raum zur Qual. Eine Strickjacke von Zuhause half wohl, aber die Kälte war stärker. Aber im härtesten Winter wurde der kleine, flache Heizkörper dreimal für je eine Stunde mäßig warm. Dazwischen fror man umso mehr. Richtig warm wurde man nur beim täglichen Rundgang im Hofe, den ich auch im Winter ohne die Jacke absolvierte, was die VP für verrückt hielt.

Das war ich nicht, wollte aber hernach in der ausgekühlten Zelle die Wolljacke anziehen nach dem Warmwerden beim Laufe. Gleichwohl gab es schmerzhaftes Neuritis und rheumatische Beschwerden zur Genüge. Geminderte Resistenz und Mangelernährung forderten ihren Tribut. Damals zog ich mir eine Dauerschädigung eines vitalen Organes zu, die bis heute meine Lebensführung stark einengt. Schlimm war es für die Alten und die Kranken und erstaunlich, dass es keine Todesfälle gab.

Beim Rundgang schleppten sich die erbärmlichsten Gestalten mühsam über ihre Runden. Einer, fast blind mit der gelben Armbinde mit den drei schwarzen Punkten, drehte an einem Stock allein in der Hofecke seine engen Zirkel. Daran nahm niemand Anstoß, weil das Personal dies und noch mehr gewöhnt war. Dieser Krüppel, für den ich beim Personal einmal ein Wort einlegen wollte zwecks besserer Fürsorge, stand unter dem Verdikt eines absoluten Outcasts, und ganz konsterniert wegen meines

Fehlgriffes erklärte man mir, der sei doch hier »wegen Sitte« und sei schon richtig daran, so wie es sei.

Ebenso eingeschätzt waren etliche andere, die wegen Sexualdelikten hier in U-Haft waren, und die man gesondert von den anderen isoliert am Ende des Korridors untergebracht hatte, während andere schlimme Gewaltverbrecher als relativ honorig angesehen wurden. Der Fortschritt der Psychopathologie war offenbar noch nicht ins Bewusstsein gedrungen und wurde durch moralisierende Vorurteile ersetzt wie häufig in totalitären Herrschaftsbereichen, wenn es sich nicht um die Machthaber selbst handelt. Wie dieser völlig infame Paria, den ein Kind mit dem Finger umstoßen konnte, anderen noch gefährlich werden konnte auf dem infrage stehenden Gebiet, das war schwer vorstellbar.

Eine stets aktuelle, auch zuweilen aufregende Angelegenheit im Knastalltag waren die in kürzeren Zeitabständen vorgenommenen Zellenrevisionen auf Konterbande. Plötzlich hieß es: »Alle raus aus der Zelle!«, und zwei Hauptwachtmeister stellten alles auf den Kopf, um Zündhölzer, Schreibmaterial, Kassiber etc. zu finden, was aber nie gelang. Hinterher hatten wir die Mühe, alles wieder in Ordnung zu bringen. Nur ich fiel auf, weil man am Kopfende meiner Pritsche ein tiefes Loch in der Außenwand fand samt dem Arbeitsinstrument, einem Löffelstiel, mit dem ein Vorgänger das zustande gebracht hatte. »Zeigen Sie Ihre Hände vor!« hieß es – aber da waren keine Schwielen und ich blieb exculpiert. Ein andermal riss ein Berserker vom Fußende meines Lagers einen fingerdicken und circa 25 cm langen Stab aus Leichtmetall ab, der – am Zementfußboden an einem Ende spitz zugeschliffen – eine gefährliche Stichwaffe abgegeben hätte. Wohin mit dem Biest? Doch Not macht erfinderisch. Ich zog für den Rundgang die Jacke an, steckte das Corpus Delicti in den einen Ärmel, in der Hand das untere Ende bergend. Auch hatte ich Glück. Es ging in den Hof, vorbei an den großen, offenen Essenskübeln einer Abteilung. Wie zufällig streifte ich einen, ließ den Stab in die Suppe gleiten und hätte gar zu gern das Gesicht des Aufsichtsbeamten dann bei der Essensverteilung gesehen und die Aufregung bei der Suche nach dem Besitzer des Gegenstandes.

Einer der Zellenrevisoren trug stets einen leichten Holzhammer an langem Stiel bei sich, und während wir im Korridor auf das Ende der Revision warteten, hörte man drinnen ein Klopfen mit einem schönen metallischen Beiklang. Das kam daher, dass man alle Gitterstäbe am Fenster mit dem Hämmerlein abklopfte. Waren sie intakt, gaben sie diesen hellen Metallklang. War einer mit einer eingeschmuggelten Feile nur leicht angeritzt, so hätte ein dumpferer Klang das sofort verraten. Apropos klopfen im Knast: Ich hätte gern gelernt, wie sich – wie oft in Knastberichten erwähnt – Gefangene in verschiedenen Zellen mittels Klopfen an die Wand, an den Heizkörper durch eine Art von Morsezeichen verständigten. Aber in Karl-Marx-Stadt fand ich dafür keinen Experten, weil es hier gar nicht nötig war, umständlich zu klopfen, die Signale zu entschlüsseln. Es bestand die Möglichkeit zu einem direkten Sprechverkehr, jedenfalls für alle Zellen, die – wie meine – nach Süden gelegen waren. Und man war so freundlich gewesen, das Gerichtsgebäude uns gegenüber so hinzustellen, dass es jedes

zum Fenster hinausgerufene Wort wie ein Reflektor verstärkt zurückwarf gegen die Gefängniswand, wo es von den kastenförmigen Fensterverblendungen wie von einem Trichter aufgefangen, in die Zelle getragen wurde. Nach 17.00 Uhr war im Hofe unten niemand mehr vom Personal, und so gab es ein erhebliches, drahtloses Telefonieren von Zelle zu Zelle und von einem Stockwerk in das andere. Eine menschenfreundliche Einrichtung, bei der jeder jedem Gespräch zuhören konnte außer der VP.

Im Stockwerk unter unserem war die Frauenabteilung, die zu ihrer Zeit ihren Rundgang hatte, den man durch das Loch in unserer Fensterverblendung gut beobachten konnte. So spann sich ab 17.00 Uhr manches zarte Gespräch an, wobei es offener zuging. Natürlich stimmten so auch Ganoven in verschiedenen Zellen ihre Aussagen vor Gericht sorgsam aufeinander ab. So war klar, dass nicht geklopft wurde, und dass nie ein Kassiber gefunden wurde – hier hatte man diese Umwege nicht nötig dank der weisen Architektur des ganzen baulichen Komplexes. Die VP in den Korridoren konnte davon nichts hören wegen der starken und dicht abschließenden Zellentüren. Natürlich wurde man nach der Zellenrevision stets »gefilzt«, einer gründlichen Leibesvisitation unterzogen, die auch nichts ergab zu meiner Zeit in Karl-Marx-Stadt.

Die Verhandlungstermine waren bei der Durchlässigkeit unserer Verwahrung natürlich samt der Uhrzeit immer beizeiten im Haus bekannt. Die Zellengenossen ließen es sich auch nicht nehmen, am Guckloch zu lauern, bis der Diensthabende mit der Pistole im Halfter sie vom Zellenbau zum Gerichtsgebäude eskortierte, die Hände nach Vorschrift in Handschellen gefesselt. Der ganz kurze Weg war von unserer Zelle her gut einzusehen, und es schien für diese naiven Gemüter ein erregender Reiz darin zu liegen, ihre Schicksalsgenossen bei ihrem schweren Gang zu sehen. Ich denke, hätte da unten das Schafott oder der Galgen gestanden, so hätten sie sich wie die »Tricoteusen«³¹ auf dem Pariser Greve-Platz am Fenster gedrängt, um ja nichts von der Exekution zu verpassen – und waren doch sonst meist friedliche Leute und morgen oder übermorgen selber die Akteure bei der hochnotpeinlichen Prozedur.

Im Herbst war dann auch meine Verhandlung fällig und, weil kein Urteil zustande kam, später noch eine zweite Hauptverhandlung³² vor einem weither in Omnibussen zusammengekehrten Publikum aus Funktionären, Aktivisten, sonst zuverlässigen Anhängern des Regimes und der SED. Das währte jedes Mal von 9.00 Uhr bis in die späten Abendstunden mit einer Mittagspause, und von dieser Farce zu berichten, sehe ich keinen Anlass.³³ Nur das mag erwähnt sein, dass man für die zweite Verhandlung außer den vier Gutachtern des ersten Verfahrens, die sich gegen meine Schuld ausgesprochen hatten, einen hochbewährten Genossen und Dozenten bestellt hatte, damit es doch klappen möge.

Als er vor Gericht sein Gutachten nach langer Verhandlung abzugeben hatte, erklärte er unter seinem Eide: »Wenn das, was das Gericht festgestellt hat, der Wahrheit

³¹ Strickerinnen.

³² Vgl. dazu die Einleitung.

³³ Vgl. dazu den Bericht seiner Tochter Gabriele im Dokument 20, S. 205.

entspricht, so besteht für den Angeklagten weder eine Schuld im Sinne der Anklage noch auch nur der Verdacht einer solchen!« Saß nieder und las in irgendwelchen Papieren. So war das hohe Gericht zu dem in solchen Fällen üblichen juristischen Offenbarungseid gezwungen, der so lautete: »Das Gericht ist hinsichtlich seiner Entscheidung an ein Sachverständigengutachten nicht gebunden!«

So geschah es, und ich kam nach der Prophezeiung meines Oberleutnants beim SSD zu einem Urteil über Jahre und Tage. Es war mir nicht unbekannt, dass es unter den prominenteren Genossen aufrechte Männer gab, die sich nicht zu etwas pressen ließen, was ihrer Überzeugung nicht entsprach. Ebenso war es auch unter dem NS-Regime gewesen, und solche Erfahrungen bergen die gewisse Hoffnung in sich, dass die Sache der Freiheit lebt, solange es diese Männer gibt in der Tyrannei. Dieser, mein Gutachter gehörte zu ihnen, und er zog auch hernach die letzten Konsequenzen. Ich war noch nicht lange in der Bundesrepublik, als ich seinen Namen in der Presse mehrfach las mit dem Bemerkten, es habe sich bei seiner Flucht um eine klare Gewissensentscheidung gehandelt. Mag sein, er lebt noch und der Zufall bringt ihm diesen Bericht zur Kenntnis. So will ich hier ausdrücken, dass er wie ein Mann gehandelt hat und dass es mir eine hohe Befriedigung war, einen solchen auftreten zu sehen unter dem Pöbel, dem ich mich ausgeliefert sah.³⁴

Wenn auch von den Gerichtsverhandlungen nichts Gutes zu erwarten stand, lebt in der menschlichen Natur wohl doch noch ein verborgener Rest von Hoffnung. Als das Urteil rechtskräftig heraus war, merkte ich es daran, dass ich von da an ohne jede innere Spannung und ruhig in der Zelle saß – das um so mehr, als man mir die U-Haft voll auf die Strafhaft angerechnet hatte, sodass es ganz gleichgültig war, wo ich saß – jeder vergangene Tag ging von der Haftzeit ab. Damals – es war bereits Adventszeit und ein harter Winter – hatte ich noch einen »Sprecher«, den ich nicht unterschlagen will. Als Aufseher dabei fungierte der übelste Mann vom ganzen Personal: ungebildet, voller Ressentiments, mit kalten, grünen Augen und brandrotem Haar – und gewiss hatte er auch dieselben froschkalten Hände wie sein literarisches Urbild, der fatale Mr. Uriah Heep in Dickens' David Copperfield. Schon einmal hatten wir im heißen Sommer den zweifelhaften Vorzug seines Schutzes bei einem Sprecher, bei dem er mir aus dem wie üblich von meiner Frau mitgebrachten Monatspaket die ganze schöne Dauerwurst genüsslich mit seinem Messer in lauter Scheiben zerschnitt, sodass sie schnell verderben musste. Die Vorschriften deckten fast jede Gemeinheit – es hätte ja ein Kassiber oder gar eine Blattfeile in der Wurst stecken können!

Diesmal leistete er sich einen ganz besonderen Spaß, ließ meine Frau Stück um Stück ihr ganzes Weihnachtspaket auspacken, jedes Stück zierlich in schönes Weihnachtspapier eingehüllt zum Ausdruck liebenden Gedenkens zum Fest im Knast. Das

³⁴ Obwohl es sich um Verfahren mit offensichtlich inszenierter Öffentlichkeit handelte, nahm die parteilich kontrollierte Regionalpresse davon nicht Notiz. Vgl. die »Freie Presse«, Organ der SED-Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt, Ausgabe Karl-Marx-Stadt, in diesen Monaten.

kostete die Hälfte der Sprecherzeit. Als alles ausgepackt war, fuhr er meine Frau grob an: »Wo haben Sie die Genehmigung für das Paket?« Diese war, eine Ausnahme, nicht rechtzeitig von der Anstalt an sie gelangt, und sie bat ihn, doch beim Büro zu fragen. Hämisch lehnte er das ab: »Packen Sie mal schnell Ihren Kram wieder ein und nehmen Sie ihn mit – sonst reicht die Zeit dazu nicht mehr!« In der Tat blieben uns nach dieser Schikane nur mehr zwei bis drei verstörte Minuten. Der Lump war auch bei seinen eigenen Kameraden verhasst, weil er sie bespitzelte und denunzierte. Das war unser ersehnter vorweihnachtlicher Sprecher, und ich gestehe, dass es mir noch heute nicht sehr leicht fällt, an mich zu halten nach der Forderung: »Liebet eure Feinde!« Jedenfalls war es der ärgste Sprecher von allen im Knast. Die Anstaltsleitung wusste genau um den Sadismus dieses Lumpen, ließ ihn aber nicht fallen, weil sie ihn als Spitzel haben wollte, was die Sache nicht besser machte.

Ein Problem in der Zelle war es, von seiner gehorteten Dauerwurst sich nach Bedarf Scheiben herunterzuschneiden. Als ich den Abteilungsleiter dafür um ein Messer bat, lachte er höhnisch »Fressen Sie's aus der Hand!« Daher organisierte ich mir bei Gelegenheit einen Esslöffel aus Leichtmetall, schliff den Griff an einer Seite auf dem Zementfußboden zu einer Klinge ab, die so scharf war, dass ich Dauerwurst, sogar das weiche Weißbrot, das ich als Diät zeitweilig bekam, gut damit schneiden konnte. Den Löffel ließ ich offen auf dem Wandbord liegen, wo er nicht auffiel. Aber vom Speck sich richtige Scheiben zu schneiden, gelang damit nicht. So bat ich den netten Hauptwachtmeister, der mir das neue Scheuertuch organisiert hatte, mir den Speck zu schneiden. »Moment!«, sagte er, lief hinaus, war schon zurück und zog ein langes, scharfes Küchenmesser aus seinem Rock: »Wird es das tun?« Und lachte vergnügt. Diese Männer gab es ebenfalls im Knast – so sollen sie gerechterweise auch erwähnt sein.

Inzwischen war es etwa acht Tage vor Weihnachten geworden und bitterkalt. Wir trabten beim Rundgang, um nicht zu frieren, wurden aber gestoppt durch ein schneidiges Kommando: »Halt!« und »Alles mal herhören« – unseres kessen stellvertretenden Anstaltsleiters. Er eröffnete der Runde in trockenem Tone, laut Verordnung sei ab sofort den Gefangenen die Entgegennahme von Heimatpaketen verboten.³⁵ Stattdessen dürften die Angehörigen dem Gefangenen monatlich 10 Mark überweisen, für die er sich bei der anstaltseigenen HO-Verkaufsstelle erlaubte Lebensmittel kaufen dürfe. »Weitermachen!« – fort war er. Eine ganz infame Maßnahme, welche alle Gefangenen hoch empörte. Sehr zu Recht. Denn für 10 Mark war nur ein Bruchteil dessen zu kaufen, was man von Zuhause bekommen hatte – zu schweigen vom psychologischen Schock, ausgerechnet kurz vor dem Fest.

Die Männer waren überzeugt, das sei nur so geändert, um der HO Geld einzubringen. So war ich endgültig um mein schönes Weihnachtspaket betrogen, das mir nicht zugebilligt wurde, obwohl es mir zustand. Es erregte mich nicht. Hier war ohnehin

³⁵ Das Verbot, Pakete zu empfangen, erging im August 1955 und wurde dann schrittweise durchgesetzt.

nichts Besseres mehr zu gewärtigen, und am liebsten wäre ich stante pede³⁶ auf Transport gegangen in den Strafvollzug. Doch vor dem 24. Dezember war kein Transport mehr fällig. Da ich dem Status nach nun ein Strafgefangener war, sperrte man mich vorerst allein in eine Zelle gegenüber der bisherigen Abteilung, sodass ich Sicht nach Norden hatte. Dass ich allein war, begrüßte ich, sah zum Fenster hinaus, wo wenig Gegend zu sehen, fast die ganze Sicht verdeckt war durch einen hohen, finsternen Bau nahe gegenüber. Ein fünfstöckiger Knast, dessen Zellenfenster jenseits der obligaten fünf Meter hohen Umschließungsmauer bis auf einen schmalen Spalt oben mit festen Bretterkästen verblendet waren. Wer dahinter saß, blieb tagaus tagein im Düstern – und wer weiß, wie lang er so hocken musste. Mir fiel das schwere Plattendach dieses Kerkers auf, und in der Tat war es ein alter Bekannter: Das des SSD-Gefängnisses, unter welchem ich eine so reizende Zeit hatte hausen dürfen! Frei waren nur die Fenster der Räume für das SSD-Personal und ein großes für den Korridor, und solange es dunkel war, blieben sie noch immer strahlend hell erleuchtet. Vorbei und gewesen! Und dort hatte man mir 15 Jahre zugehakt – so musste man zufrieden sein mit dem unvergleichlich besseren, aber darum längst nicht angenehmen Urteil.³⁷ Allerdings kannte ich den realen Unterschied nicht zwischen meiner U-Haft und der nachfolgenden in der regionalen Strafvollzugsanstalt. So blieb ein Unbehagen, weil ich glaubte, die U-Haft müsse notwendig die leichtere sein und das dicke Ende würde nun bald nachkommen, nachdem es in Karl-Marx-Stadt nicht eben sehr erbaulich gewesen war.

Ist man erst rechtsgültig verurteilt, so wird das vom Gefängnispersonal als eine Art von Aufnahme in den Orden der Zünftigen, zur Familie Gehörigen betrachtet, und das zeigt sich in seinem veränderten, vertraulicheren Verhalten dem quasi vom Rekruten zum vollgültigen Soldaten Beförderten gegenüber. Das mag seinen psychologischen Grund darin haben, dass in der U-Haft Richter und Staatsanwalt das letzte Wort haben, auch dem Personal gegenüber.³⁸ Ein Strafgefangener dagegen untersteht – abgesehen vom Innenministerium, und das ist ferne – unmittelbar der VP-Anstaltsleitung, ebenso wie das Personal. Damit sind klare, dem Militärischen vergleichbare Kompetenzen und disziplinäre Ordnungen gesetzt.

Die Rechte des Strafgefangenen sind ungleich klarer definiert als die des Untersuchungsgefangenen, und so kommt es zu einer Art von Corpsgeist, der bei allen Be-

³⁶ Sofort.

³⁷ Verhängt wurde eine Haftstrafe von 26 Monaten. Joachim Granzows Ehefrau, die die offensichtlich aus politischen Gründen manipulierte Verhandlung im Gerichtssaal verfolgt hatte, schrieb danach einen Beschwerdebrief an die Justizministerin, der aber ohne Resonanz blieb. Er schloss mit dem bewegenden Bekenntnis: »Ich liebe diesen Jochen Granzow hinter Gittern noch mehr als jenen Joachim, der einst ›Verdienter Arzt des Volkes‹ nicht zu Unrecht genannt wurde. Andere würden sich vielleicht geschändet fühlen, wenn sie diesen 26. Oktober als nächste Angehörige im Gericht hätten erleben müssen. Wir werden auch diese Prüfung einst überwunden haben.«

³⁸ Das galt nicht für die vom SfS/MfS geführten Untersuchungshaftanstalten.

schränkungen einen erheblichen Grad von Solidarität und Rechtssicherheit aufkommen lässt – eine Ordnung eben und in ihren Grenzen gewisse sittliche Normen, die weitgehend unverbrüchlich und verpflichtend sind für beide Teile. Ausnahmen, wie immer, bestätigen diese Regel, fallen stark auf und führen zu regulativen Reaktionen, die sich auch steuern lassen, findet sich der rechte Mann dafür. Die angesehensten Leute vom Personal respektierten alsbald den präsumtiven Anstaltsarzt in mir, dem im sanitären Bereiche das Personal zu folgen, ihm in jeder Weise zu helfen hat.

Man riet mir, alles zu versuchen, um als Arzt nach dem so berühmten wie berüchtigten Polit-Zuchthaus in Bautzen zu kommen, wo etwa 8 000 politische Häftlinge einsaßen³⁹ und es ein gut eingerichtetes Anstaltshospital gab. Dort habe der Arzt zu befehlen und die VP ihn zu bedienen. Leider hatte ich keine Möglichkeit, diesen guten Vorschlag zu befolgen. In einem so großen Institut ist ein Arzt von Rang unentbehrlich und – abgesehen von der Freiheit – souverän in seiner Berufsarbeit. Ein alter, sehr freundlicher Hawamster in Karl-Marx-Stadt hielt mich auf dem Korridor an: »Nu haben Sie Ihr Urteil – nun da werden Sie's aber scheen haben, so ein Arzt, wie Sie sind! Da kann Ihnen keener im Vollzug; die müssen alle bloß machen, was Sie wollen. Oh, gar sehr scheene wer'n Sie's im Vollzug haben. Und da werden Sie an mich mal denken und sagen: ›Der alte, kleene Hawamster, der hat aber Recht gehabt!‹« Und lachte mich freundlich an. Das konnte ich als Novize im Strafvollzug nicht glauben. Weiter unten wird auf diese Prophezeiung und ihre Schlüssigkeit zurückzukommen sein.

Es war ständig kalt und bei trübem Wetter auch halbdunkel in meiner Zelle. Das Essen wurde – der Etat mochte gegen das Jahresende ziemlich erschöpft sein – immer kläglich: viel warmes Wasser mit wenig drin! Auf die Dauer drückt das auf die Stimmung. Zur Abwechslung holte man mich eines Vormittags in die Effektkammer zur Einkleidung, meinem neuen Range entsprechend. Splitterfasernackt musste man sich ausziehen, bekam dafür die obligate Anstaltskleidung der Strafgefangenen. Hemd und Unterhose waren nicht schlecht. Jacke und Hose aus grauem Drillich mit den in die Nähte der Ärmel und Beinlängen eingesetzten grünen Streifen, die jeden Ausbrecher der Öffentlichkeit als Gefangenen verraten. Ein Taschentuch gab es auch für die einzige Hosentasche, welche in der Knasthose vorhanden ist. Unangenehm die groben Wollsocken und primär eine Pein die »Klotzschen«, die formlosen Schnürstiefel der Gefangenen aus grobem Rindleder und mit unbiegsamen, dicken Holzsohlen. Nomen est omen! In diesen Klotzschen, die immer zu lose um die Hacken und Fesseln saßen, konnte man den Fuß bei der starren Sohle nicht abrollen, polterte behindert in den schweren Dingern einher: »Klotz! – Klotz! – Klotz!« Beim ersten Gang in dieser eleganten Chaussure⁴⁰ mit den glatten Sohlen wäre ich um ein Haar die ganze Treppe hinuntergefallen, hätte mich der VP-Mann nicht am Arm gehalten.

³⁹ Diese Schätzung liegt etwas zu hoch. Im November 1953 war das Zuchthaus mit 5 000 Gefangenen belegt, von denen nicht alle aus politischen Gründen inhaftiert waren. In den Jahren 1955/56 wird die Zahl der dort Inhaftierten noch etwas niedriger gelegen haben.

⁴⁰ Schuhwerk.

Vor allem der erste Rundgang vor den anderen in der Knastuniform war den Leuten eine seelische Tortur, weil hier die U-Gefangenen ihre Zivilkleidung trugen, jeder den neu »Eingekleideten« anstarrte in Gedanken an die eigene Zukunft. Mir war das gleich. Die anderen kamen alle auch noch dran. Weit schlimmer war, dass ich durch die Reibung des unmöglichen Schuhzeugs bald wunde Stellen an beiden Knöcheln bekam, die sich natürlich entzündeten, eiternde Wunden bildeten. Also konnte ich die groben Wollsocken und die Klotzschen nicht anziehen, am Rundgang nicht teilnehmen, lag den ganzen Tag auf der Pritsche mit hochgekrempeelten Hosen, um die Wunden nicht zu scheuern, noch mehr zu verschmutzen. Da es recht kalt im Raum, meine Durchblutung ohnehin mangelhaft war, wollten die schmerzhaften Löcher wie ganz natürlich nicht heilen, und die Infektion schritt fort, zumal ich nachts nur alte, dreckige Decken hatte, um mich gegen die Kälte zu schützen. Aber standhaft verweigerte man mir die Herausgabe meiner glatten Socken und guten Schuhe. Als Hausschuhe in der Zelle erhält der Gefangene ein Paar alte, von Generationen ausgetretene, von Fußschweiß imprägnierte Filzschlorren – wie die Klotzschen reine Fußmörder und Plattfußfabrikanten –, sodass die meisten länger Gefangenen zeitlebens ruinierte Füße behielten zur Erinnerung an ihre »Dienstzeit«.

Ein sehr netter Hawamster, den ich insgeheim ärztlich beraten hatte, war über meinen neuen Aufzug so empört, dass er mich in der einsamen Mittagsstunde auf den Korridor holte, wozu er drei andere Kollegen mitbrachte. »So gefallen Sie mir aber gar nicht!«, war sein Urteil und an seine Kameraden: »Da, seht Euch das an!« Ernst und schweigend betrachteten mich meine Besucher, und was sie dachten, war ihnen an den Augen anzusehen, wie überhaupt damals mancher vom Personal mir seine Empörung über meine Verurteilung unter vier Augen zum Ausdruck brachte. Des Volkes Stimme ... ! Aber zu ändern war es nicht. Nur dass ich meine eigenen Socken und Schuhe wiederbekam, war eine große Erleichterung, und ich nahm es mir als Weihnachtsgeschenk, heilte meine Knöchel dann bald aus. Einen riesengroßen, hohen und schönen Christbaum hatte man im Treppenhaus aufgestellt. Zum Rundgang und zurück wandelte man auf den Treppen langsam um ihn herum, und das war eine unvergällte Adventsfreude und aller Ehren wert seitens der Anstaltsleitung.

Damals bekam ich auch Gesellschaft, einen sehr artigen und angenehmen Mann, einen qualifizierten Elektrotechniker, der auch sein Urteil schon hatte, dementsprechend eingekleidet war. Er stand völlig über seiner Sache, die exemplarisch war für das fortschrittliche Rechtsgebaren der DDR. Anlässlich einer Geburtstagsfeier war er, etliche Promille im Blut, im Dorfgasthaus bei der Suche nach der Toilette in einem dunklen Raum durch eine Tür getreten. Weiteres wusste er davon nicht mehr, hatte aber das Nachfolgende hinlänglich erfahren. Die Tür führte ins Leere, circa vier Meter über dem Steinpflaster eines Hofes, auf den er herabstürzte. Man fand ihn dort bewusstlos, holte den Ortspolizisten, um seine Krankenhauseinweisung zu erreichen.

Der Polizist, allein nicht imstande den Verletzten zu bergen, ernannte einen der Umstehenden zum »Hilfspolizisten« für die Bergungsaktion. Der Verunglückte, bewusstlos wegen einer erlittenen Gehirnerschütterung mit typischer Erinnerungslücke

und obendrein bezechet, wurde halbmunter, führte wirre Reden und stieß mit den Füßen wild um sich in der Umnachtung. Dabei traf er den neugebackenen Hilfspolizisten, sodass der hinfiel und ein gewaltiges Lamento erhob. Für den amtlichen Berufspolizisten war damit schon alles völlig klar: Wer so redet und um sich tritt, der weiß auch, was er macht. Folglich lag hier kein Unfall vor, sondern grobe Widersetzlichkeit, die es zu zähmen galt.

So kam der Kranke nicht im Sanitätskraftwagen (Sankra) in das Krankenhaus, sondern im Polizeiwagen auf die Wache, wo er natürlich weiter unkontrolliert redete und um sich schlug. Auch Beschimpfungen einer hohen Obrigkeit hörte man und unfreundliche Worte gegen den Staat und die Polente, was die Situation vollends sonnenklar erscheinen ließ. Der Mann kam nicht vor den Arzt, sondern vor Gericht, wo er wegen Beleidigung der Obrigkeit, vor allem wegen erwiesenen Widerstandes gegen die Staatsgewalt – repräsentiert durch den Hilfspolizisten – ein Jahr Gefängnis ohne Bewährung erhielt. Danach schickte man ihn nach Karl-Marx-Stadt, um in meiner Gesellschaft auf den nächsten Transport in die Vollzugsanstalt zu warten. Den Schutz des Paragraphen 51 hatte das Gericht abgelehnt mit der scharfsinnigen Begründung, hätte er nicht zuviel getrunken, so wäre er nicht verunglückt. Also habe er selbst sich in einen Zustand verminderter Zurechnungsfähigkeit versetzt, und in diesem Fall sei der Paragraph 51 nicht anwendbar. Eine famose Gesetzesauslegung, mit der man jeden in den Knast bringen kann. Aber das lag ganz auf der Linie des neuerlich wieder stark verschärften Kurses in allen Gerichtsangelegenheiten.⁴¹ Der Mann war schwer verletzt in seinem Rechtsempfinden, im Übrigen ein anregender, taktvoller und weltbefahrener Zellengenosse, mit dem die Zeit gut verging in dem kalten Loch.

Kurz vor dem 24. Dezember tat man noch einen munteren Bengel von 13 bis 14 Jahren zu uns in die Zelle. Er war aus einer Fürsorgeanstalt ausgerissen, wieder eingefangen, sollte bei uns warten, bis man ihn nach dem Fest wieder bei Gelegenheit in seine Anstalt bringen würde. Er genoss es außerordentlich, im »echten« Gefängnis zu sein, sang und pfiiff, ließ sich von seiner Umgebung nicht beeindrucken. So war er das Gegenstück zu dem verkommenen und geistig behinderten älteren Ganoven, von dem die VP selbst nicht wusste, wie sie zu ihm gekommen war, ihn der Einfachheit halber mit zu uns in die Zelle tat: Der Arzt möge aufpassen auf den »Verrückten«! Das war am 23. Dezember, und am selben Morgen wechselte im Turnus wieder einmal der Abteilungsleiter.

Der Neue, sehr gehalten, überzeugter Genosse, puristisch-besserungsbesessen, war pädagogisch gesonnen, fragte mich aus, wie ich zu meinem Urteil gekommen wäre. Ich gab eine knappe Antwort über das Wesentliche, war froh, dass er abließ von mir mit seinem Gehabe. Nach einiger Zeit ließ er mich wieder holen: Ich hätte ihm nicht alles gesagt etc. und fing an, mir eine Moralpredigt zu halten. Dies nun war mir zuviel.

⁴¹ Diese Verschärfung zeigte sich unter anderem in einem viel beachteten Prozess vor dem Obersten Gericht der DDR, das am 27. Januar 1956 Todesurteile wegen angeblicher Agententätigkeit für den amerikanischen Geheimdienst verhängte.

Ich erklärte, ich sei Strafgefangener und ihm keinerlei Erklärungen schuldig, zumal er meine Akte in Verwahrung habe. Ich hätte nicht ihm die Wahrheit vorenthalten, was er mir vorwarf, sondern den Kern der Sache gesagt. Im Übrigen sei er nicht der Mann, mich zu verhören, gar mir Vorhaltungen zu machen, und auch das sei den Akten zu entnehmen. Er versuchte es noch einmal, aber ich schwieg ihn an, bat höflich, in die Zelle geführt zu werden, was er auch anordnete, ohne eine Miene zu verziehen.

Soviel hatte ich immerhin gelernt im Knast, dass man gewisse Übergriffe abweisen müsse nach der Regel: »Principiis obsta!«⁴² Und ich war verärgert wegen dieser mit dem Reglement unvereinbaren Behelligung von nicht kompetenter Seite. Am Abend vor Dienstschluss holte der Meister mich noch einmal in den Gang: Er müsse sich entschuldigen wegen seines Übergriffes; ich hätte ihn überzeugt von seinem Unrecht. Das habe ihm die genaue Durchsicht meiner Papiere gezeigt und er bäte mich, ihm das nicht nachzutragen und gab mir einen ganz wunderschönen, großen rotbäckigen Weihnachtsapfel. Also war er doch ein braver Mann, nur dass eine missionarische Passion ihm einen Streich gespielt hatte. Wir schlossen Frieden, und er hat vortrefflich gehalten für die kurze Zeit, die ich noch in Karl-Marx-Stadt war.

Inzwischen war unerwartet schnell der 24. Dezember gekommen. Alle älteren Leute und Familienväter hatten Urlaub. Uns bewachte ein junger Wachtmeister, der immer mit allerlei Sportabzeichen auf der stolzen Brust herumliefe und gleich daran ging, auf seine Manier zu regieren. Ich war vor ihm durch die älteren VP-Leute bereits gewarnt: »Seien Sie vorsichtig mit dem! Der dient hier dem Staatsanwalt und da muss er immer was zu berichten haben!« Den Gefangenen war recht wehmütig um das Herz heute, und sie waren völlig friedlich gesonnen. Der junge Herr mochte missmutig sein, dass er Dienst machen musste am Heiligen Abend. Jedenfalls kam er eilig herbeigerannt, als in der Zelle gegenüber leise gesungen wurde: »Süßer die Glocken nie klingen, als in der Weihnachtszeit.« Ich kannte die Sänger – ältere, verständige, von Heimweh und Kummer geplagte Männer, die sich ein wenig trösten wollten. Unser Eilfertiger war schon da, donnerte mit der Faust an die Zellentür, die er allein nicht öffnen durfte, brüllte, dass es die ganze Abteilung hörte: »Wollt Ihr wohl gleich aufhören mit Eurem ganz verfluchten, beschissenen Gesänge!« Überall trat Stille ein, indessen der junge Held mit knallenden Stiefeleisen zurück nach seinem Käferchen⁴³ lief: »Denen hab' ich es aber mal tüchtig gegeben!« Er irrte.

Die Männer schwiegen nicht aus Angst, sondern aus Zorn. Schon kam die Reaktion: Buh-Rufe aus den Zellen, schallendes Gelächter, Trommeln an den Türen, ein wüster Lärm insgesamt. Schon kam er, lugte in jeden Spion, aber sofort war in der Zelle alles ruhig. So zog er sich zurück, bekam aber noch eine tüchtige Provokation nachgesandt aus einer Zelle, in der fünf rechte Teufelskerle hausten. Sie sangen anders als meine Familienväter gegenüber: »Die Heimat ist weit – doch wir sind bereit, wir kämpfen und sterben für dich – Freiheit!«

⁴² Wehre den Anfängen!

⁴³ Gemeint: Dienstraum.

Der Song der alten KPD-Spanienkämpfer und das sangen sie frisch! Der ganze Trakt erscholl von dem Kampfgesang. Ein alter Wachtmeister traf gerade richtig ein, um es zu hören, und bei dem bat der kühne Jüngling um Beistand. Aber eben dieser Alte war dem künftigen Staatsanwalt und Kameradenspitze schon lange nicht grün. Er verschaffte sich in aller Ruhe sofort Respekt, griff einen der Sänger heraus zum Bericht. Dieser ein großer, starker Mensch trug höflich die Sache vor und wollte wissen, ob der junge Wachtmeister nun auch dieses geheiligte Lied so verfluchen wolle wie zuvor das Weihnachtslied? So solle er es sofort hier vor allen Zeugen tun. Und die Erzürnten verlangten nach dem Offizier vom Dienst. Der Alte beruhigte geschickt. Das Spanienlied sei ein gutes Lied, das keiner schelten solle. Aber es passe zu Weihnachten nicht. Und überhaupt sei das Singen in den Zellen verboten.

Den Alten wollte keiner ärgern, und es gab sofort Ruhe, indessen das Greenhorn beschämt im Schutze des alten Praktikers seinen Rückzug nahm, uns in Ruhe ließ für den Rest des Abends – eines zünftigen Weihnachtsabends im Knast. Die Männer summteten leise ihre alten Lieder. Die Küche spendierte gute, dicke Nudeln mit einer halben Frankfurter Wurst pro Kopf, und das war eine große Delikatesse. Außerdem bekam jeder Gefangene vier gute Essäpfel als Weihnachtsgabe, was alle anerkannten. So feierte ich den Abend mit dem netten Elektriker, dem lustigen Fürsorgebengel, der sehr artig war, und dem geistig Behinderten, der zur Feier des Tages vollkommen durchdrehte. Seine Äpfel hatte er sofort verspeist, behauptete nun, der Junge hätte sie ihm gestohlen und redete lauter wirres Zeug. Um Ruhe zu haben, gab ich dem Alten einen von meinen Äpfeln und dem Jungen auch einen unter der Bedingung, dass sie sofort still wären. Sie nahmen an, aßen gierig meine guten Äpfel, krochen auf die Pritschen, fingen schon an zu schnarchen, sodass man die alberne Störung los war.

Die Turmuhr hinter dem SSD-Bau schlug 22.00 Uhr. Mein guter Kumpel legte sich auf's Ohr und schlief bald wie ein Kind. Endlich war Ruhe. Ich dachte an meine Frau und an die Kinder, an ihren großen Kummer, aber auch daran, dass ich den 15 Jahren Zuchthaus mich hatte entziehen können. Meine Seele war ruhig, geborgen bei meiner Familie und in Gedanken an die Hilfe, die mir trotz allem in diesem ablaufenden Jahr immer wieder geschenkt war. Und die Weihnachtsbotschaft, sie hatte mich auch hier, auch ohne äußere Zeichen oder Worte erreicht in dieser Nacht.

Gut ausgeschlafen bestand ich den 25. Dezember – für den Knast ein satter, für mich ein Fastentag, da es als Festmahl große Mengen Heringssalat gab. Gegen Hering war ich allergisch, gab meine Portion den erfreuten Genossen und blieb einigermaßen hungrig.

Am 26. Dezember bekam unser geistig Behinderter einen so starken und aggressiven psychotischen Schub, dass ich seinen Transport in eine Nervenklinik erreichen konnte, mein Nebenamt als »Irrenpfleger« los war. Auch der Fürsorgeknabe wurde abgeholt und schied mit Tränen von diesem lieblichen Ort, wo er so herzlich gern war. Unversehens ging auch der Elektriker ab in den Strafvollzug. Endlich allein! Aber schon sperrte man einen zornigen jungen Mann zu mir ein. Er hatte sich nach einem vollen Jahr (!) U-Haft beim SSD ein Urteil über fünf Jahre Zuchthaus eingehandelt,

war seelisch vollkommen unausgeglichen, bekam sofort Krach mit dem Personal und war dabei, sich seine Führung total zu verderben. Sein »Verbrechen« war in der Tat ein schreckliches. Anlässlich der reichlich feuchten Feier eines ländlichen Fußballkampfes war er, stark angeheitert, beim Wurstessen mit der rechten Hand in eine große Schüssel mit Mostrich geraten. Darob verlacht und erbost, schlenkerte er den Mostrich heftig ab von der Hand, und die Hauptsache klatschte just auf das Bild des verehrten Präsidenten des Vaterlandes, das gegenüber die Wand des Lokales zierte – zum Glück unter Glas und Rahmen. Vor Wut über dies Missgeschick sprang unser siegreiche Torschütze auf, lief an das Bild und schrieb mit dem vom Mostrich beschmierten Zeigefinger in großen Buchstaben das Wort unter das Bild an die Wand, das sich auf Französisch »merde«⁴⁴ schreibt.

Der Schrecken darob fuhr der Festgesellschaft in die Knochen wie das »Menetekel upharsin«⁴⁵ bei des Königs Belsazar Frevel in Babylon. Man einigte sich rasch, alles abzuleugnen und alles lief auseinander. Die Frau Wirtin tilgte die Schmach mit dem Wischlappen, und so gab es kein Corpus Delicti mehr. Wohl aber gab es eine dem Helden abträglich gesonnene Zeugin des Ereignisses, welche alles denunzierte, sodass er in das Gefängnis und zu dem erwähnten Urteil kam, weil man ihren Eid als dem einer VP-Kommissarin traute entgegen dem geschlossenen Meineid der zur Verhandlung befohlenen Tafelrunde. Gewiss war dieser alberne Streich ganz und gar unangebracht, aber ein Verbrechen von solchem Gewicht daraus zu machen, erschien mir doch hart, und ich versuchte, dem verzweifelten jungen Menschen zu helfen, der ein Kind ehrsamer Eltern und Großeltern war und sicher in Zukunft sich besser verhalten würde. Dazu war er das einzige Kind der Familie und Anwärter auf das Erbe zweier Bauernhöfe, sodass es nötig erschien, auch dem Kummer der Angehörigen abzuhelfen nach Vermögen.

Ging das so weiter mit seiner Verbiesterung, so war der junge Mensch ruiniert. Fünf Jahren Zuchthaus war er in keinem Falle gewachsen, würde dort erst richtig verdorben werden. In seiner Not schloss er sich sofort völlig an mich an, sodass er pädagogisch beeinflussbar war. Dass er sehr intelligent und kein schlechter Junge war, erleichterte die Umerziehung. Kategorisch verlangte ich, er habe sofort sich eines tadellosen, ja besonders höflichen Tones dem Personal gegenüber zu befleißigen – wolle er von mir beachtet, gar beraten werden. Der Erfolg war so gut, dass die VP – völlig verblüfft, von dem Rowdy mit vollendeter Höflichkeit und mit der korrekten Rangbezeichnung angesprochen zu werden – ihre Animosität gegen den jungen Menschen verlor. Natürlich wurde man behorcht in den Zellen, und ich bekam ein Lob für diese Mühe mit Schwierigen, galt wohl aber nun vollends für verrückt: »Das dankt Ihnen aber keiner!«

Darum ging es hier nicht. Zwar war es ein Fortschritt, aber wie brachte man das zu harte Urteil zu Fall – selbst ein Gefangener und völlig isoliert? Eines Nachts fiel mir

⁴⁴ Ins Deutsche übersetzt: Scheiße.

⁴⁵ Unheilverkündende Schrift an der Wand.

die Chance ein. Der Junge hatte mir sein ganzes Leben erzählt und dabei auch, dass sein Großvater wegen NS-feindlicher Betätigung im Gefängnis gesessen hatte. Die Mutter gar war aus demselben Grund für längere Zeit in ein KZ gekommen, wo sie das Krematorium hatte säubern müssen, und beide waren deklarierte »Opfer des Faschismus« (OdF) und schwergeprüfte Nazigegner. Das musste helfen – und es würde auch helfen, so wie ich die hohen Funktionäre kannte.

So schlug ich meinem Klienten (so etwas war er wohl fast) vor, beim nächsten »Sprecher« mit der Mutter solle er dieser vorschlagen, zusammen mit dem Großvater um eine Audienz in persönlicher Sache an höchster Stelle zu bitten, ausdrücklich unter Berufung auf ihren OdF-Status. Ein solches Gesuch würde stets Gehör finden. Bei der Audienz sollten die Bittsteller dann sehr artig aber ungescheut die Sache nach dem wahren Hergange vorstellen, um eine entscheidende Strafmilderung bitten. Dieser Rat wurde befolgt, die Audienz für bald genehmigt, und im besten Staat fuhren die Bittsteller nach Berlin, wo sie von dem großen Manne⁴⁶ sehr freundlich empfangen und gefragt wurden, was er für so schwer geprüfte und verdiente Antifaschisten tun könne. Sie brachten ihre Sache vor und sollten nach etlichen Stunden wieder vorsprechen. Inzwischen werde alles geprüft sein.

Als die wiederkamen, erhielten sie sehr huldvoll den Bescheid, dieses Urteil sei kassiert, stattdessen eine unvergleichlich mildere Gefängnisstrafe verhängt. So hatte ich den großen Mann eingeschätzt nach manchem, was ich von ihm wusste. Das Glück war groß, und es kam noch viel besser. Der Mann war nach dieser Abfuhr für die Justiz natürlich im Knast zum heißen Eisen geworden, an dem es nicht geraten war, sich die Finger noch einmal zu verbrennen. So schickte man ihn im Vollzug umgehend in ein Arbeitslager für gefangene Bergarbeiter. Da er unter Tage arbeitete, wurden ihm auf jeden Tag Arbeit drei erledigte Hafttage angerechnet, sodass er statt der fünf Jahre Zuchthaus nur ein Jahr im Haftlager abzureißen brauchte bei guter Bezahlung und auch sonst relativ guten Lebensverhältnissen. So ist die Welt, so muss man sie nehmen! Niemand war glücklicher als mein Zögling – von den Angehörigen ganz zu schweigen, die mir ein fettes Schwein versprochen, sobald ich wieder frei sei. Ich habe diesen Realdank freilich nicht einkassiert, fand mich hinlänglich erfreut durch die Abstellung eines groben Fehlurteils. Zwar keine Leistung auf dem ärztlichen Gebiet – aber immerhin eine geglückte Lebensrettung.

Ich sah den jungen Herrn hernach wieder im Strafvollzug als meinen Patienten nach einem Arbeitsunfall unter Tage, der ihm keinen dauernden Schaden brachte, wohl aber eine schöne Erholungszeit im Revier der Vollzugsanstalt, die ihm auch in der Relation 1:3 auf seine Haft angerechnet werden musste, und anschließend ging er heim – ein freier, ein belehrter und ein Mann, der künftig besser auf seine Zunge achten würde. Daran zu denken, erheitert mich noch heute und am meisten, dass niemand gemerkt hatte, wie dieser Wandel im Urteil letztlich zustande gekommen war.

⁴⁶ Staatspräsident Wilhelm Pieck (SED).

Ich selbst kam ganz plötzlich eines Tages auch fort von Karl-Marx-Stadt. Man rief mich aus der Zelle und erklärte: »Sie werden verlegt und sofort – gehen Sie zur Effektenkammer und lassen sich Ihre Sachen wiedergeben!« Wohin es ging, wurde nicht gesagt: »Verboten! Sie werden es ja bald wissen!« Und lachte mir ganz vergnügt zu. Also würde es wohl nicht zu arg kommen am neuen Ort. Den VP-Meister in der Effektenkammer störte ich bei der Lektüre eines Stoßes pornographischer Schriften, die irgendein Ganove bei sich gehabt haben mochte, als man ihn abholte. Aber er händigte mir meine zivile Kleidung aus, die Aktenmappe und Brieftasche, in der einige Schriftstücke heikler Natur die Zeit in Karl-Marx-Stadt unberührt überstanden hatten, die Uhr, die nach dem Aufziehen sofort munter lief, als ob nichts gewesen sei. Anzug und Wäsche waren frisch gereinigt und gebügelt, die Schuhe sauber, die mir am meisten gefehlt hatten, weil die Narben der Druckstellen von den Klotzschen noch schmerzten. Alles war auf der Liste von der Einkleidung und Aufnahme her doppelt zu quittieren – und im Spiegel, den es hier gab, erkannte man sich kaum wieder. Mein Guthaben auf dem Anstaltskonto werde man überweisen auf das der Strafvollzugsanstalt. Bis zum Abgang des Transportes tat man mich in die eingangs beschriebene Aufnahmezelle, wo alles beim Alten war.

Bald kam noch einer herein, ein sehr elegant gekleideter junger Herr mit lebhaftem Wesen und sehr guten Manieren. Er stellte sich als Opernsänger in Dresden vor, wo er an einem heiteren und feuchten Abend Missliebigeres geredet hatte, deshalb hier einsaß. Aber sein Vater, ein prominenter Dirigent mit guten Verbindungen hatte erreicht, dass er nach Dresden wieder kam, würde die Sache beilegen. Seine einzige Sorge war, er könne sich bei der Kälte in Karl-Marx-Stadt den Kehlkopf erkältet haben. So war ein ärztlicher Rat vonnöten.

Ich konnte ihn über den Zustand seiner Halsorgane beruhigen, und zum Dank schmetterte er mir in einem wunderschönen Bariton eine halbe Arie vor, wurde schon abgeholt seiner wohl recht erfreulichen Zukunft entgegen und verabschiedete sich mit Dank, warf mit großartigem Schwung seinen warmen Flauschmantel um, verbeugte sich mit höfischer Grandezza, schritt wie ein Sieger federnd hinaus.

Anschließend brachte man einen anderen, noch jungen Mann herein, groß und stattlich, sehr angenehmen Wesens und in bester Haltung, der in einer sehr anderen Lage war. Er war Diplomkaufmann, hatte »unter Freunden« etwas freimütig gesprochen, wurde denunziert und angeklagt, wartete hier auf seine Urteilsfindung. Sehr blass und bedrückt sah er aus, rechnete auf rund fünf Jahre Zuchthaus. Als ich ihn fragte, ob er nicht krank sei, gab er zur Antwort: Leider sei er nicht nur prozessual elend daran, habe überdies schon lange eine erhebliche Diabetes und im Gefängnis ohne Diät und Behandlung sei es bei der erbärmlichen Lebenshaltung weit schlimmer geworden. Eben holte man ihn wieder vor das Gericht.

Ein arger Fall, eine Diabetes in jungen Jahren! Das psychische Dauertrauma musste ihn notwendig schwer schädigen – dazu noch das Leben im Knast. Nach Stunden kam er zurück, war in der Tat zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, was praktisch leicht ein Todesurteil werden konnte. Er kam fort, zunächst wieder in die Zelle. Ich hatte –

ohne Mittagessen und tüchtig frierend – bis gegen 16.00 Uhr zu warten, bis ein VP-Meister mich abholte: »Treten Sie raus – nun geht es fort!« Da stand ich dann, ohne Mantel bei erheblicher Kälte, die Aktenmappe unter dem Arm, ohne Hut und frierend – sicher kein imposanter Anblick. Doch war ich vergnügt, endlich soweit zu sein. Drüben im Hof stand ein Sankra mit laufendem Motor. Ein fremder VP-Meister nahm mich ernst aber nicht unfreundlich in Empfang. Der VP-Fahrer riss den Schlag auf, lachte mich an: »Guten Abend, Herr Doktor! Fahr'n wir wieder einmal – endlich – wohin soll die Reise gehen?« Einer meiner gewesenen, immer sehr guten Fahrer für den Dienstwagen, der mir zustand. Nun war er zur VP gegangen, stand in Uniform vor mir. Ein guter Abschied von einem unguten Ort! Ich stieg ein, der Meister folgte, nahm einen der Klappsessel, bot mir den anderen an. Klapp! Zu die Tür. Vorbei die Untersuchungshaftanstalt!

7. Kapitel

Aus den Adressen einiger Pakete im Wagen ergab sich alsbald, dass es nach Zwickau mit seinem großen Zuchthaus ging, das aus einem alten Feudalschloss hervorgegangen war. Als »alt, dreckig und gemütlich« charakterisierten es die Knastexperten in Karl-Marx-Stadt. Als wir vor dem hohen Bau an der östlichen Ausfahrt von Zwickau ankamen, war es dunkel, nur einzelne Fenster erleuchtet an der Straßenfront. Unter dem hohen Schlossturm hinweg ging es durch eine dunkle Durchfahrt an ein hohes Hofgitter, wo die VP-Wache stationiert war. Ich stand im Freien in der Kälte und fror, als ein schweigender Uniformierter mich durch das Gitter über einen kleinen Hof und in einem alten Treppenturm eine steinerne Wendeltreppe hinaufführte und weiter durch düstere Gänge und über Stufen in die große und hohe Effektenkammer mit langer Tischbarrikade als Ablage vorn und lauter großen Regalen an der Wand. An einem antiquierten Stehpult stand unter einer grün beschirmten Hängelampe ein großer, gut aussehender Mann mit einem Lockenkopf wie ein Operntenor. Er schrieb in einem großformatigen Lagerbuch, begrüßte mich artig und holte aus einem Kabuff hinter dem hohen und gut beheizten Kachelofen einen alten, kleinen und hageren VP-Meister hervor, der ein prächtiges Nussknackergesicht besaß mit freundlichen Augen und eine himmlische Ruhe ausstrahlte.

Meinen vorschrittmäßigen Gruß winkte er milde ab, taxierte meine Person und rief in Sächsisch einige Befehle in den Raum, die alle Puppen, heißt die Kammerkalfaktoren, tanzen ließen, Ich stand schon im Adamskostüm, wurde flink eingekleidet mit Hemd, Unterhose, Socken. Alles war gut, neu, tadellos sauber. Da die Hose nicht recht saß, rief man von nebenan zwei Männer aus der Handwerkerstube, und wenn sie keine Schneider waren, so gab es keine mehr: Klapperdürr, bebrillt und gelenkig. Sie umwandten mich mit ihren Bandmaßen, notierten flink ins kleine Büchlein und versprachen schon für morgen die nötige Änderung. Der Herr Doktor werde gut bedient

sein. So ging das weiter: Wollene Strickhandschuhe, ein langer, gefütterter Mantel, die zweite Garnitur Wäsche und Socken – sogar gute Taschentücher. Die Privatschuhe natürlich wurden eingezogen, und ich erhielt ein Paar ganz gute Halbschuhe, die nicht passten und noch drückten. Weil die Unterjacke zu kurz war, ließ der alte Meister aus der VP-Kammer eine tadellos sitzende VP-Unterjacke aus dunkelblauer Wolle kommen – das wolle er schon verantworten. Alle Sachen wurden abgegeben gegen Quittung: Fertig! Ich bedankte mich, schwieg vorerst von den Schuhen, wurde von dem Effektenmeister wieder in den dunklen Gang geführt und einem großen, schlanken VP-Meister von etwa 48 Jahren übergeben, der Ruhe ausstrahlte und den Gruß sofort abwinkte: »Wir sind hier nicht in Karl-Marx-Stadt. Ich bin Ihr Chef hier als Leiter des Gesundheitswesens – und Sie sind der neue Arzt und allein zuständig für den gesamten Bau. Das wird viel Arbeit geben! Aber kommen Sie ins Revier – ich will Ihnen Ihre Mitarbeiter zeigen, gute Leute, die Ihnen alles sagen werden. Vor allem ist es Zeit für ein gutes Abendessen für Sie. Ganz verhungert sehen Sie aus.«

Das mochte stimmen. Seit dem Frühstück um 6.30 Uhr hatte ich nichts bekommen. Zurück durch einen dunklen Saal am Treppeneinstieg von vorhin kam man durch eine Doppeltür mit kurzem Gang dazwischen in ein großes Zimmer, aus dem Helle und behagliche Wärme uns entgegenströmten. »Ihre neue Heimat!« – damit überließ der Meister mich fünf Männern, die den Neuen in guter Haltung erwarteten, freundlich die Hände reichten, sich vorstellten. Heiter baten sie, am bereiteten Abendtisch auf dem Sessel für den Arzt Platz zu nehmen, plauderten ganz unbefangen. Ein reguläres Festmahl war vorbereitet: Gutes Mischbrot, mit dem scharfen Messer großartig geschnitten, sattsam Butter, Wurst, dazu Pfefferminztee mit Zucker nach Belieben.

Großer, gescheuerter Tisch mit heller Hängelampe darüber, gute Essbestecke, dito Geschirr – vor allem eine sehr freundliche, gut erzogene Gesellschaft. Für »privat« bot man mir das »Du« mit dem »Doktor« dazu an, sie wollten ebenso bei ihren Vornamen genannt sein. Im Dienst natürlich ging es per »Sie« und den Vornamen, den beim Arzt der »Doktor« vertrat. Zwischen 26 und 45 Jahre etwa alt, sahen die Männer gut genährt und gepflegt aus. Zu meinem Team gehörten: der 1. Sanitäter (»Sani«) Adolf, der 2. Sani Bert, der 1. Arztschreiber Carl, der 2. Schreiber Daniel und der Revierkalfaktor Fritz. Es wurde ein guter, sehr freundlicher Abend, und rasch war der Kontakt gewonnen. Das galt umso mehr, als mein Amtsvorgänger in Zwickau, ein hochqualifizierter praktischer Arzt und ausgezeichnete Mann, sehr beliebt war. Er schied wegen schwerer Erkrankung aus und hinterließ seinem Nachfolger ein sehr gut geordnetes, diszipliniertes Krankenrevier mit gut eingearbeiteten und fleißigen Mitarbeitern. Im Zuchthaus befanden sich zurzeit etwa 1 500 Gefangene,⁴⁷ für die im Revier außer der Ambulanz in zwei Räumen circa 50 Betten für stationäre Kranke verfügbar waren. Dazu kam eine Station für lungentuberkulöse Gefangene von circa zwölf Betten als isolierter Bereich.

⁴⁷ Diese Schätzung liegt vermutlich etwas zu hoch. Im März 1951 waren dort 1 076 Gefangene und 174 Aufseher registriert. Im Jahre 1962 wurde die Haftanstalt geschlossen.

Sofort war ich hier heimisch, und ein Stein fiel vom Herzen: Alleinarzt hier mit einigen Hilfsmitteln und willigen Helfern – das war weit mehr, als ich zu hoffen gewagt hätte! Um 20.00 Uhr erschien der sehr nette OvD, brachte alle in ihre Schlafzelle höher oben. Über Nacht im Revier verblieben der Arzt und bei wochenweisem Wechsel ein Sanitäter, sodass das Revier ständig bereit war für alles, was kam. Der 2. Sani Bert hatte Nachtdienst, ein guter Mann, auch ein heiterer Kamerad, der viel erlebt hatte im Zweiten Weltkrieg, von Beruf technischer Spezialarbeiter, unerschrocken und verlässlich. Zu Bette gehen konnten wir, wann wir wollten, blieben noch bis 22.00 Uhr etwa behaglich beisammen. So bekam ich viele nötige Auskünfte über den Bau, die Organisation und auch über die personellen Besetzungen und Verhältnisse hier. Zwei Hauptabteilungen hatte das Zuchthaus: Den alten Schlossbau für drei große Belegschaften mit je mehr als 100 Mann, zwei Arbeiter- und eine Nichtarbeiterbelegschaft waren in Gemeinschaftshaft in großen Sälen untergebracht, die zur Nacht als Schlafräume dienten. Sie befanden sich im hohen Dach eines separat stehenden Speichers. In diesem Gebäude waren auch die Hauswerkstätten eingerichtet: Schmiede, Schlosserei und Dreherei, Elektroschweißerei und eine Schleiferei für Bergarbeitergezüge: Beilpicken, Äxte, Brechwerkzeuge etc.

Die zweite Zuchthausabteilung war das etwas abgesondert vom alten Schloss gelegene »Zellenhaus«, ein moderner Bau in Kreuzform mit vier Flügeln, die von der Vierung aus mit wenig Wachpersonal leicht zu übersehen waren. Diese Gefangenen kamen nicht an die Werkstattarbeit, saßen meist untätig in kleineren und auch Einzelzellen, arbeiteten in beschränktem Umfang in Hauswerkstätten wie zum Beispiel der Schusterei für das ganze Zuchthaus. Für die Arbeiterbelegschaften gab es noch einen großen Schuppen, in dem Einzelteile für eine lokale Automobilfabrik hergestellt wurden. Arbeiten zu dürfen, war ein begehrter Vorzug, wobei es keine Sonderkost und als Barlohn pro Mann im Monat 10 bis 12 Mark gab. Ein hartes, karges Leben, nach dem sich aber alle drängten aus Angst vor der untätig-öden Zellenhaft. Die Zellenhausbewohner – auch die jungen und kräftigen, ließ man über Jahre oft untätig hocken, bevor man ihnen eine Arbeit übertrug.

Die Einnahmen aus den Werkstätten flossen bei dieser Regelung zum allergrößten Teil in die Anstaltskasse zur Minderung der Selbstkosten des Hauses. Dagegen protestierte niemand, weil es nur eine Alternative gab: Das gefürchtete Zellenhaus. Es gab also in Zwickau keine Gleichheit im Strafvollzug, wie man annehmen mag. Die Nobilitas⁴⁸ der Gefangenen kam in das zum Zuchthaus gehörige Bergarbeiterlager für Strafgefangene, wo die Männer gut untergebracht und genau wie die freien Bergarbeiter ausgezeichnet gepflegt waren. Sie bekamen ihre Arbeit zu hohen Prozentsätzen normal bezahlt. Obendrein wurde ihnen jeder Tag im Untertagebergbau mit drei vollen Hafttagen angerechnet, sodass zum Beispiel im Lager drei Jahre Haft in einem absolviert waren. Weit schlechter waren, wie erwähnt, die Männer der Arbeiterbelegschaften im Schloss dran, durchaus elend und beklagenswert die Mitglieder der Nichtarbei-

⁴⁸ Adel.

terbelegschaft. Die Zellenhüser schließlich waren eindeutig als Outcasts und Parias aufzufassen und tief zu bedauern. So die Realität in Zwickau, an der es nichts abzustreichen gibt.

Das Krankenrevier lag im Straßenflügel des Schlosses im I. Stock, ebenso ein Teil der Krankenzimmer im Westflügel, der Rest ebenda im II. Stock. Unser Aufenthalts- und Esszimmer war im Dienst Behandlungsraum. Rechts der Eingangstür lag an ihm ein kleines VP-Dienstzimmer mit Telefon, ferner ein zweifensteriger Raum als Arztzimmer, wo auch die beiden Arztschreiber ihren Tisch hatten und an den Wänden Instrumenten- und Aktenschränke für die Krankenkartei standen.

Arzt und Sani hatten auch außerhalb der VP-Dienstzeiten und nachts immer freien Zugang zum Arztzimmer und zu den stationären Kranken, außer den isolierten Tuberkulösen. Der Apothekenschrank im Behandlungsraum war neu, sehr praktisch eingeteilt und von Adolf, seinem Verwalter, wunderbar in Ordnung gehalten wie auch das Notbesteck mit Spritzen, Verbandmaterial und einigen Instrumenten in einem eigenen Schränkchen. Das war alles so wohlbedacht wie ansprechend, dass man unbesorgt allen Zwischenfällen entgegensehen, und ich an meinen Vorgänger nur mit hoher Achtung denken konnte, der aus Politgründen sieben Jahre im Zuchthaus Bautzen ärztlich gewirkt, dabei von seinen Qualitäten als Arzt und Organisator offenbar nichts eingebüßt hatte.

Bert, der 2. Sani, bereitete sich sein Nachtlager auf der Liege im Zimmer, und ich besichtigte mit Befriedigung das sehr gute, vom Kalfaktor tadellos bereitete Bett in der schmalen Kammer links anschließend, wo eine hölzerne Wendeltreppe hinaufführte nach dem oberen Krankenraum. Ein solider Nachttisch mit Stehlampe und ein Kleiderbügel waren vorhanden. Das Bett stand hinten in der Kemenate, und beim Liegen sah man auf das große und hohe Fenster nach der Straße hinaus in tiefer Nische. Alle Türen im Revier waren normale, gute Stubentüren mit elfenbeinfarbenem Ölanstrich, was den Knastcharakter vollends unterdrückte, zumal die Rahmen nicht aufdringlich und hell gestrichen waren. Der Blick ging nach halb links über die Straße auf ein hohes Mietshaus und geradeaus über die Aue des von Gebüsch verborgenen Flusses, auf das jenseitige Steilufer mit netten Schrebergartenhäuschen und zu kahlen, großen Bäumen und Buschwerk – im Übrigen auf den hohen Himmel. Zwischen Bett und Tür stand an der Wand ein großer, gefächerter Schrank, in dem jeder vom Team genug Raum für seinen privaten Kram und die Lebensmittel hatte.

Vom Behandlungswohnzimmer führte rechts der Eingangstür ein kurzer Gang an Spülraum und WC vorbei in den durch eine Schiebetür unterteilten unteren Krankenraum. Dahin ging nun Bert, um vor der Nacht noch nach den Kranken zu sehen, rief aber sofort dringend zurück: »Doktor, komm' mal ganz schnell her – da hat sich einer erhängt!« Ich sprang herzu: Über der Klo-Brille hing an seinem Halse am dicken Abzugsrohr ein junger Mensch in Hemd, Hose und Socken, der dem Anschein nach bereits tot war, ohne nachweisbaren Puls und Herzschlag, leichenblass und schlaff mit weit offenen Augen und maximal erweiterten Pupillen. Gleichwohl hängten wir ihn rasch ab, legten ihn auf den großen Esstisch, dass der Kopf nach hinten herunterhing.

Bert zog mit dem Handtuch die Zunge hervor, und ich machte energisch die künstliche Atmung nach Silvester, um nach meinem Grundsatz nichts zu unterlassen, obwohl es zu spät zu sein schien. Eine Zeit lang ohne Erfolg. Aber dann schien das Gesicht sich leicht zu röten, und man glaubte, Herzbewegungen wahrzunehmen.

Als wir tüchtig in Schweiß waren von der Wiederbelebungsarbeit erfolgte der erste spontane, noch sehr leise Atemzug. Nach einer weiteren Viertelstunde reagierte der Mensch und würgte und hustete viel Schleim heraus und versuchte, sich aufzurichten. So war es geschafft, wir legten ihn auf Berts Lager unter warme Decken. Er war nun bei sich, sah den Arzt und quittierte dessen Erfolg mit einer kräftigen Verwünschung an meine Adresse. Natürlich ist so ein Mann zunächst empört, wenn man ihn zurückholt nach dem Sprung in die ersehnte Freiheit. Über den Posten unter unserem Fenster riefen wir Hilfe herbei, und sehr bald kamen zwei Mann mit der Trage und dem Wachhabenden, der nach meiner Anordnung alsbald den Geretteten in das Stadtkrankenhaus bringen ließ zur Nachbehandlung und Kontrolle seines geistigen Gesundheitszustandes – wie erforderlich bei Selbstmördern.

Ich saß nieder am Tisch, schrieb den exakten Bericht über den Vorfall für die Anstaltsleitung, vergaß auch nicht, ihm die strikte Forderung nach Anlegung einer Klingelanlage vom Revier zur VP-Wache anzufügen. Schließlich war es dem Ansehen der Institution nicht zuträglich, musste man nächtens dicht an einer Hauptstraße laute Reden über Vorfälle wie diesen führen, das Publikum teilnehmen lassen an solchen Diskreta. Wir waren nun müde, aber zufrieden, »stießen« bei einer Tasse Tee am Tisch noch eine »Lulle« zusammen, legten uns nieder, um noch zu schlafen – 1.00 Uhr war es inzwischen doch geworden, und mein Tag war lang und auch bewegt gewesen bis zu guter Letzt, wo man zum Einstand noch ein Leben retten sollte, dankbar sein durfte, dass wir just im letzten Augenblick hatten schlafen gehen wollen – viel Zeit war hier nicht mehr zu verlieren.

Schon am nächsten Vormittag wurde die Klingelleitung zur Wache gelegt. Wecken war wie überall im Knast um 6.00 Uhr, aber hier nicht mit Gebrüll. Der Kalfaktor weckte mich sanft, es gab warmes und kaltes Waschwasser, einen guten Spiegel, und der Figaro begann stets im Revier um 6.30 Uhr seine Arbeit, sodass man für den um 8.00 Uhr beginnenden Dienst parat war. Um 7.00 Uhr erschien der Stellvertreter des Meisters, ein strammer und zu dicker Hawamster, der hier Udo genannt sein soll. Sanitäres Wissen hatte er kaum, wohl aber eine politische, heißt Gesinnungskarriere, hinter sich, war Hilfspfleger im Zweiten Weltkrieg und dann Kumpel im Erzbergbau gewesen, bis er seine höheren Talente entdeckte, im Revier einen guten Posten erhielt. Ein bauernschlauer, listiger, dabei völlig ungebildeter und dummer Mensch mit anmaßlichen Ambitionen.

Im Gespräch mit mir vor anderen pflegte er gern einzustreuen: »Wir Ärzte« etc. Das bekam er oft von Gefangenen zu hören, die vor ihm sich laut unterhielten, ebenfalls beiläufig einstreuten: »Wir Ärzte«, wogegen er wehrlos und umso erzürnter war. Man kann ihn bündig charakterisieren als einen sentimental Barbaren. In seiner Überheblichkeit und pampigen Grobheit hinderte er die ärztliche Arbeit, schikanierte

die Kranken und gefährdete sie durch Unterlassungen noch häufiger als durch dummdreiste Begehungssünden. Udo kostete mich in Zwickau mehr Nerven als die ganze Arbeit. Er bespitzelte Gefangene wie Kameraden, die man stets auf seiner Seite hatte, setzte man sich zur Wehr gegen den Mann. Das Beste war, dass er jeden Vormittag mit den Problemfällen des Reviers in die gute und voll spezialisierte Poliklinik im ausgezeichneten Stadt Krankenhaus fuhr, erst kurz vor Mittag zurückkam und gleich zum Essen ging, sodass er gemeinhin nur eine Nachmittagsplage war – außer, wenn er den Wachtmeister vertrat wie im Urlaub und an jedem zweiten Wochenende.

Die Frequenz der Poliklinik im Revier war hoch, schnelle Arbeit erforderlich und die Anstrengung daher erheblich. Die circa 50 zum Teil schwer kranken stationären Patienten mussten in der für die VP dienstfreien Zeit, meist ab 17.00 Uhr, versorgt, alle schriftlichen Arbeiten an den Wochenenden erledigt werden. So kam der Arzt auf circa 12 Stunden Arbeit täglich und oft noch mehr. Nächtliche Beanspruchungen wurden durch Freistunden nicht ausgeglichen, sodass ich darin ganz wie in der Freiheit als Kliniker lebte in Zwickau.

Starke Stoßbelastungen gab es nach dem Eintreffen neuer Zugänge in Sammeltransporten, die meist zwischen 1.00 und 2.00 Uhr in der Nacht in Zwickau eintrafen, am selben Tage noch vor den Arzt mussten zur Aufnahmeuntersuchung und gleichzeitigen Einstufung in vier Grundkategorien nach Maßgabe ihrer Arbeitsfähigkeit in: Taugliche für die Bergbauarbeit im Untertagebetrieb, Taugliche für schwere, Taugliche für leichte körperliche Arbeit und schließlich nicht Arbeitsfähige. Bei jeweils 15 bis 30, auch mehr Mann pro Transport gab das viel Trubel und für den Arzt ein sehr hohes Maß an Zusatzarbeit. Da hier jeder an eine Arbeit wollte, gab es keine Simulanten, aber umso mehr Dissimulanten – kranke Leute, die das Blaue vom Himmel herunterlogen, um gut eingestuft zu werden. Es ist oft schwer, solche dem Anschein nach Gesunde herauszufinden, die alle ihre Vorgeschichte so frisieren, wie sie es für gut für ihre Arbeitseinstufung halten.

Dazu ein Beispiel: Die Anstalt brauchte dringend einen Dachdecker für das hohe, steile Schlosdach, und unter dem Transport war ein gelernter Dachdeckermeister, der körperlich gesund wirkte. Dennoch schien er mir unsicher, und ich wies ihn für einige Tage zurück, was den Zorn des guten Wachtmeisters Redlich hervorrief: »Was wollen Sie denn noch mehr, Doktor, der Mann ist gesund, und wir brauchen ihn!« Ich blieb fest; der Mann ging wütend hinaus – fiel dort nebenan schon um mit einem so schweren Anfall von Epilepsie, dass er gleich im Revier bleiben musste. Der Meister sah mich nachdenklich aber freundlich an: »Morgen sollte er auf das hohe Gerüst – da haben Sie aber der Anstalt einen großen Gefallen getan! Aber wie haben Sie das nur merken können?!« Das konnte ich nicht definieren, galt nun als eine Art medizinischer Zauberer und Prophet. Realiter war alles ganz einfach.

Um hier in Arbeit zu kommen, hatte der Mann verschwiegen, dass er wegen einer Hirnschädigung nach Sturz vom Dach seinen Beruf schon lange nicht ausübte. Die Erregung über meine Abweisung hatte bei seiner latenten, traumatischen Epilepsie einen Anfall provoziert, wie das leicht vorkommt bei diesen Kranken. Mir war wohl

instinktiv an ihm eine für den verständigen Mann erkennbare Reizbarkeit aufgefallen. Der Dachdecker, wieder erholt, bat sehr um Verzeihung für seinen Betrug, der umso unverständlicher war, da er Familie zu Hause hatte mit noch jungen Kindern.

Natürlich verzieh ich ihm seine Torheit, brachte ihn an eine Parterre-Arbeit, die ihn nicht gefährdete und zufrieden stellte. Das hätte er auch ohne den Schwindel bekommen – ohne sich so hoch zu gefährden. Aber wozu bringt nicht der Knast die Menschen. Alle jungen und kräftigen Männer wollten unbedingt in den Bergbau, was kein Wunder war bei den so hohen Vorteilen dieser Arbeit, für die einer allerdings besonders gesund sein musste und äußerst gründlich examiniert und untersucht wurde. Umso mehr und dreister schwindelten diese Aspiranten. Damit kamen sie nicht weit. Nachdem ich einmal hereingefallen war, fragte ich wie beiläufig jeden dieser Burschen: »Na, und Motorradfahren können Sie natürlich auch?« Begeistert bejahten viele, schlossen ein großes Eigenlob an ob ihrer Fahrkünste. Ich untersuchte sie genau, warf abschließend hin: »Sie sind wirklich eine Kanone, von Ihrem Sturz mit dem Motorrad ist nicht das Geringste mehr festzustellen? Wann war das doch gleich?« Auf diese infame Frage fielen alle herein, die verunglückt waren. Ich bestellte sie für einen späteren Termin wieder, ließ über die VP genaue Erkundigungen einziehen über den ja stets aktenkundigen Unfall, den Arztbericht und die Folgen. Gewöhnliche Knochenbrüche etc. waren kein Hindernis. Aber etliche hatten schwere Schädelbrüche, auch Hirnschäden erlitten, einer sogar eine traumatische Epilepsie mit spärlichen Anfällen.

Das hatten sie alle mit Fleiß verschwiegen. Solche Leute durften nicht in den Bergbau mit seinen hohen Belastungen und schwebenden Gefahren. Leicht konnten sie dort selber Schaden nehmen, gar ihre Arbeitskameraden hoch gefährden zum Beispiel durch einen kurzen Bewusstseinsverlust, eine Fehlhandlung. So musste ich die Erwartung dieser Bewerber arg enttäuschen, gab den Grund genau an, machte keine Vorwürfe, besorgte ihnen in den Anstaltswerkstätten eine für sie geeignete Arbeit. Das verstanden sie alle, trugen es dem Arzt nicht nach und verbreiteten im Bau, was sie mit ihm erlebt hatten. Versuchte dann einer, mich zu beschwindeln in Gegenwart eines solchen, so riet dieser ihm: »Versuch' das nicht erst bei unserem Doktor. Das hat gar keinen Zweck, er merkt es doch!« So soll es ja sein, nur muss man freilich erst die speziellen Knastverhältnisse gut kennen, um dieses Renommee zu rechtfertigen.

Daher lief hernach meine Arbeit ganz glatt, zumal ich die erste und letzte ärztliche Instanz hier war, es keine Berufung gegen meine Entscheide gab und auch das Personal sich absolut daran zu halten hatte. Anders wäre eine verantwortliche ärztliche Leitung in Zwickau auch nicht möglich gewesen. Gleichwohl und trotz dieser eindeutigen Festlegung der Arztkompetenz musste man diese ständig behaupten gegen Udo, den stellvertretenden Leiter des Gesundheitswesens und von Fall zu Fall gegen gewisse Männer vom Zellenhauspersonal. Diese, fanatische Anhänger des Regimes, versuchten, über den Arzt eine nachträgliche Privatjustiz an missliebigen Gefangenen zu üben, zumal an solchen mit einem Urteil wegen politischen Fehlverhaltens, Diver santentums und ähnlicher Delikte, für die es wahre Gummiparagraphen gab. Man mahnte den Arzt unter vier Augen, solche Leute keinesfalls bergbautauglich zu schrei-

ben. Das könne große Nachteile für ihn haben, weil diese »Volksfeinde« keine Milde verdienten und merken müssten, dass sie im Zuchthaus seien.

Solche Pressionen rigoros zurückzuweisen, gebot allein das Eigeninteresse des Arztes, der sich durch Nachgiebigkeit um seine Autorität gebracht, in die Hände solcher Kreaturen gegeben hätte. Auch wäre dergleichen schnell im Bau herumgekommen, sodass die Gefangenen keinen Respekt vor mir gehabt hätten, für den absolute Sachlichkeit und Integrität die oberste Voraussetzung waren. Da meine Beurteilungen für die Gefangenen oft von schicksalhafter Bedeutung waren, zumal bei den vielen, sehr langen Haftstrafen, hielt ich mich für den berufenen Anwalt derselben in allen ärztlich und rechtlich vertretbaren Erleichterungen, trotz derer sie noch immer sehr hart bestraft waren. Sie seien bei mir an den Falschen geraten, erklärte ich diesen Insinuanten. Als ein als besonders gefährlich bekannter von ihnen in seinen Drohungen deutlicher wurde, bat ich ihn, sofort das Thema zu wechseln. Anderenfalls sei ich gezwungen, sofort meine Ablösung als Arzt bei der Leitung zu erbitten – mit Angabe des Grundes. Er wisse ja, dass die Angelegenheit dann dem Innenministerium zugehen müsse, von dem der Einsatz gefangener Ärzte zentral bestimmt werde. Sofort ließ er ab, stammelte etwas von »Missverständnis« etc.

Seither blieben diese menschenfreundlichen Vorschläge aus, die sehr naiv auf eine über- bzw. außergerichtliche Strafverschärfung hinausliefen. Ich habe auch aus dieser Einstellung keine Nachteile gehabt. Man versucht es eben – und ist der Arzt ein Schwächling, dann benutzt man ihn.

Schwere körperliche Arbeit wurde – vom Bergbau einmal abzusehen – in dem zur Anstalt gehörigen Arbeitslager für Strafgefangene verlangt: Holzarbeit, Wege- und Straßenbauarbeiten, schwere Verlade- und Transportarbeiten – und das bei jeglichem Wetter. Dennoch drängten die Männer dahin, weil sie aus dem Zuchthaus heraus wollten, im Lager etwas freier lebten unter sehr guten VP-Leuten. Insbesondere der VP-Sani, der mir Erkrankte und Verletzte aus diesem Außenlager brachte, machte einen ausgezeichneten Eindruck. So musste man die Männer dafür nach einem sehr strengen ärztlichen Maßstab beurteilen, um sie nicht zu schädigen.

So waren diese Aufnahme- und Einstufungsuntersuchungen wohl eine starke Mehrbelastung, im Übrigen aber ärztlich anregend und interessant, und man lernte immer etwas Neues bei diesen Anlässen, bei welchen Meister Redlich aus seiner langen Erfahrung mit Gefangenen mir manchen wertvollen Hinweis gab. Um solche Erfahrungen zu machen, muss man schon selber in das Gefängnis gehen – in der Praxis des freien Arztes treten solche Probleme und Menschen kaum je auf. Zumal die hier nicht seltenen Psycholabilen, Neuropathen und eingestreuten geistig Behinderten gaben Anlass zu lebhaften Auftritten. So ein wilder Mann sah im Arzt seinen Feind und dazu den geheimen Achselträger der VP, und dem entsprach seine Reaktion bei der ersten Bekanntschaft. Splitternackt, oft von athletischem Körperbau rückte solch ein armer Mann dem Arzt dicht auf die Pelle, gewaltige Fäuste schwingend, sodass der Meister unruhig wurde, der für meine Person die Verantwortung trug.

Man erkannte diese Irritierten meist schon daran, dass ihnen vor innerer Erregung der helle Achselhöhlenschweiß am Leibe herunterperlte, sodass ihr Standort noch lange zu erkennen war an zwei entsprechenden feuchten Stellen auf den Dielen. Am allerstärksten waren diese Helden mit dem Munde, legten etwa so los: »Oh, du ganz verfluchter Dreck- und Mistdokter! Oh, du ganz elender Hund! Da stehst du – fein und weiß und frisst den armen Gefangenen das Beste weg! etc. usw.« Dabei taten sie gefährlich, berührten mich aber nie. Vor lauter Wut spien sie große »Austern« nach dem Gegenstand ihres Missfallens, aber so geschickt gezielt, dass alles scharf an meinen Beinen vorbeiging. Dabei gab es nur eines: absolut ruhig bleiben und ein freundliches Gesicht behalten nach dem bewährten »Keepsmling!«

Entweder erschöpfte der Tobende seinen Wortschatz, klappte zusammen und war ganz verträglich. Oder er steigerte sich immer mehr in seinen Zorn. Dann ließ ich ihn abführen und nach einigen Tagen wieder zum Revier bringen. Inzwischen war er in Zwickau besser eingelebt, hatte meist von den Mitgefangenen erfahren, dass der Arzt gar so arg nicht sei – im Übrigen über seinen Arbeitseinsatz im Knast autoritär zu entscheiden habe. »Nichts für ungut, Herr Doktor«, entschuldigten sie sich dann, »ich war eben zu aufgeregt nach allem!« Das war zu verstehen, und er bekam zugeteilt, was ärztlich vertretbar war. Einen Angriff auf meine Person habe ich in Zwickau nicht erlebt, wohl aber das spontane Angebot von zwei solchen Hochgesteigerten nach ihrer Eingewöhnung, jeden sofort zusammenzuschlagen, der mir was wolle: »Immer bereit, Doktor«, dienerten die Ganoven, »wird uns ein besonderes Vergnügen sein!« So war es nicht ganz leicht, ihr freundliches Angebot ohne Kränkung zurückzuweisen. Dabei gibt es im Knast nur eines: die größte Höflichkeit und einen besonders geschliffenen Umgangston mit den Gefangenen, deren Lage mir ja sehr wohl bekannt war.

Ungeachtet der Missbilligung der VP sprach ich grundsätzlich jeden mit hier völlig ungewohntem Präfix »Herr« vor dem Zunamen an, was oft den größten Kerl so verblüffte, dass ihm seine Schimpftiraden im Halse stecken blieben. Weil das Personal sah, dass ich so mit den Männern am besten zurande kam, ließ es den Doktor gewähren, und es gab nach einiger Zeit in Zwickau kaum mehr dergleichen Auftritte.

Phantastisch waren die Tätowierungen, welche manche Gefangene an ihrem Leibe trugen – fast nur Seeleute und Flussschiffer. Geradezu künstlerisch waren die Tätowierungen der Ostasienfahrer, wo es große Könnner dafür geben musste – auch sehr teure, wie die so Geschmückten auf Befragen bestätigten. Darüber hätte man bei Zeit und Hilfsmitteln eine schöne, bebilderte Monographie in Zwickau verfassen können. Aber hier soll nur eine besonders skurrile Tätowierung erwähnt sein: Eine um den Oberkörper eines athletischen Mannes mit sehr guter Haut nach dem Vorbilde etwa der Laokoongruppe sich ringelnde, naturgetreue Anakondaschlange, deren flacher Kopf mit den stechenden Augen und der gespaltenen Zunge auf der linken Brust ruhte, von der Schulter herunterhängend. In der Zeichnung und Farbgebung hervorragend und entsprechend teuer. Dabei hatte der Künstler es sich nicht versagen können, eine ganz spezifisch-listige Note hinzuzugeben. Der Mann, von vorn genügend bewundert, drehte sich um 180 Grad und beugte den Rumpf. Nach einem Moment des Frappiert-

seins lachte die Umgebung schallend. Das Reptil kam aus dem After seines Besitzers herausgekrochen, und das letzte Viertel etwa der Schlange war nach dem Bild noch im Gedärm zu vermuten. Ein Double davon habe ich nie zu Augen bekommen, was den Mann sehr erfreute, weil er die Tätowierung mit einem Modellpreis bezahlt hatte und sehr stolz auf seinen Schmuck war, den er freilich nicht überall und jedermann präsentieren konnte.

Udo fand es verdienstlich, zumal gebildeten Gefangenen der politischen Kategorie besonders grob und roh zu begegnen im Revier – wie zum Beispiel zwei älteren Lehrern, die wohl zu offen geredet, dafür mit circa fünf Jahren Zuchthaus bedacht worden waren. Das harte Urteil schlug sie vollkommen nieder, zumal sie beim SSD viel durchgemacht, nun das elende Zellenhaus als ihre Zukunft erkannt hatten. Als ich sie wie üblich anredete, brachen dem einen die Tränen hervor: »Ach Herr Doktor – Sie nehmen mich doch als einen Menschen!« und sah mich mit beschämender Dankbarkeit an. Als sie untersucht waren, versuchte Udo, mich vor dem Team in größter Weise herunterzuputzen: »Das gibt es hier nicht, dass Sie solche Verbrecher am Volke so verwöhnen! Die sollen hier merken, dass sie dran sind, und das kann Ihnen schlecht bekommen!« und so weiter.

Dies nun war mir zuviel. Ich erklärte ihm, auf meine Unterstützung könne er bei seinen Pflichtverletzungen nicht rechnen. Es sei meine Sache, den Männern als Arzt entgegenzutreten, und was er tue, bleibe sein Anliegen. Im Übrigen hätte ich zu tun und bäte, meine Arbeit nicht zu stören. Anderenfalls würde ich sofort in die Zelle zurückgehen. Der feige Mann blies ab, verzog sich, Ungutes murmelnd. Das war mir gleichgültig. Unangenehm benahm er sich ohnehin. Und bei einem ernsteren Konflikt hätte ich alle anständigen Leute vom Personal auf meiner Seite gehabt, die Udo nachtrugen, dass er sie bespitzelte und wenig artig behandelte.

Über diesem Beginne in Zwickau war mein erster »Sprecher« in der Strafhaft fällig, zu dem man mich aus der Arbeit heraus abholte in die »Sprecherzelle«, im Altbau unweit der Effektenkammer. Sie glich eher einem alten Refektorium, und das Beste war, dass man vergessen hatte, meinen Sprecher einzukalkulieren. Daher kamen wir nicht an eines der drei Sprechgitter in der Trennwand des halb düsteren Raumes, sondern einander gegenüber auf Stühlen an einen kleinen Tisch im Besucherteil, sodass man völlig ungestört miteinander sprechen konnte. Ein kleiner Ausgleich gegen den infam verdorbenen Sprecher zu Beginn der Adventszeit in Karl-Marx-Stadt! Wir vergaßen den Knast, hatten ein sehr schönes, stilles Gespräch miteinander, das uns tröstete und hob, sodass der Abschied diesmal ein sehr anderer war. Das war umso mehr erfreulich, als nun in der Strafhaft nur alle drei Monate ein Sprecher erlaubt war. Meine Frau war glücklich überrascht, mich in der gewohnten Berufskleidung des Arztes zu sehen, von meinen so sehr verbesserten, ja befriedigenden Lebensumständen, meiner guten Arbeit zu hören. Es sei dies das erste und einzige Mal gewesen, dass sie Tränen bei mir gesehen habe, erzählte meine Frau mir hernach, als ich wieder frei war. Das hatte ich gar nicht notiert im lebhaften Gespräch, schäme mich darob keineswegs – es müssen Glückstränen gewesen sein darüber, dass ich nach allem wieder als Arzt

wirken konnte. Dieser Besuch hat uns beiden sehr gut getan und die Folgezeit entscheidend erleichtert. Ein gefangener Mann – ein armer Mann! Sogar sein eigentliches Leben bekommt er nur in großen Abständen tropfenweise gezeigt, und für die Angehörigen ist das nach meinem Dafürhalten noch ärger!

Zum Silvesterabend bekam ich mit dem Arztteam eine Einladung zur Teilnahme an der Silvesterfeier der ersten Arbeiterbelegschaft in ihren zwei hohen, großen Sälen im alten Schloss. Das hatte ich hoch einzuschätzen als ein Vertrauensvotum der Gefangenen, denen unser ganzes Leben hier gehörte. Ein guter Bandoneonspieler, ein alter und vergrämter Geiger und ein Schlagzeugmann, der mangels eines Instrumentariums mit Fuß und Händen einen großen Holzschrank täuschend bearbeitete, gaben die Festmusik ab. Auf langen Holzbänken saß die Belegschaft an den Tischen bei spärlicher Beleuchtung und in zwiespältiger Seelenverfassung wie nicht erstaunlich. Alkohol war natürlich verboten, der labbrige Tee kein Ersatz – blieben die Lullen, deren Schwaden über den Köpfen schwebten. Dennoch war man betont artig und um unsere Unterhaltung bemüht, die in Volksliedern aus dieser Region und aus heiteren Musikeinlagen bestand. Um 22.00 Uhr war Polizeistunde. Wir bedankten uns höflich, und die zwei Obmänner der Belegschaft begleiteten uns feierlich bis an die Tür des Saales.

Meine anderen Helfer wurden sogleich in ihren Schlafräum gebracht. Im Revier hatte Adolf Nachtdienst – ein unter der Trennung von der Familie und unter schwerstem Heimweh außerordentlich stark leidender Mann von circa 50 Jahren. Von Beruf Krankenhauspfleger, war er sehr wichtig für das Revier, hielt alles in bester Ordnung, war außerordentlich gewissenhaft, fleißig, praktisch gut erfahren und obendrein ein ausgezeichnete Charakter und Genosse in miserie.⁴⁹ Wir haben so manches gute Abendgespräch miteinander gehabt. Auch er war ein »Politischer«, das heißt, er hatte sich unter »Freunden« positiv über Amerika und die Amerikaner geäußert, bei denen er eine recht gute Zeit als Sani in einem Kriegsgefangenenlager gehabt hatte, von der er sehr interessant berichtete. Bei mir durfte er das ohne Bedenken. Aber die Denunziation eines »guten Freundes« draußen in seinem Städtchen hatte ihm ein Urteil über rund sieben Jahre Zuchthaus eingetragen. An diesem Unrecht litt er so, dass er zeitweilig vollkommen verzweifelt war, und ich will nur hoffen, dass ich ihn zuweilen etwas beruhigen und auch ermuntern konnte in unseren Gesprächen. An jenem Silvesterabend saßen wir in ruhigen Gesprächen unter der Lampe am Tisch bei Tee und Lullen, bis aus der Stadt mit ihren vielen Kirchen die Neujahrsglocken durch das etwas geöffnete Fenster hereindrangen – gingen dann zu Bette und fanden auch Ruhe zur ersten Nacht im neuen Jahr in Zwickau im Zuchthaus.

Am Neujahrstage hatten wir Ruhe nach Versorgung der stationären Kranken, und vom 2. Januar ab ging es im gewohnten Arbeitsgange weiter, als sei nichts gewesen. Die Ambulanz, bei der starken Kälte noch stärker überlaufen, wurde sehr anstrengend, zumal wegen der Leute von der Nichtarbeiterbelegschaft, die teils ernsthaft krank waren, aber wegen der noch Kränkeren, die alle Betten im Revier brauchten, in ihrem

⁴⁹ im Leid.

Elendsdasein im großen Saal verharren mussten, wo sie in der Tat wie in einem Inferno dahin vegetierten, umgeben von Radau, Geschrei, Streit, Wehklagen. Und das alle Tage, ohne ein Ende abzusehen. Am meisten plagten sie die Psychopathen mit ihren ewigen Querelen. Epileptiker erlitten ihre Anfälle unter ihnen und oft solche erschreckenden Ausmaßes. Und ich konnte ihnen nichts geben als meinen guten Willen, etwas Zuspruch und einige Symptomatika⁵⁰ und sparsam Sedativa.⁵¹

Das war auch für den Arzt eine große Belastung, zumal ein hoher Prozentsatz dieser Elenden auch nach strengen ärztlichen Maßstäben unzweifelhaft haftunfähig war. Das war auch der Anstaltsleitung gut bekannt, aber ich durfte nicht einen einzigen Antrag auf Haftentlassung stellen, wie das Gesetz es erlaubte. Dabei konnte auch der Arzt trübsinnig werden, was er nicht durfte, der Kranken wegen. Dieses Dilemma hat mich mehr Kräfte gekostet als verträglich – die Quittung bekam ich etwas später zugeteilt seitens des überlasteten Organismus.

Zwischen Meister Redlich und Udo bestand seit langer Zeit eine Rivalität, weil Udo in seiner Überheblichkeit darauf spekuliert hatte, selbstständiger Leiter des Gesundheitswesens im Zellenhaus zu werden, wo im obersten Geschoss ein Arztzimmer mit etwas Instrumentarium wie einem Ohrenspiegel samt Ohrtrichtern, ein guter Schreibtisch und ein Lehnstuhl davor vorhanden war. Wie ich später erfuhr, hatte man dort ursprünglich einige Zellen zu Zimmern für stationäre Kranke gehabt. Aber das genügte nicht für das ganze Zuchthaus, und daher hatte man alle stationären Betten im nördlichen Schlossflügel in den Räumen vereinigt, wo ich sie vorfand, unser Behandlungswohnzimmer, Arztzimmer und OP-Raum, samt dem geräumigen Saal davor am Einstieg der steinernen Wendeltreppe im Treppentürmchen als Warteraum.

Trotz seiner guten politischen Beziehung waren Udos Unwissenheit und Torheit so groß und offenkundig, dass nicht er die Oberleitung über das gesamte Gesundheitswesen in Zwickau bekam, sondern der sanitär ausgezeichnet ausgebildete und sehr intelligente Wachtmeister Redlich, der zudem die charakterlichen Qualitäten für eine so verantwortliche Position besaß. Diesen Schlag konnte Udo nicht verwinden, der – sonderbar genug bei seinen Mängeln – einen unüberwindlichen Drang zur ärztlichen Kurpfuscherei besaß. Dass er ihn auch in einer Art Schwarzpraxis hinter dem Rücken des Arztes betätigte, sogar eine Art medizinische Privatstation im Zellenhaus betrieb, erfuhr ich erst, nachdem ich im Bau völlig eingelebt war, alle Winkel kannte und nicht nachließ, diesen gefährlichen Geheimpraktiken nachzuspüren. Natürlich wussten das Personal und die Leitung davon. Aber wo kein Kläger ist, da ist auch im Zuchthaus kein Richter, und ich denke, alle ließen diesen Arzt aus Leidenschaft gewähren, damit er Ruhe hielt mit seinen Stänkereien und Zwischenträgereien. Dass Udos Eigenmächtigkeiten eine potenzielle Gefahr für kranke Gefangene sein mussten, konnte unmöglich unbekannt sein, aber da die Geschädigten ja »nur« Gefangene waren, ließ man die Finger davon, um selber Ruhe zu haben.

⁵⁰ Auf bestimmte Symptome bezogene Arznei.

⁵¹ Beruhigungsmittel.

Warum man bei diesen unklaren Verhältnissen einen Arzt meines Ranges nach Zwickau verlegte, ist mir noch heute ein Rätsel. Es war doch nur eine Frage der Zeit, bis ich es heraus bekam, und man kannte mich sicher soweit, um von mir keine Duldung solcher Dinge zu erwarten. Später bekam ich es auch heraus, dass ich primär nicht nach Zwickau hatte gehen sollen, sondern an einen für mich sehr viel vorteilhafteren Ort. Aber man wollte vielleicht sich dafür rächen, dass es mit den 15 Jahren Zuchthaus über den SSD nicht geklappt hatte und dachte, in Zwickau könnte ich nicht hochkommen, würde resignieren und dort verbraucht werden. Das sind keine Hirngespinnste – alles wurde mir später am anderen Ort von durchaus kompetenter Stelle spontan bestätigt. Auch in anderer Beziehung wurde dieser Trick ein Bumerang.

Das Wichtigste für jeden Strafgefangenen ist, eine »gute Führung« zu haben auf dem für ihn diskret geführten Personalbogen. Dafür genügte eine gute Arbeitsleistung keineswegs. Nach der Staatsdoktrin der DDR durften für den Strafvollzug Begriffe wie Rache und Strafe um der Strafe willen nicht existieren. Man vertrat nachdrücklich den Standpunkt, der einzig legale Zweck einer Strafhaft bestehe darin, die mit dem Gesetz in Konflikt geratenen Menschen im Vollzug zur Einsicht ihres Fehlers und zu dem Entschluss zu bringen, ihr Wesen zu läutern, ja zu wandeln in das eines vorbildlichen Staatsbürgers. Ein durchaus lobenswertes Prinzip, das ich in Gesprächen mit dem Politoffizier aus Überzeugung immer anerkannt und gelobt habe. Nur waren leider die Voraussetzungen nicht gegeben, solch pädagogisches Bemühen mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen.

Wohl gab es für die Gefangenen eine Kulturabteilung mit einem besonders netten und auch intelligenten Oberkommissar als Leiter, der gewiss allen guten Willen hatte. Aber das Einzige, was er bieten konnte, waren etwa einmal im Monat stattfindende Filmvorführungen, für welche unser Wartesaal im Revier sehr geeignet war. Erst nahm ich auch daran teil, obwohl während der Vorführungen meine Arbeit lahm gelegt war. Aber es gab außer einigen ganz guten Lehrfilmen wie zum Beispiel über den richtigen Werkschutz bei der Arbeit an rasch laufenden Maschinen nichts Anziehendes – vermutlich, weil man sich scheute, durch Realität aus dem freien Leben die Gefangenen zu beunruhigen. Was aber kann ein Film sein, in dem außer vorbildlichen Staatsbürgern und einer ansprechenden Gegend nichts vorgeführt wird als eine sterile und allzu beflissene Tugend und Redlichkeit. Nur alte Bäuerinnen und dito Arbeiterinnen in züchtiger Kleidung – das »haut nicht hin«, um es im VP-Jargon auszudrücken. Attraktive Weiblichkeit aber zu zeigen, war völlig verboten, um die »Geschlechtlichkeit« der armen Gefangenen nicht zu reizen, sie also zu quälen, wie man das in Karl-Marx-Stadt mir ernsthaft erklärt hatte bei der Beschlagnahme meiner »BZ« mit dem harmlosen Bild von der Modenschau, wovon oben berichtet ist.

Man hätte gewiss die Männer interessiert mit Jagd- und Sportfilmen über Autorennen, die Fliegerei, Hochseesegeln etc. etc. Aber solche Filme gab es nicht und vielleicht deshalb, weil ihr Verleih zu teuer war. Die Mitgefangenen nahmen diese Vorführungen fleißig wahr als die einzige Abwechslung in ihrem öden Leben, teils wohl auch, um sich durch ihr Fernbleiben nicht die Führungsliste zu verderben. Ich hielt

diese Langeweile nur kurze Zeit aus, benutzte die geschenkten Freistunden für die Erledigung der immer im Rückstand bleibenden schriftlichen Arbeiten wie Befundberichte und Nachträge auf den Fieberkurven der stationären Kranken. Die Rückseite dieser großen Vordrucke war weiß gelassen, sodass man dort eine kurze Krankengeschichte dokumentieren konnte, wie sehr nötig. Denn für in der Haft erlittene Gesundheitsschäden hatten die Haftentlassenen einen Anspruch auf ärztliche und Krankenhausbehandlung, wofür diese im Gefängnis durch den Arzt erfolgten Dokumentationen medizinisch wie sozialrechtlich die sichersten Belege waren – nur dass man zu wenig Zeit für sie hatte bei der ständigen Überlastung durch die Arbeit an den Kranken. Mein Fortbleiben erklärte ich dem Kulturleiter unter Darlegung der Gründe und fand sein Verständnis.

Selten gab es auch eine Dichterlesung, wie sie der strebsame Schreiber Carl einmal sehr nett durchführte aus den Werken eines jungen russischen Literaten von hoher Begabung, der im Zweiten Weltkrieg gefallen war. Unsere zwei Geiger umrahmten die wohlgelungene Veranstaltung, für die Carl sicher einen dicken Pluspunkt in seiner Führungsliste erhielt und warum auch nicht! Solche Darbietungen waren zu loben, wogen aber nicht im Geringsten das Defizit an pädagogischer Leistung auf. Es gab hier für die jungen Leute weder reguläre Lehrwerkstätten noch einen systematischen Unterricht, sodass ihre Arbeit in den Hauswerkstätten als Fachausbildung nicht anzurechnen war. In der veralteten Bücherei fehlte alles, was einem Selbststudium hätte helfen können, zumal die Arbeiter nach Feierabend außerdem zu müde waren, auf den turbulenten Belegschaftssälen nie Ruhe für ein Studium gefunden hätten, auch nicht die richtige Beleuchtung zum Lesen in der dunklen Jahreszeit.

Selbst, wenn alle diese fehlenden Vorbedingungen personell und lehrmittelmäßig durch Etaterhöhungen ausgeglichen worden wären, so hätten die Allerbedürftigsten davon keinen Nutzen gehabt – ich meine die, welche man nach Strafantritt zunächst über Jahr und Tag unbeschäftigt und isoliert in den Zellen schmoren ließ. Oder hielt man ein solches Verfahren für geeignet, im Sinne der behaupteten und progagierten, rein pädagogischen Tendenz und Zwecksetzung des Strafvollzuges wirksam zu sein? Die hohe Bevorzugung vollends der im Untertagebergbau arbeitenden Strafgefangenen war die Höhe der Ungerechtigkeit. Eine so provokative Ungleichheit hätte in jedem nicht so rigorosen Polizeisystem wie dem in der DDR ganz gewiss zu Arbeitsverweigerung oder gar zu Revolten seitens der benachteiligten Mehrheit geführt. Das Rechtsempfinden der Benachteiligten bzw. der nicht so privilegierten Gefangenen musste notwendig darunter schweren Schaden leiden, dass die Gesünderen, Jüngeren und Stärkeren es so ungleich besser hatten, nur einen Teil ihrer verhängten Haft obendrein zu verbüßen hatten als die anderen, die nicht dafür konnten, die Schwächeren zu sein. Ich jedenfalls hielt diesen Strafvollzug für ein völlig illegales Klassensystem, während die Staatsdoktrin den Anspruch erhob, die klassenlose Gesellschaft zu erstreben und darin bereits gute Fortschritte erzielt zu haben.

Solche Ansichten hörte die politische Hausleitung nicht gern, bekam sie aber gleichwohl von mir unverblümt zu hören anlässlich der obligaten, halb offiziellen Diskussionen über Politik, die eher schon einen Schulungscharakter trugen.

Ich brachte das selbstverständlich nur auf Anregung und sehr höflich vor, bat um Gegenargumente. Solche gab es nicht, und dass man sie nicht hatte, nahm man mir gewiss übel. Dazu kam noch mein beständiges Verharren auf der legalen Forderung, die einwandfrei als nicht haftfähig erkannten Strafgefangenen zu entlassen, was die Anstalt stark entlastet hätte.

Carl, der 1. Arztschreiber, war – auf welche Art erfuhr man nicht – als Soldat im Zweiten Weltkrieg in russische Hand gelangt, als politisch hoffnungsvoll befunden und in einem Komsomolzenlager in Moskau so gut umerzogen worden, dass er noch in jungen Jahren nach 1945 in der SBZ einen guten Funktionärsposten erhalten hatte. Die anderen Gefangenen in Zwickau behaupteten, er habe durch Spitzelei und Denunziation manchen guten Mann in großes Unglück gebracht, dafür kann ich Beweise nicht beibringen.⁵² Immerhin blieb auffallend, dass er sich ohne VP-Begleitung nie in die Krankenträume wagte und dass erregte Gefangene ihn in Gegenwart des Personals deshalb arg beschimpften, ohne dass die VP dagegen ernstlich einschritt, welche die Spitzel wohl nutzte für ihre Zwecke, im Übrigen sich sehr deutlich von ihnen distanzierte, wie das immer ist im Umgang zwischen Spitzeln und ihren Auftraggebern. Nun geriet Carl in eine mir nicht näher bekannte Angelegenheit hinein, die ihm fünf Jahre Knast einbrachte. Ich wollte davon gar nichts wissen – was ging das den Arzt an! So schwieg Carl endlich davon, betonte aber oft, er nehme seine harte Strafe als durchaus verdient an und sei bestrebt, zu büßen und sich zu bessern. Das war ihm zu glauben, weil er als fanatischer Genosse fest an den reinigenden Wert einer von der Partei gebilligten Strafe glaubte – und zumindest war es klug von ihm, sich in Zwickau reumütig zu zeigen.

Da er für den Marxismus-Leninismus erzogen und darin sehr belesen war, ließ ich mir seinen an mich verwandten missionarischen Eifer auf diesem Gebiet eine Zeit lang gefallen in der Hoffnung, eine klare Vorstellung über einen Gegenstand von ihm zu bekommen, von dem ich nicht viel wusste, als dass für meine Wesensart diese Lehre nicht das Richtige war. Aber man soll auch von seinen Gegnern immer lernen, wo sich die Chance bietet, und warum sollte ich nicht im Knast nebenher eine Wissenslücke ausfüllen? Doch je mehr Carl predigte, umso unklarer erschien mir alles.

Daher bat ich ihn, der sehr gut Maschine schrieb, mir jene Prinzipien und dialektischen Grundsätze in klarer, übersichtlicher Form aufzuschreiben, um in Ruhe den Stoff übersehen zu können. Dazu war er gern bereit, bekam auch von mir sehr gutes

⁵² Er arbeitete unter dem Decknamen »Burmeister« für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR und versuchte Ende der fünfziger Jahre in dessen Auftrag Kontakt zu Prof. Granzow aufzunehmen, der nach seiner Flucht in Bonn wohnte (vgl. Einleitung). Soweit in den Stasi-Akten dokumentiert, gelang es ihm zwar, die Adresse ausfindig zu machen, der Versuch einer Verbindungsaufnahme scheiterte aber. Vgl. Dokument 22, S. 209.

Schreibpapier, das auf meine Bitte und meine Kosten die Anstalt mir gekauft hatte für die Ausarbeitung einiger populärwissenschaftlicher Vorträge. Solche vor den Arbeiterbelegschaften zu halten, hatte man mich gebeten und war über die Zusage so erbaut, dass man mir sogar meinen guten Füllfederhalter aus den Effekten holte. Auch meine guten Privatschuhe hatte ich bekommen, nachdem ich den Beweis für die Unverträglichkeit der Anstaltslederschuhe durch erneute Fußwunden hatte erbringen können nach dem vielen Stehen bei der Arbeit. Einen dieser Vorträge über ein allgemein interessierendes Thema – soweit erinnerlich über die Geschichte der Inhalationsnarkose – hatte ich an einem Sonntag bereits gehalten und war sehr erstaunt über die interessierte Aufnahme.

Meinen großen Vorrat an gutem Schreibpapier hatte ich im allgemeinen Vorratschrank in meiner Schlafkammer deponiert, wie auch den Füller nebst Tintenflasche und die Vortragsentwürfe, das heißt mehr Dispositionen, da ich stets frei sprach über mir geläufige Themen.

Als Carl mir seine Aufzeichnungen über den Marxismus-Leninismus dann gab, bedankte ich mich für die in der Tat fleißige Arbeit, legte das Manuskript zu den Vorträgen, las an den Abenden gelegentlich darin, machte einige handschriftliche Notizen und Kommentare dazu.

Nicht lange danach erschienen zwei Offiziere des SSD überraschend im Revier, wie man uns sagte zu einer fälligen Revision unseres Betriebes. Sie liefen rasch durch die Räume, beanstandeten nichts und äußerten wie nebenbei den Wunsch, den Arzt allein zu sprechen, das heißt, natürlich war Meister Redlich dabei und auch ein Vertreter unserer Anstaltsleitung, der im Range höher stehende der Herren, ein Oberstleutnant, fragte aber nicht, wie erwartet, nach der ärztlichen Arbeit, sondern sehr höflich, ob es zutreffe, dass ich vor den Gefangenen wissenschaftliche Vorträge gehalten habe. Das bestätigte ich unter Berufung auf die Anregung durch die Anstaltsleitung. Das sei sehr lobenswert, gab er zur Antwort. Und ob er mich wohl bitten dürfe, ihm meine Ausarbeitungen zu überlassen – nur kurzfristig natürlich. Es bestehe an hoher Stelle ein sehr lebhaftes Interesse an dieser meiner Tätigkeit. Also war das bereits »Oben« gemeldet worden und eine offene Frage, wie man das letztlich beurteilen würde. Doch mein Gewissen war rein, eine Weigerung kam nie infrage – so bat ich den höflichen Herrn, sich die Papiere aus meinem Schrankfach mitzunehmen, was er auch tat nach den Hinweisen unseres Meisters. Ich hielt mich dabei abseits, wie immer geraten, wenn man mit diesen hohen Herren zu tun hat.

Der Herr bedankte sich und versprach, mir die Ausarbeitungen bald zurückzusenden, verabschiedete sich artig, verließ das Revier. Hinterher steckte die VP mir zu, dieser Herr sei von einer sehr hohen Stelle gekommen – ich hätte doch hoffentlich nichts Bedenkliches irgendwo geschrieben? Darüber konnte ich den freundlichen Mann beruhigen unter Hinweis auf meine nähere Bekanntschaft mit dem SSD. Darüber war er erfreut, und man vergaß den Besuch über der Arbeit. Als ich nach dem Fortgang der Revisoren mein Schrankfach inspizierte, war alles da bis auf die Vor-

tragsentwürfe – und die Politausarbeitungen von Carl mit den von mir stammenden, rein wissenschaftlichen Bemerkungen dazu. Das beunruhigte mich nicht.

Etwa 14 Tage später kam gegen Abend der hauptamtliche Politoffizier der Anstalt, ein VP-Oberkommissar im Range eines Oberleutnant in das Revier: Er wolle mich allein sprechen. So bat ich ihn in das leere Arztzimmer und war etwas erstaunt, dass er Carl ersuchte, zugegen zu sein bei der Unterredung. Sehr freundlich erklärte der Offizier, er sei hoch verwundert darüber, dass ein Arzt meines wissenschaftlichen Ranges sich für den Marxismus-Leninismus interessiere und so sehr, dass er sogar schriftliche Ausarbeitungen dazu sich erbeten, diese selbst studiert und ausgearbeitet habe. Damit gab er mir Carls Schriftstück zum Gegenstand mit meinen Notizen zurück mit dem Bemerkten, die Herrn von neulich ließen um Entschuldigung bitten, dass sie das Papier versehentlich mitgenommen hätten und beeilten sich, es mir auf diesem Wege zurückzuerstatten: Gab es mir mit dem Ausdruck seiner Befriedigung. Dies unverdiente Lob erhielt ich vermutlich deshalb in Gegenwart von Carl, weil dieser mich für den lobenswerten Gegenstand interessiert hatte, was für ihn sicher ein Pluspunkt in der Führung war. Von meinen Vorträgen war die Rede nicht, und ich hütete mich, davon anzufangen, war froh, dass es keine Beanstandungen gegeben hatte. Ganz geheuer mögen diese Dispositionen allerdings »Oben« nicht gewirkt haben. Denn ich wurde zu weiteren Vorträgen nicht gebeten, aber es kam auch kein direkter oder indirekter Tadel nach. Damit musste man recht zufrieden sein als Gefangener.

Von da an blieb ich absolut verschont von allen politischen Diskussionen, gar Bekehrungsversuchen, sah mich zumal von den Politoffizieren und Parteifunktionären mit großer Artigkeit behandelt in der Haft. So kann es zuweilen ganz nützlich sein, nach »Oben« ein wenig denunziert zu werden. Carl habe ich das nie verdacht, weil es quasi sein Beruf, auch sehr geraten war für ihn, Pluspunkte zu sammeln, welche einzig und allein einen Mann in seiner Lage unterstützen können im Falle einer besonderen Vergünstigung wie zum Beispiel der Nominierung für eine Amnestie bei gegebenem Anlass, wie ich sie auch in Zwickau erlebte, ohne einbezogen zu sein, was ich auch nie erwartet hatte, weil zu viele mächtige Leute sich an mir blamiert hatten.

Dass ein Mann in meiner Lage ständig bespitzelt wurde, war mir eine geläufige Erfahrung und gehörte einfach zum Leben in jenem anderen Deutschland, während mich in den nun schon langen Jahren in der Bundesrepublik noch nicht einmal jemand nach meinem Personalausweis gefragt hat. Schon Jahre vor meiner Zeit beim SSD wurde ich einmal unverhofft in die Bezirksstadt zu dem Chef der sowjetischen Sicherheitsbehörde zitiert – einem jovialen Obristen, der ausgezeichnet Deutsch sprach, auf eine dicke Akte voller Spitzelberichte wies, dazu nur bemerkte: »Das ist alles Mist und Dreck! Aber ich muss Sie kommen lassen. Hoffentlich geht die Arbeit gut?« Als ich bejahte, fragt er, ob ich über irgendetwas zu klagen habe. Das war nicht der Fall. So entließ er mich sehr artig mit guten Wünschen, die sich allerdings nicht erfüllen sollten. Aber daran trug dieser Herr gewiss nicht die Schuld.

Als das Personal mein vieles Schreibpapier sah, fragte es interessiert: »Doktor! Was wollen Sie denn bloß mit dem vielen Papier machen?« Ich lachte und gab zur

Antwort, darauf wolle ich meine Knasterinnerungen schreiben. Ein Gedanke, der ihnen so gut gefiel, dass bei besonderen Vorfällen gern ein Mann von der VP mich fragte: »Schreiben Sie das auch in Ihre Erinnerungen?« »Natürlich«, gab ich zur Antwort, »das sind ja grade die Sachen, die niederzuschreiben ich das viele Papier und die große Tintenflasche gekauft habe!« Sie lachten, glaubten es halb und halb auch nicht.

Nun, so töricht wäre ich nie gewesen, im Gefängnis nur ein Wort in dieser Richtung schriftlich zu fixieren! Prompt hätte es die größten Unannehmlichkeiten für mich gegeben. Darum nehme ich auch bei der Lektüre von allerlei Knastmemoiren die zuweilen zu findende Behauptung, sie seien heimlich während der Haft verfasst und niedergeschrieben, lediglich als eine verzeihliche dichterische Freiheit. Denn dergleichen wird dem Gefangenen nicht gestattet. Sollte es aber doch erlaubt werden und der Autor fiele auf einen so plumpen Trick herein, so würde man nur warten, bis er sich genug belastet hätte, griffe dann zu, und das Geringste wäre dann die Einziehung der Niederschrift.

8. Kapitel

Neben der Ambulanz aus dem ganzen Haus waren die circa 50 stationären Revierkranken zu betreuen. Täglich einmal fand eine Visite in Begleitung des Meisters Redlich oder seines Stellvertreters statt, die für das Medizinische zu kurz war. Daran nahm auch der Sani vom Wochendienst und der Revierkalfaktor teil. Die eigentliche Arztversorgung und die Führung der Journale musste außerhalb der Dienststunden erledigt werden. Die Krankenkartei war dieselbe wie für die Gesunden. Eine korrekte Diät wie für Zuckerkrankte, Leber- und Nierenleidende war nicht möglich. Auch gab es keine Kostenzulagen für die Arbeiter, auch nicht für heruntergekommene Rekonvaleszenten, was unvermeidbar und auch töricht war. Denn dadurch bekamen nicht selten Arbeiter eine reguläre Dystrophie,⁵³ wurden arbeitsunfähig und durch stets zugehende neue Gefangene ersetzt. Sie selbst kamen in das Zellenhaus oder zur Nichtarbeiterbelegschaft, verursachten erhebliche Mehrkosten. Sparsamkeit ist gut, aber dieses war Ausbeutung und ein durchaus inhumaner Umgang mit Menschen. Alle ärztlichen Bemühungen, diesen Missstand zu beseitigen blieben erfolglos. Es war nicht möglich, den am meisten Bedürftigen etwas mehr Nahrung zu verschaffen.

Medizinisch war mancherlei Schlendrian, auch Ärgeres eingerissen. So hatte man einen jungen Mann seit fast zwei Monaten im Revier, behandelte ihn wegen eines Hautausschlages mit einer teuren Salbe, die er aber wegen einer Allergie dagegen nicht vertrug. Er war am ganzen Leibe voller Krusten, Schrunden und Eiterungen. Wegen der Schmerzen und des Juckreizes konnte er nicht schlafen, war total heruntergekommen. Als ich anordnete, die Salbe fortzulassen, dem Mann täglich warme Bäder

⁵³ Erkrankung aufgrund von Eiweißmangel.

zu verabfolgen, gab es seitens Udo Renitz und großen Lärm. Gleichwohl bestand ich auf meinem Verlangen, und innerhalb einer Woche war der Kranke genesen. Im Nachbarbett lag ein älterer, ordentlicher Bauer, dem die Knastkost und die Sorgen ein schweres Gallenleiden eingetragen hatten. Seine zwei jungen Söhne waren im Zellenhaus inhaftiert. Die Männer hatten eine lange Haftstrafe zu verbüßen, indessen daheim die Mutter die Landwirtschaft nicht bewältigen konnte. Diese »Verbrecherfamilie« war so ruchlos, der Sekte der »Zeugen Jehovas« anzugehören, die vom roten Regime ebenso verfolgt wurde wie von dem braunen zuvor. Als Patienten waren diese ruhigen und frommen Leute sehr angenehm. Aber man hasste sie amtlich wie sonst nur die Volksfeinde und politischen Opponenten. Hawamster Udo, der sich über seine Politbeziehungen die selbstständige sanitäre Betreuung des Zellenhauses erobert hatte, war besonders hart gegen die »Zeugen«.

Den einen Sohn konnte ich in Udos Abwesenheit über ein Arbeitsfähigkeitsattest auf die Arbeiterbelegschaft bringen, wo ihm keiner zu nahe trat. Meister Redlich hatte in Bezug auf das Zellenhaus resigniert, weil er gegen die Hintermänner von Udo nicht ankam, sodass dieser dort sanitärer Alleinherrscher war. Völlig unfähig in allen sanitären und medizinischen Angelegenheiten war er dabei besessen von einem unheilbaren Drang, sich ärztliche Handlungen anzumaßen, wozu er natürlich diese Kranken dem Arzt vorenthielt und als Quacksalber insgeheim eine Privatpraxis im Zellenhaus betrieb mit den entsprechenden Fehlhandlungen und Unterlassungssünden. So spritzte er dem anderen Sohn des Bauern, als dieser an einer akuten Mittelohrentzündung erkrankte, unter Diagnose »Ist nur Dreck im Ohr«, dasselbe mehrmals kräftig mit der großen Ohrspritze mit Wasser aus. Die Folge war eine Mittelohreiterung, die auf einen großen Blutleiter und weiter auf die Hirnhaut übergriff. Dann brachte er – ohne die Vorgeschichte zuzugeben – den fast Bewusstlosen und tödlich Bedrohten in das Revier, wo der erschreckte Zellenhaussani mir unter vier Augen die Vorgeschichte zu Protokoll gab. Ich schickte den Kranken sofort in das zuständige, sehr gute Haftkrankenhaus (HKH) in Leipzig-Meusdorf,⁵⁴ wo man operativ und durch Antibiotika in letzter Stunde das Leben retten konnte, nicht aber das Ohr, das ertaubte.

Auch ließ er einen jungen Herzfehlerkranken mit schwerer Herz- und Kreislaufdekompensation im Zellenhaus, ohne ihn dem Arzt zu melden. Als der Mann schon am Sterben war, bekam ich ihn dann – ebenfalls ohne Kommentar. Der sofortige Transport in das HKH konnte nicht mehr verhindern, dass der Kranke, der vor der Haft gut arbeitsfähig war, am Tag nach der Aufnahme an Kreislaufversagen starb. Nicht lange danach brachte Udo mir einen total vergreisten, dazu völlig verdreckten und verkommenen Mann von circa 72 Jahren, der an einer hochgradigen Arteriosklerose zumal der Herz- und Hirnschlagadern schon sehr lange litt, ohne vor den Arzt zu kommen. Nun war es zu spät. Er brach am nächsten Tag trotz Hilfe durch Mitgefangene beim Stuhlgang zusammen, zerschlug sich die Stirnhaut beim Fall von der Brille auf den

⁵⁴ Offenbar wurde das Krankenhaus nicht zu allen Zeiten so gut geführt. Viele der früher dort behandelten Gefangenen klagten später über eine unzureichende medizinische Versorgung.

Zementfußboden, wurde bewusstlos. Da ich zufällig nicht im Revier war, ließ ihn, wie einzig richtig, Meister Redlich in das HKH verbringen, und von dem weiteren Verlauf des Falles wird unten zu berichten sein. In der höchsten Not bekam Udo es dann immer mit der Angst, überließ mir die Folgen seiner weisen Maßnahmen und unverantwortlichen Unterlassungen, war auch ganz betreten und still. Aber schon am Morgen danach war er wieder ganz der alte: anmaßlich, patzig, eingebildet und vor allem unentwegt dabei, den Doktor Eisenbarth zu spielen.

Die Vorfälle der Leitung zu melden, hätte nicht den geringsten Erfolg gehabt, weil die ohnehin um Udos Eigenmächtigkeiten, sein Unvermögen wusste, gleichwohl Meister Redlich aus dem Zellenhaus ausgeschaltet hatte, um Udo diese von ihm heiß begehrte Position zu lassen. Um nicht selbst eines Tages als der Schuldige belangt zu werden, blieb mir nur das eine: Jeden dieser Fälle mit dem genauen Hergang und der schlüssigen Analyse der Kausalzusammenhänge nach wissenschaftlichen Prinzipien in den Krankenakten zu dokumentieren, die unter Verschluss blieben – ohne den Namen des Schuldigen zu erwähnen. Mit dieser Rückversicherung war der Arzt raus aus dem Spiel. Kamen Recherchen von »Oben«, so hatte er keinen vom Personal denunziert. Wollte man Beweise, so ergab sich anhand der Personaldienstlisten stets der genaue Sachverhalt, weil ich Daten und genaue Uhrzeiten selbstverständlich protokollierte, sodass jeder Hergang dienstlich rekonstruierbar blieb. Udo las natürlich diese Krankenberichte, warf mir einmal voller Wut die Akten vor die Füße: »Da haben Sie Ihre Mistkarten! Wer hat Sie geheißt, jeden Scheißdreck aufzuschreiben?!« Und das vor den Patienten. Ich tat, als ob ich nichts gehört hätte, indessen suchten die Gefangenen alle Blätter zusammen. Ich ließ sie durch Carl ordnen und verwahren, arbeitete weiter. Udo rannte zornesrot hinaus. Aber seine Verhaltensweise blieb unverändert.

Mit ihm Arztvisiten im Revier zu machen, hatte ebenfalls seine Schwierigkeiten. Überall fuhr er unruhig herum, schalt mit dem Kalfaktor, riss alle Schubladen der Nachtschränke auf usw. Darum konnte man sich um ihn nicht kümmern, tat am besten, sich den Kranken zu widmen, die auf diese Dinge so eingestellt waren, dass sie sie überhaupt nicht beachteten. Unser armer Vorgesetzter klimperte schon ungeduldig mit den Schlüsseln, sah ständig nach der Uhr, bis er es nicht mehr aushielt und mich anschrie: »Los, Doktor machen Sie schon! Wie lange wollen Sie noch reden mit die Kerle? Es ist gleich Dienstschluss!« Schon rannte er hinaus, um nach Hause zu fahren. So konnten »die Kerle« ihre Anliegen in Ruhe vorbringen, und die Visite ihren ärztlichen Zweck in Frieden erreichen. Ich tröstete mich mit dem biblischen Mahnspruch: »Ihr Knechte seid untertan in aller Furcht dem Herrn – nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen!« Das traf es genau. Er war wunderbarlich und am besten mit diesem tüchtigen Spruch zu ertragen. Trotzdem war es zuweilen schwer mit ihm auszuhalten.

So verweigerte er zum Beispiel für einen Kranken mit einer Wundrose das von mir für dringlich notwendig gehaltene Antibiotikum, weil es zu teuer sei. Dergleichen kam bei Meister Redlich nicht vor, wie überhaupt die Anstalt anstandslos alles noch so teure für die Kranken bewilligte, wenn ich es beantragte. Aber Udo tat, als müsse er

alles aus der eigenen Tasche bezahlen. Er gab mir stattdessen ein veraltetes Sulfonamid⁵⁵ für den Kranken, das in der Tat billig war. Dafür half es auch nicht. Der Mann bekam einen Rückfall, den eine schwere Blutvergiftung alsbald lebensbedrohlich komplizierte. Also musste er für lange in das Stadtkrankenhaus, was ganz andere Summen kostete und mich nicht beruhigen konnte bei der schlechten Prognose des Falles.

Ich bin überzeugt, dass Udo nie einen Kranken absichtlich schädigen wollte. Aber er war hier fehl am Platze, und so kam es, wie es musste. Dazu irritierte er die Kranken ständig mit allerlei unsachlichen Querelen, was der Disziplin nicht zuträglich war. Als er einmal vor den Kranken den ganz ausgezeichneten Revierkalfaktor zu Unrecht abzulösen drohte, war der Eklat da. Es gab eine kleine Palastrevolution, und die Kranken schrien aus ihren Betten den Hawamster an: Er solle den Arzt nicht stören! Der Kalfaktor sei prima, und er müsse bleiben – und der Hawamster solle sich lieber um seinen eigenen Dreck scheren! Eine Sprache, welche der Heftige ungern hörte. Er drohte mit Disziplinarmaßnahmen und wurde ausgelacht. Denn hier befand nur der Arzt über sie, und sie verließen sich auf dessen Schutz.

Um doch etwas zu tun, verhängte Udo ein Rasierverbot über alle stationären Kranken, was er glaubte, sich leisten zu können, weil der Meister im Urlaub, er der Chef zur Zeit war. Damit war er nicht sehr gut beraten. Als fünf oder sechs Tage später die Kranken wie die wilden Männer stoppelbärtig in ihren Betten lagen, trat ein Oberstleutnant in das Revier: Er habe im Auftrag der Oberbehörde das Revier zu inspizieren. Udo, vor Schrecken blass, meldete den Bestand so stramm wie ein preußischer Feldwebel. Die Arbeitsräume wurden in Ordnung befunden, aber der Offizier, ein Kommandeur, bat mich höflich, in seiner Gegenwart die Kranken zu besuchen. Er sah den groben Unfug und verzog keine Miene, war besonders nett zu den Kranken, die sich großartig hielten, lobte den Arzt.

Wir gingen zurück in das Revier. »Hauptwachtmeister!«, herrschte er Udo an, »warum sind die Kranken nicht rasiert?« Da gab es kein Ausweichen, Udo musste beichten. Aber eine Absolution gab es nicht, sondern die bündige Erklärung: »Lassen Sie sich noch einmal so etwas einfallen, sind Sie abgelöst! Sofort die Barbieri her und die Leute rasiert – ich komme wieder!« Und schritt hinaus. Im Eiltempo wurden die Bärte beseitigt und nicht eine Viertelstunde zu früh. Der Herr kam schon zurück, sah sich jeden einzelnen Mann an, begrüßte den Arzt sehr artig zum Abschied, ließ Udo unbeachtet und hinterließ nach seinem Abgang eine lange Pause respektvollen Schweigens. Der Vorfall trug nicht dazu bei, das Ansehen von Udo bei den Gefangenen zu stärken, was er sich leicht hätte ersparen können.

Bald bekamen wir andere Sorgen. Der sehr harte Winter hatte den schlecht ernährten Gefangenen in den zu schwach geheizten Räumen und Zellen stark zugesetzt. Wir bekamen eine Endemie⁵⁶ mit einer sehr heftigen Grippe, die circa 150 Männer befiel.

⁵⁵ Heilmittel gegen Infektionskrankheiten.

⁵⁶ Infektionskrankheit.

Die Betten reichten nur für die allerschwersten Fälle, die anderen mussten ambulant behandelt werden, zusehen, wie sie es in den Zellen überstanden. Die Erkrankungen begannen ganz akut mit einem schweren Schüttelfrost, Temperaturen von 40 bis 41,5 Grad, Kollaps und einer sehr schweren Angina. Antibiotika halfen gegen das Grippevirus nicht. So gaben wir Kreislaufmittel und einen gewaltigen Cocktail aus Aspirin und Pyramidon.

Das erleichterte die starken subjektiven Beschwerden, aber die Männer, die nichts zusetzen hatten, kamen in kurzer Zeit stark herunter. Im Revier im guten Bett kamen die Kranken relativ schnell über den Anfall hinweg. Bei den Ambulanten dauerte es länger, aber es gab eben viel zu wenig Betten. Trotzdem entstanden keine schweren Komplikationen, und wir hatten keinen einzigen Toten zu beklagen, was medizinisch gesehen ein kleines Wunder war. Die Belastung für mein Team durch diese Grippe war ganz außerordentlich hoch, aber alle hielten sich großartig und gaben willig ihr Bestes für die Kranken. Was diese Zeit für den Arzt mit sich brachte, wird man sich denken. Vom Team erkrankte trotz der ständigen Berührung mit immer neuen, frisch infizierten und stark infektiösen Kranken nicht einer. Auch ich blieb verschont. Hätten wir unsere Tbc-Zulagen zur Hauskost nicht gehabt, wäre es anders gekommen. So war dies Geld gut angelegt.

Nach der ablenkenden Grippe war in der Ambulanz manches nachzuholen, zumal bei der Klientel aus der Nichtarbeiterbelegschaft, wo immer irgendetwas schwelte. Einige Psycholabile und Neuropathen hatten es sich einfallen lassen, epileptische Anfälle trefflich zu simulieren, wofür die echten Epileptiker ihnen das Vorbild waren. Sie zu entlarven war nicht immer leicht bei diesen guten Schauspielern, sodass viel Zeit verloren ging, bis dieser Unfug abgestellt war, der den Zweck verfolgte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, das beleidigte Geltungsgefühl im Knast zu befriedigen. Ich hätte den armen Teufeln gern einige Ruhetage im Revier gegönnt, aber der ständige Bettenmangel machte es unmöglich. Hätte man sie mit einer leichten Arbeit ablenken können, wären sie vernünftig geworden, aber die gab es nicht.

Als ich eines Vormittages einen zweifelhaften Fall dieser Kategorie untersuchte, erschienen plötzlich zwei Offiziere von der Inspektion, die den Arzt allein sprechen wollten. Sie jagten alle anderen hinaus, nur der Patient kam nicht so rasch in seine Kleider, und in der Erregung erlitt er einen sehr schweren epileptischen Anfall, was weitere diagnostische Bemühungen ersparte. Nun war er so schwer, dass ich den Patienten bei seinem Zusammenbrechen nur mit größter Anstrengung vor einem Unfall bewahren konnte. Die Offiziere aber standen dabei und regten keine Hand zur Hilfe. Das verdross mich, und man mag es meiner Miene angemerkt haben. Als der Anfall vorbei war, der Kranke am Fußboden bewusstlos röchelte und ruhig war, erklärte der dienstältere Offizier mir sein und seines Kameraden Verhalten.

Ich möge sie nicht für herzlos und ungefällig halten. Aber sie hätten den strengen Befehl, keinen Gefangenen auch nur mit dem Finger anzurühren. Denn es käme vor, dass ein tückischer Kerl sich dann mit Wucht hinfallen lasse, ein Geschrei erhebe, man habe ihn absichtlich umgestoßen und er sei grob misshandelt worden. Das führe

dann leicht zu gerichtlichen Erhebungen, bei denen diese Menschen die größten Lügen vorbrächten, dass ein Offizier schwer bestraft werden könne wegen Gefangenemisshandlung.⁵⁷ Daher der Befehl. Das war mir neu, und ich bedauerte, etwas Falsches vermutet zu haben. »Eben der Knast:« begütigte der Offizier, »Wer kann denn als vernünftiger Mensch auf solche Ideen kommen!«

Man rief das Personal zur Versorgung des Kranken, der im Revier behalten wurde, und die Herren sprachen mit mir allein im Arztzimmer weiter. Man wollte hören, wie der Arzt gestellt und behandelt sei, ob seine Anordnungen und Verordnungen seitens des Personals strikt befolgt würden, ob die Kranken zu ihren Rechten kämen und wie es um die Heilergebnisse stehe etc. Sicher wussten sie von meinen Schwierigkeiten mit dem Hawamster. Ich gab einen korrekten Bericht, ließ aber Udos Verhalten völlig aus, um nicht als Denunziant gegenüber der VP dazustehen. Die Herren wollten auch sicher vor allem meine Reaktion in dieser Hinsicht prüfen. Als ich fertig war, taten die Herren, als hätten sie etwas läuten gehört: »Gar keinen Ärger, Doktor?« Ich musste lachen: »Ärger gibt es überall ab und an.« Der Rangältere sah mich freundlich an: »Das ist in Ordnung und alles sehr gut hier – wir wissen schon Bescheid!« Grüßten und gingen. Am Abend rief Meister Redlich mich in das VP-Zimmer im Revier: »Die Herren waren aber sehr zufrieden mit der Abteilung Gesundheitswesen. Wir wissen, was Sie berichtet haben, das war sehr schön so. Auf die VP können Sie hier immer zählen!« Und verabschiedete mich freundlich.

Trotz aller Sicherungen kam es im Zellenhaus mit seiner stark gemischten Besatzung zu Angriffen der Gefangenen aufeinander. Eines Tages brachte man einen zarten und schwachen jungen Mann in das Revier, der blutüberströmt und nur halb bei Bewusstsein war. Eine lange und klaffende, noch lebhaft blutende Platzwunde auf dem Kopf war die Ursache der Blutung und der Benommenheit. Den Täter brachte man auch mit, einen übel aussehenden, athletischen Kerl mit brutalem Gesicht. Er habe den Jungen mit einem ausgerissenen, eichenen Schemelbein mit aller Wucht über den Kopf gehauen. Die Wunde war typisch für diesen Hergang. Zum Glück hatte das dichte Haar des Verletzten den Schlag gemildert, sodass die Schädelknochen unverletzt waren, nur eine leichte Gehirnerschütterung mit begleitendem Schock hatte die Bewusstseinsstrübung verursacht. Ich stillte die Blutung, ließ die Wundränder rasieren und vernähte die Wunde, die im Revier glatt heilte.

Den Schläger hatte ich darauf zu untersuchen, ob man ihn für seine Untat zur Strafe im Keller des Zellenhauses, in den »Bunker«, stecken könne – enge und düstere Einzelzellen ohne jede Bequemlichkeit zur Disziplinierung solcher Elemente. Dabei fiel mir ein, ihn zu fragen, ob der Junge ihm etwas getan, warum sonst er ihn zusammengeschlagen habe. Blöd glotzte er mich an: »Getan? Die halbe Portion! Natürlich nicht! Aber seine Fresse gefiel mir nicht, und da musste ich zuschlagen.« Eben der Knast: Eine »Fresse« gefällt einem Kriminellen nicht – schon schlägt er zu! Der Kerl

⁵⁷ Die Misshandlung von Gefangenen wurde nur selten und dann milde bestraft. Das Argument dürfte nur vorgeschoben gewesen sein.

hätte nicht anders geantwortet, hätte er den soviel Schwächeren erschlagen. Und solche Menschen wollte man bessern im Knast!

Die häufigsten Verletzungen kamen allerdings aus den Werkstätten vor den Arzt, obwohl erfahrene Meister sie leiteten und die vorgeschriebenen Schutzvorrichtungen intakt und vorhanden waren. Die meist leichten Quetsch-, Prell-, Riss- und Schnittwunden ließen sich ambulant heilen. Einmal hielt mir einer der Arbeiter ohne ein Wort seinen rechten Zeigefinger hin, an dem zwei Glieder fehlten – so glatt abgesetzt und blutlos wie nach einer chirurgischen Operation. Er hatte den Schutz aus Bequemlichkeit abgestellt, war mit dem Finger an eine Fräse geraten. Die Wunde heilte glatt, aber die Funktionsfähigkeit der Hand blieb gemindert.

Eine typische Verletzung aus der hauseigenen Schleiferei waren zeitweilig kreisrunde Verletzungen der Kniescheibe, wenn die Arbeiter mit dem sehr schnell rotierenden Schleifstein in Berührung kamen, über dem sie auf Gestellen lagen, um die Hände für das Werkstück frei zu haben. Im Nu riss die schleifende Fläche Haut und Knochen fort, sodass eine lackrote Knochenmarkwunde entstand mit einer braungelben Umrandung von Haut, die durch die hohe Reibungshitze verbrannt war. Diese Wunden sahen sehr unangenehm aus, heilten aber bei absoluter Ruhigstellung unter sterilem Verband ausgezeichnet – vermutlich weil die Hitze allen Schmutz sterilisiert hatte. Auf einmal hörten diese Unfälle wieder auf. Die Aufsicht mochte den Fehler gefunden und abgestellt, die Leute entsprechend belehrt haben.

Relativ häufig waren Hornhautverletzungen des Auges durch Metallsplitter bei der Bearbeitung von Objekten mit sehr rasch rotierenden Maschinen. Gleich winzigen Geschossen, glühend von der Reibungswärme des Bearbeitungsvorganges, trafen sie meist schräg auf die glatte Hornhaut, bohrten sich mehr oder weniger tief in ihre Substanz ein, bis sie stecken blieben in einem bräunlichen Lager von verbranntem Gewebe. Der enorme Schmerz brachte diese Verletzten auf der Stelle vor den Arzt. War ein Sankra, ein Sanitätsauto, verfügbar, ließ ich, wie einzig richtig, die Männer zur ausgezeichneten Augenklinik des Stadtkrankenhauses bringen zur spezialistischen Behandlung des so kostbaren und schnell verlorenen Organs. Den Fremdkörper so rasch als möglich und schonend zu beseitigen, war dabei das oberste Prinzip.

Aber oft war ein Sankra nicht greifbar oder kein Begleitpersonal frei. Dann musste der Arzt handeln, mit Reviermitteln operieren. Ein augenärztliches Instrumentarium mit feinsten Instrumenten fehlte. Nur eine brauchbare Handlupe und eine Eintropflösung für die örtliche Betäubung des vorderen Augenabschnittes waren vorhanden. Auch ein kleiner, viel zu schwacher Stabmagnet, der aber nutzlos blieb, weil fast alle diese Splitter aus nicht magnetischem Metall bestanden. Man konnte also in Ruhe den Splitter in der Hornhaut sichtbar machen – nur das Problem seiner Extraktion blieb bestehen. Ich half mir mit einer gewöhnlichen Spritzenkanüle mit ihrer schräg abgeschliffenen Spitze. Mit der Lupe und bei guter Beleuchtung unterfuhr ich die Splitter mit der flachen Spitze der Nadel, die durch den »Schusskanal« sich bis zum Projektil vorschieben ließ. Dann konnte man ihn herausheben, wobei die elastische Hornhaut bei geringstem Druck sich gegen das Augeninnere eindellte. Nichts für plumpe und

nervöse Hände – es sah gefährlich genug aus. Doch war ich an noch ganz andere Manipulationen gewöhnt, brachte die Splitter heraus ohne Nebenverletzungen, hatte Freude an der subtilen Arbeit. Natürlich schickte ich diese Männer bei der nächsten Gelegenheit dennoch zur Augenklinik zur Fachkontrolle. Als ich einmal selbst dahin musste, äußerte man sich sehr erstaunt über diese knastgerechte und Primitivmethode des Vorgehens, konnte aber nur bestätigen, dass sie ihren Zweck erfüllt und nicht geschadet hatte. Alle diese Verletzten behielten ihr Auge volltauglich, und es gab auch keine sichtbehindernden Hornhautnarben. Gleichwohl möchte ich das Verfahren mit seiner Erwähnung keineswegs empfohlen haben.

Ebenso delikater waren Mittelohrerkrankungen, deren Fehlbehandlung schnell ein Ohr hätte ertauben lassen und obendrein den Besitzer lebensgefährlich bedrohen können, wie oben erwähnt. Als klinischer Student hatte ich bei einem der ersten Otiater⁵⁸ Deutschlands, mit dem mich eine enge Freundschaft verband, viel Gelegenheit zur Diagnostik mit dem Ohrenspiegel und manche gute Belehrung gehabt und wahrgenommen. So gab es keine Fehldiagnosen und Fehler sonst bei meinen Ohrenkranken in Zwickau, die sofort nach Erkennen der Erkrankung zur städtischen Spezialpoliklinik gingen bzw. gefahren wurden.

Dabei hatte ich einen scharfen Konkurrenten in Udo, der sich gar zu schön vorkam mit dem aufgesetzten Ohrenspiegel am Stirnreif. Er zuerst wollte alle Kranken ohrenspiegeln. Dann gab er sie großmütig an den Doktor weiter: »Toller Fall mal wieder, wenn man das so sieht!« Dann kontrollierte ich den Fall, hatte das Herz nicht, dem passionierten Mann zu sagen, dass er bei seiner Handhabung des Ohrenspiegels nur immer die Haare und das Schmalz der Gehörgangswand sehen konnte, was zu bemerken obendrein ein sehr grober knastdiplomatischer Fehler gewesen wäre.

»Sie haben Recht, Hawamster – ein toller Fall!« meinte ich und veranlasste das Erforderliche. Udo strahlte vor dem Volk, und es gab keinen Ärger. Nur einmal gab es Verdross, als er einen recht dreisten, dabei gesunden Klienten allzu arg mit dem Ohrtrichter für die Freilegung des Trommelfelles malträtierte. »Na Meister«, unterbrach ihn der Bursche, »nu haben Sie wohl ganz und gar durch meinen Kopp durchguckt bei soviel Arbeit! Und was werden Sie geseh'n haben? – Alle meine schönen Gedanken! Hahahahah!« Solche Kleinigkeiten konnten dem Selbstgefühl meines Gönners nichts anhaben. Er verstand wohl die Infamie auch gar nicht in seiner Unfehlbarkeit. Wenn er gar bei guter Laune sich vor dem Team mit seinen pseudowissenschaftlichen Thesen hören ließ, war es nicht immer leicht, ernst zu bleiben. Einmal schloss er seinen Disput mit der vernichtenden Feststellung: »Aber das ist allemal klar, dass der Erdumfang 40 000 Kilowatt [sic!] beträgt.« Ja, die Trennung der Kategorien – das ist eine arge Klippe für die Amateure!

An der Arbeit des Doktors übte er strenge Kritik, hielt auch mit seinem Urteil nicht schüchtern zurück – auch nicht in Gegenwart der Kranken. Einen Kranken dem Stadtkrankenhaus zu überweisen, hielt er grundsätzlich für falsch, auch bei so klaren Fällen

⁵⁸ Ohrenärzte.

wie einer akuten Mittelohrentzündung: »Das können wir nicht! Das kostet uns ja wieder ein Heidengeld!« Blieb ich beharrlich, so belehrte er mich nachdrücklich: »Dem Kerl fehlt doch gar nichts, der will bloß ein paar gute Tage dort haben! Sehen Sie noch mal rein in die Löffel – ich kenn mich doch aus in die Sachen, hab gar nichts drin gefunden! Sie blamieren uns ja vor dem Krankenhaus, Sie schicken den Herren Ärzten dort jeden Dreck hin!« Die Krankenhausärzte – durchaus zu Recht! – lobte er hoch, vermutlich aus kollegialem Empfinden, und weil er mich als Gefangenen automatisch verachtete. Dennoch gingen die Kranken dahin nach meinem Willen.

Kamen die stets besonders höflichen Befundberichte der Kollegen, die mich kannten, zurück, so las Udo sie natürlich zuerst. In hohem Zorn warf er mir sie dann hin: »Wieder so'n Brief vom Krankenhaus an Sie. Den mag ich gar nicht erst lesen – die Ärzte stecken ja alle unter einer Decke, und da will keiner dem anderen was tun! Aber was da so für Sie geschrieben steht, so die Titel und die feinen Redensarten – das ist ganz und gar gegen alle Vorschrift, wo Sie doch bloß ein Strafgefangener sind!« Ja, der Hawamster hatte es schwer mit seinem Doktor, den er grundsätzlich nur mit seinem Nachnamen, nie mit seinem Titel ansprach entgegen allen anderen im Haus. Und der Verdruss ließ sich nicht abstellen, weil die Kollegen im Krankenhaus mir ganz besonders nett und höflich schrieben, um mich ihrer Solidarität zu versichern, und das konnte ich gut gebrauchen in meiner Lage!

Udos Missachtung glitt an mir ab. Aber viel bedrückender war die Unmöglichkeit, den vielen, auch nach den strengsten Maßstäben Haftuntauglichen dazu zu verhelfen, dass man sie entließ, was auch in der DDR ihr im Gesetz verankerter Anspruch war. Man erlaubte nicht einmal, dass ich einen solchen Antrag stellte. Das habe gar keinen Zweck, beschied man mir – die Oberbehörde genehmige es ohnehin nie. Das konnte ich nicht glauben, aber auch nichts gegen diese Haltung tun.

Nur einem Mitgefangenen konnte ich einen guten Gefallen erweisen – dem sehr netten und tüchtigen, aber ebenso unglücklichen zweiten Arztschreiber Daniel, der hier noch circa drei Jahre schmoren sollte, wo Carl der erste Schreiber und der Hawamster ihm das Leben nach Vermögen erschwerten, weil er ihre politischen Ansichten ablehnte. Mein Amtsvorgänger hatte Daniel als bergbautauglich befunden, Udo aber entschied eigenmächtig anders und ließ den Mann nicht in das Bergarbeiterlager gehen, um ihn zu bestrafen für seine Ketzerei. Als er und Carl eines Vormittags für längere Zeit im Stadtkrankenhaus waren, Meister Redlich die Aufsicht hatte, kam unerwartet eine dringende Anforderung des Bergarbeiterlagers von Arbeitskräften, und man schickte eine Anzahl Gefangene zum Revier zur Tauglichkeitsbeurteilung. Diese Gelegenheit nutzte ich, um mir die Karteikarte von Daniel geben zu lassen, wo einwandfrei stand, dass er tauglich für den Bergbau sei. Ich ließ ihn sich auskleiden und kam bei der Nachuntersuchung zu demselben Ergebnis. Ich fragte ihn, ob er mit in das Lager gehen wolle, der Transport gehe in Kürze ab. Niemand war glücklicher als der bisher um sein gutes Recht Betrogene. Schnell packte er seine Sachen, war längst fort, bevor seine Gegner zurück sein konnten. Meister Redlich sah mich lange an,

blinzelte nur, widersprach aber nicht, weil er ein rechtschaffener Mann war, wohl auch Udo und Carl die Schlappe gönnte.

Diese List freut mich noch heute – in circa einem Jahr und unter guten Lebensverhältnissen würde Daniel ein freier Mann und schon jetzt aus seiner unwürdigen Lage heraus sein. Vor dem Zorn des Hawamsters hatte ich keine Scheu. Er war ohnehin wieder einmal ganz unausstehlich. Als er zurückkam, tobte er vor Wut, Daniel nicht mehr vorzufinden, musste aber gleich fort zum Mittagessen. Carl, in richtiger Einschätzung seiner Abhängigkeit vom Arzt, hielt sich weise zurück. Am Nachmittag war Meister Ehrlich abwesend und Udo Chef. So legte er ungeniert los gegen den Arzt in Gegenwart einiger recht resoluter Patienten, die sich ihren Vers schon darauf gemacht hatten. Als er mir erklärte, ich hätte ganz falsch untersucht, er habe ja selber Daniel wieder vom Bergbau zurückgestuft, weil er das besser verstehe, erklärte ich mit dünnen Worten, ich sei dafür verantwortlich und auch allein ärztlich zuständig. Er geriet völlig außer sich: »Ich höre immer Arzt – Arzt! Wissen Sie, was Sie hier sind? Ein ganz gemeiner Strafgefangener und sonst nichts – gar nichts!«

Die Gefangenen ergriffen sofort für mich Partei. Der Hawamster solle den Doktor aus dem Spiel lassen! Der sei in Ordnung. So dürfe die VP zu ihm überhaupt nicht sprechen. »Wenn der Doktor von hier rausgeht, dann ist er, der er ist – und Sie bleiben hier und auch, der Sie sind: Ein kleiner Hawamster!« Als der Gekränkte sie mit Strafe bedrohte, pendelten sie bedrohlich mit den Fäusten: »Überhaupt haben Sie damit uns alle schwer beleidigt! Aber wir sind ehrliche Strafgefangene, und Sie dürfen uns nicht beleidigen!« Und murrten, sie würden sich bei der Anstaltsleitung gemeinsam beschweren. Alsbald klappte Udo zusammen. Dergleichen konnte er sich nicht leisten nach der Kollision mit der Inspektion wegen der Bärte im Revier. So verschwand er im VP-Zimmer, wo er die Leute lachen hören durfte über seine Niederlage.

Aus Rache und um mit dem Arzt das ganze Team zu treffen, wollte er uns am Abend den aus sachlichen Gründen auch Nachts im Revier verbleibenden Schlüssel zum Apothekenschrank mit allen Medikamenten fort- und mit nach Hause nehmen. So wären wir bei Vorfällen auch ernster Art ohne Medikamente gewesen von 18.00 bis wieder 07.00 Uhr am Morgen, hätten uns auch keinen Tee machen, keine Tablette gegen Kopfschmerz nehmen können usw. Damit hatte der Hawamster sofort das ganze Team gegen sich. Wir erklärten, unter diesen Umständen nachts jeden Dienst abzulehnen, um nicht für arge Zwischenfälle verantwortlich gemacht zu werden ohne Medikamente.

Er bekam es mit der Angst, gab nach, verlangte aber, dass wir nächstens besagten Schlüssel nie im Schrank stecken ließen, weil nach der Vorschrift in der Tat der Apothekenschrank nur in Gegenwart des Personals geöffnet werden durfte. Das versprachen wir willig, versteckten außerhalb der VP-Dienstzeiten den Schlüssel hinter einem großen SED-Propagandakalender, wo ihn bei Revisionen niemand vermutete.

Bald kam am späten Abend eine Revision, wollte den Schlüssel zum Apothekenschrank sehen. Den Schlüssel habe der Hawamster von uns verlangt, um ihn zur Nacht mit nach Hause zu nehmen, war unsere sophistische Antwort. Sofort wollte der Offi-

zier Udo deshalb antelefonieren. Aber der hatte kein Telefon. Zum Ausgleich wollte er die Feile sehen, mit der wir die Arzneimittellampullen aufsägten. So dumm war ich längst nicht mehr. Feilen, auch die ganz harmlosen für Ampullen, waren im Knast streng verboten. Aber wie kriegen Sie denn die lebenswichtigen Ampullen aus dem Notbesteck auf, wenn in der Nacht einer schwer erkrankt? Ich zog das Schubfach im Arztzimmer auf, wo ich zum Bleistiftspitzen ein großes und scharfes Amputationsmesser liegen hatte, griff mir eine Ampulle, schlug ihr den Hals mit dem starken Messerrücken ab: »So machen wir das!« Er fuhr zurück vor dem blanken Messer: »Aber wie kommen Sie denn an ein so gefährliches Messer?« »In meiner Eigenschaft als Arzt – ich bin Operateur vom Fach!« Er gab es auf: »Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten, Doktor – wir müssen eben alles überprüfen!«

So war das gut abgegangen. Am Morgen kam Udo und erhielt Bericht von der Revision und wie wir uns dabei geholfen hatten. Er strahlte: »Das haben Sie aber schön hingekriegt! So muss man's eben machen!« Damit hatte er es getroffen – gewiss musste man es so machen im Knast. Vielleicht war Udo doch nicht so übel? Man musste weiter versuchen, ihn für die beste Versorgung der Kranken zu gewinnen. Aber der Weg bis dahin war noch lang.

Damals kam aus Berlin eine Oberstaatsanwältin nebst Sekretärin, um zu inspizieren. Im guten Schneiderkostüm, etwas füllig aber seriös sah sie ganz wie eine Staatsanwältin aus, zog sich alsbald mit Vertretern der Anstaltsleitung zur Besprechung in das Arztzimmer zurück. Hernach ließ sie sich von Meister Redlich das Arztteam vorstellen, besuchte alle stationären Kranken, die auf ihre Fragen deutliche Antworten gaben, lobte nicht und tadelte nicht. Anschließend stellte sie im Arztraum eine Reihe von Fragen, die im Grunde bei der Visite schon beantwortet waren, sondierte weiter, ob ich die nötige Unterstützung fände nach der üblichen Routine. Von mir wollte sie wissen, wie ich mich in diese mir ungewohnte Tätigkeit hineingefunden habe, und ob nicht der Unterschied zu meiner vorherigen beruflichen Arbeit ein sehr großer sei usw. Genauer wollte ich das nicht erörtern, weil diese Fragen mir zu nahe kamen, meine ärztliche Leistung bereits bekannt und weiteres Fragen überflüssig war.

Vermutlich wollte man in Berlin Bericht über den Grad meiner Zerknirschung haben. So fragt man die Bauern aus! Daher blieb ich reserviert, bekam die Krallen der Dame zu spüren: »Sie werden noch hinlänglich Gelegenheit haben, sich einzuarbeiten!« Und entschwand ohne Abschied mit ihrem Gefolge. Meister Redlich teilte mir mit, die Revision sei sehr gut verlaufen, und das galt mir weit mehr als ein persönlicher Bericht nach Berlin.

Nachmittags holte mich Udo zur Arztvisite im Zellenhaus. Auf dem Wege dahin wurde aus einem Trupp Gefangener gefrozzelt: »Wir Ärzte!«, was ihn schwer kränkte. »Da sehn Se die Kerle – alles tut man für die, und zum Dank sind sie bloß unverschämt. Und er erleichterte sein Herz, vertraute mir an: »Aber glooben Sie mir – ich bin gar keen so a schlechter Kerl, wie die immer tun und meinen von einem! Glooben Sie mir das!« Ich tröstete ihn: Die arge Welt sei einmal so, damit müsse man sich abfinden, seine Sache unbekümmert tun. Mich habe er doch sicherlich nicht sagen hören,

er sei ein schlechter Kerl. Das gefiel ihm: »Nee, nee – alles was Recht ist, von Ihnen habe ich so was noch nicht gehört!«

In der Tat ist der Beruf eines Zuchthausaufsehers schwer und bedrückend in einer lastenden Atmosphäre von Misstrauen und Hass – zumal für die Guten darunter. Das soll man nicht vergessen bei ihrer Bewertung, ihnen manches zugute halten. Für meinen Begleiter war dies Bekenntnis seiner inneren Bedrängnis gewiss sehr beachtlich und eine Andeutung, dass er anfang nachzudenken über die Unmöglichkeit, sich auf die Dauer mit dem Arzt und den Kranken anzulegen.

Nichts konnte wichtiger sein, als den Hawamster ruhig zu stellen, in besseren Vorsätzen behutsam zu bestärken. Nur so bestand eine Aussicht, die Lage der Zellenhausinsassen zu verbessern, die von ihm völlig abhängig waren. Mit der Zeit lernte ich alle Räume und Winkel des Zellenhauses genau kennen. Das war die erste Voraussetzung, dort einzugreifen, wo man den Arzt am nötigsten brauchte. Auch die Schafsäle über den Werkstätten lernte ich bei nächtlichen Gängen dahin kennen, wenn plötzliche Erkrankungen zu behandeln waren. Wohl war es spartanisch einfach dort, aber sehr ordentlich und still, sauber und gut gelüftet. Im Notfall waren Trage und Träger sofort zur Hand, einen Mann in das Revier zu bringen.

Dagegen waren die Nachtbesuche im Zellenhaus mit seinem deprimierenden Milieu und den elenden Menschen dort eine Misere, deren Eindrücke nicht so rasch vergingen. Eines Nachts kam ein Wachtmeister von dort in das Revier und ließ mich wecken: Der Doktor möge sofort kommen – es sei sehr schlimm – ein Selbstmordversuch und alles voller Blut. Rasch auf, in die Kleider, den Mantel und bei klirrendem Frost durch tiefen Schnee hinüber, wo man in das Kellergeschoss geführt wurde zu den Arrestzellen des gefürchteten »Bunkers«. Die letzte Tür im Gang stand offen. Pritschen gab es hier nicht, nur eine schäbige, alte Matratze auf dem steinernen Fußboden in der Ecke gleich an der Tür. Dort lag reglos die schmale Gestalt eines jungen Menschen, schwer zu erkennen bei dem kläglichen Licht einer 20-Watt-Birne an der Decke. Dabei standen kopflose Leute vom Personal. Ich verlangte energisch nach Licht, und schnell brachte man eine starke Handleuchte.

Ein halber Knabe lag dort – bleich bis in die Lippen – Gesicht, Hals und Brust verschmiert mit Blut aus zunächst unklarer Quelle. Aber er atmete ganz gut und sehr viel Blut konnte noch nicht verloren sein. Der mich begleitende Sani half geschickt, und das erste Ergebnis unserer Aktion war, dass ein älterer VP-Meister über dem Anblick in eine so schwere Ohnmacht fiel, dass er erst versorgt und fortgebracht werden musste. Danach gab es rasch Klarheit. Der Gefangene hatte sich eine circa fünf Zentimeter lange Schnittwunde am Hodensack beigebracht und das Blut mit den Händen im Gesicht verschmiert, was den erschreckenden Eindruck auf den alten Meister hervorbrachte. Die mäßige Venenblutung war rasch gestillt. Die VP – natürlich – reagierte nur mit dem Ruf: »Wo hat bloß der verdammte Kerl das Messer her gehabt?« und begann, überall danach zu suchen. Aber ich stellte sie vorerst zur Hilfeleistung an, wozu sie willig bereit war.

Dies war der Versuch einer Selbstkastration durch einen psycholabilen und abwegig gesteuerten jungen Menschen als Reaktion auf die Isolationshaft im Bunker. Geglückt war sie nicht, beide Hoden blieben unverletzt an ihrem Ort. Der Mann wurde sofort dem Stadtkrankenhaus überstellt zur Pflege und wünschenswerten psychiatrischen Kontrolle. Als er gesäubert und verbunden war, fing er schrecklich an zu weinen, was zur Lösung seiner starren Verkrampfung das Beste war. Als er, bevor der Sankra für seinen Transport zur Stelle war, sich etwas beruhigt hatte, suchte sein Blick an der Wand über seinem Kopfende nach etwas. Als ich näher zusah, war es das recht gute Foto einer noch jugendlich aussehenden Frau – einer Dame von außerordentlicher Schönheit und großem Liebreiz. Ich nahm es herunter, gab es ihm. »Das ist meine Mutter«, sagte er, schon wieder voller Tränen, steckte es rasch zu sich.

So war alles noch einmal gut abgegangen, der Wagen kam und meine Arbeit hier war beendet. Ich sah noch einmal nach dem kollabierten VP-Meister, der wieder ganz bei sich, aber noch unverhältnismäßig matt war, fand sein Herz angegriffen und riet einen Erholungsurlaub an. Danach interessierte ich mich für das Schneidinstrument. Die Verletzung war so unregelmäßig, dass sie kaum von einem Messer stammen konnte. Unter den blutigen Decken fand ich schließlich ein Stück scharfes Blech von einer Konservendose, das blutig und offensichtlich benutzt worden war. Diesen Befund gab ich gleich auf der VP-Zellenhauswache zu Protokoll und beglückte damit das Wachpersonal, das bei Vorhandensein eines Messers die größten Unannehmlichkeiten bekommen hätte, zumal man unterlassen hatte, den Verletzten, der wegen Renitenz diszipliniert werden sollte, vorher dem Arzt vorzuführen zur Begutachtung seiner Haftfähigkeit im »Bunker«.

Vermutlich hätte ich dieses Malheur verhindert, den Jungen als Psychopathen in das Revier verlegen lassen zur Klärung und medikamentösen Ruhigstellung. Denn es gehört ein erheblicher Grad von Abwegigkeit dazu, mit einem Stück Blech einen so schmerzhaften Eingriff an sich selbst zu versuchen wie ihn eine Selbstkastration bedeutet. Dergleichen tun meist nur psychisch Kranke.

Man brachte mich in das Revier zurück, wo ich noch einen exakten Arztbericht über den Fall schrieb – beiläufig ohne die Frage der verabsäumten Arztkontrolle auszulassen – beim nächsten Mal würde sich das erschreckte Personal an die Vorschrift halten. Zum Dank suchte mich am folgenden Tage der Abteilungsleiter des Verletzten auf und berichtete über die Vorgeschichte des nicht alltäglichen Falles. Der junge Mensch stammte aus sehr guter Familie, war aber abnorm triebhaft, kam trotz sorgfältiger Erziehung von einer Ungelegenheit in die andere, schließlich durch den fatalen Einfluss schlechter Gesellschaft zu einer nicht sonderlich langen Haftstrafe, in der er weit besser als Hausarbeiter untergebracht gewesen wäre als untätig im Zellenhaus nach dem alten Schema für die Neuzugänge in Zwickau. An seiner Mutter habe er außerordentlich gehangen, ihr Bild ständig bei sich getragen und oft betrachtet. Das war prognostisch das Beste bei dieser betrüblichen Angelegenheit. Bald kam er auch zurück aus dem Krankenhaus, wo die Verletzung glatt geheilt, eine psychische

Erkrankung nicht festgestellt worden war. Ich riet, ihm eine leichte Arbeit zu geben, kann mehr dazu nicht berichten, weil ich den Mann nicht wieder zu sehen bekam.

Der dritte Arbeitsbereich des Arztes in Zwickau, abgesehen von der Ambulanz und den stationären Kranken im Revier, war das Zellenhaus. Es war dreimal in der Woche zu visitieren, wobei die Leute in ihren Zellen aufzusuchen waren, die sich als unpässlich oder krank, wie im Knast üblich, bei den Abteilungsleitern für den Arzt gemeldet hatten. Sie wurden listenmäßig erfasst, das Verzeichnis in der VP-Hauswache im Parterre bereitgehalten für diese Visiten. Diese Zellenhausvisiten hätten sich zügig erledigen lassen, wäre nicht Udo als designierter Leiter des Gesundheitswesens im Zellenhaus ein schweres Hindernis gewesen. Er betrachtete sich als die Hauptsache, den Arzt als untergeordnet und das Zellenhaus als seinen unbestreitbaren Herrschaftsbereich, die kranken und bedürftigen Gefangenen darin als Objekte seiner Launen und sadistischen Gelüste. Die Visiten dort waren ihm wohl wichtig aus Prestige Gründen, im Grunde aber als eine überflüssige Verwöhnung dieser »Verbrecher«, vor allem aber eine lästige Arbeit und ein Zeitverlust, der gar seinen pünktlichen Dienstschluss gefährden konnte.

Dem entsprach vollkommen die Art und Weise, in der er die Zellenhausvisiten ablaufen ließ. Die Krankenliste nahm er nach Betreten in Empfang, erlaubte dem Arzt nicht, sie einzusehen, lief ihm grundsätzlich voran, um zuerst den Kranken entgegenzutreten, den Arzt zu degradieren, selber als Sachverständiger und Gebieter aufzutreten. In den geöffneten Zellen benahm er sich grundsätzlich wie ein elender Kommisskopf, löcherte herum, beanstandete die mangelnde Ordnung, beschimpfte alle in seiner groben und unverschämten Manier. Dadurch ging viel Zeit nutzlos verloren, bevor der Arzt überhaupt in die Tür treten, nach den krank Gemeldeten sich erkundigen konnte. Die verprellten Leute wagten gar nicht, ihre Klagen richtig vorzubringen, und wenn sie den Mut dazu fanden, so hetzte und trieb der Hawamster den Doktor, sich ja zu beeilen – der Dienstschluss sei nicht mehr ferne! Bald war mir auch klar, dass er willkürlich Namen von der Krankenliste ausließ, ganze Zellen übergang mit Gemeldeten darin, um die ihm missliebigen Leute zu »bestrafen«. Ganze Teilbereiche des Zellenhauses verheimlichte er mir, rannte spornstreichs hindurch und trieb zu größerer Eile. Nach den erlebten Kostproben seiner eindeutig kriminellen Begehungen und Unterlassungen war daraus mit Sicherheit zu schließen, dass er guten Grund hatte, den Doktor nicht zu viel in seine Karten sehen zu lassen.

Dieser unerhörte Zustand war der Anstaltsleitung bekannt, die dagegen nichts unternahm, also mitschuldig war an diesen gesetzwidrigen Vorgängen und Zuständen. Daran gibt es nichts abzustreichen. Und auch die Revisoren der Oberbehörde waren nicht zu entschuldigen für ihre Nachlässigkeit diesen Zuständen gegenüber, die mit Leichtigkeit festzustellen waren. Die Lage war klar: Man hatte den Bock zum Gärtner gemacht. Es war alles verdorben, und hier gab es nur eines: Den Bock abschaffen oder – ging das nicht – ihn zu entmachten. Meinen Vorgänger kann und will ich für die Duldung solcher Verhältnisse nicht beschuldigen. Er war ein verfolgter, geschlagener Mann mit sieben Jahren Zuchthaus am Halse wegen politischer Fehlhaltung. Er hatte

lange in dem berüchtigten Zuchthaus zu Bautzen gesessen und war in Zwickau schon ein kranker Mann, der wegen eines offenbar bösartigen Leidens hatte abgelöst werden müssen. Diese für ihn ideale Situation hatte Udo mit Erfolg dazu genutzt, im Zellenhaus den Arzt völlig zu entmachten, eine Art sanitärer Schreckensherrschaft dort zu etablieren mit hinlänglich vielen Toten und dem Vielfachen an Geschädigten und Gepeinigten.

Das alles unter den Augen der staatlichen Kontrollorgane war nicht eben ein Ruhmesblatt für den so lebhaft propagierten humanen Strafvollzug in der DDR.

Ich war aber kein gebrochener Mann und nicht gesonnen, vor dieser Misere zu kapitulieren. Das Risiko der erforderlichen Kritik an nicht zu Verantwortenden lag auf der Hand. Aber eine Wahl gab es nicht – dies musste geändert werden, oder aber ich konnte hier nicht als verantwortlicher Arzt arbeiten, musste demissionieren ohne Rücksicht auf eventuelle üble Folgen. Vom rein Ärztlich-Fachlichen ist vom Zellenhaus nicht viel zu berichten, weil es das Sekundäre war.

Die Säuberung dieses Augiasstalles stand obenan, und vielleicht mag es interessieren, welche Chancen man überhaupt als Gefangener hatte, etwas zu ändern, ohne sich selbst den Hals zu brechen im Knast. Zu opponieren wäre einem Mann wie Udo gegenüber unmöglich gewesen. Man musste den indirekten Weg wählen, auch dabei vorsichtig bleiben, jede Konfrontation vermeiden, die das Los der Gefangenen noch mehr verschlechtert hätte. Da mein Gebieter trotz aller Eile sich immer die Zeit nahm für einen Schwatz auf der VP-Hauswache im Erdgeschoss des Zellenhauses, ließ er mich im düsteren Korridor warten. So ging ich in das Kabuff der Kalfaktoren gegenüber, wo zwei ältere und sehr nette Gefangene mir aus ihrer Kenntnis des Hauses die Zellen nannten, in denen besonders elende Leute hockten, die den Arzt nötig hatten.

Zu beiden Seiten lagen in dichter Folge in jedem Flügel die Zellentüren gegen den hohen, noch durch Oberlichter vom Dach her erleuchteten hallenförmigen Binnenraum des regelmäßig-kreuzförmigen Baues gerichtet. In Höhe der Zellentüren lief konsolartig ein schmaler Laufsteg von der einen Ecke des Treppenpodestes an der Wand jedes Flügels entlang, dann am Giebel quer am Fenster vorbei und an den Türen der Gegenwand wieder zurück nach der anderen Ecke des Treppenpodestes. Auf diesen Stegen konnte man also in jedem Stockwerk jede Zellentür aller vier Flügel erreichen, und zwischen Treppe und Fenster waren diese Stege zusätzlich durch ziemlich breite, brückenartige Laufgänge miteinander verbunden.

Alle Stege besaßen in reichlich Hüfthöhe ein Geländer, über das einer sich leicht in die Tiefe hätte hinunterstürzen können, um auf den Fliesen des Korridors im Parterre den Tod zu finden. Um das unmöglich zu machen, war in Höhe des ersten Geschosses der Binnenraum mit einem riesigen Netz aus festem Seilwerk horizontal überspannt und gesichert wie im Zirkus die Arena zum Schutze der Hochseil- und Trapezakrobaten. Dieses Auffangnetz für lebensmüde Verzweifelte hieß im Knastjargon sehr bezeichnend »die Selbstmörderschaukel«. Ihr Vorhandensein genügte, um solche Absturzversuche auszuschließen. Ausreißen war bei diesem Knastsystem auch nicht möglich, und wer hier einmal einsaß, der musste ausharren bis zu seiner Entlassung,

falls er nicht vorher verstarb, nach langem, tatenlosen Warten an eine Arbeit kam oder aber durch eine allfällige Amnestie wie durch ein Wunder freikam.

Bei den Zellenhausvisiten lief Udo auf den Laufgängen voran, der Arzt als zweiter hinter ihm und als dritter nach dem Arzt der zuständige Sani-Kalfaktor – damals ein jüngerer Mann, der im zivilen Leben Krankenpfleger gewesen war. Da mein Chef auf den engen Gehsteigen immer sehr schnell lief, die nach außen aufschlagenden Türen ohne Vorwarnung aufriss, rannte man leicht mit dem Kopf dagegen, blieb auf jeden Fall hinter der offenen Tür eingeklemmt, indessen er mit dem Geschimpf mit den Zelleninsassen die Zeit vertat und die Leute so verprellte, dass der Arzt nur wenige Auskünfte von ihnen erhielt, wenn es ihm endlich gelang, auch an die Tür und zu Worte zu kommen. Auf die Bitte, den Arzt vorangehen zu lassen wie ohnehin vorgeschrieben für ihn als Gefangenen, grunzte er nur ablehnend. Daher ließ ich ihn samt dem Sani getrost laufen, nahm den Gehsteig an der Wand gegenüber, lief rasch über den Verbindungssteg zurück auf die richtige Seite. So ging ich dem Hauptwachtmeister entgegen, war meist schon an der betreffenden Zellentür, bevor er sie öffnete und als der Erste bei den Kranken in der Zelle.

Damit war viel geholfen, man sparte Zeit und bekam die Hilfsbedürftigen aus erster Hand genannt, wie allein richtig bei einer ärztlichen Visite. Zu meinem Erstaunen ging mir das durch, und so trug ich fortan keine Beulen mehr an der Stirn von den Zellentüren. An den von den Zellenhauskalfaktoren mir bezeichneten Zellentüren ging ich nicht weiter, ehe sie Udo mir nicht geöffnet hatte, sodass diese Unzuträglichkeit ebenfalls beseitigt war. Auch machte ich nach eigenem Ermessen Stichproben, ließ die eine oder andere Zelle öffnen, um die Stellung des Arztes im Zellenhaus zu stärken, was bald gelang, weil die Gefangenen diesen Modus vorzogen und vor allem wohl, weil Udo durch seine Patzigkeit und Rechthaberei das Zellenhauspersonal gegen sich hatte, was das Gewicht des Arztes erhöhte.

Als Udo merkte, dass er bei diesem Verfahren schneller mit den Visiten fertig wurde, eher heimgehen konnte, gab es überhaupt keine Schwierigkeiten mehr, die Arbeit rationell zu erledigen. Allerdings versuchte er noch immer, die Leute vom Arzt abzu-drängen, meine Diagnosen und Anordnungen zu kritisieren und zu umgehen, aber die Gefangenen hatten schnell begriffen, dass ich immer sehr ruhig blieb gegenüber dem Hauptwachtmeister, aber für jeden Kranken die nötige Zeit hatte und auf meinem Willen mit Erfolg bestand in aller Ruhe. Unverschämte, welche den Hauptwachtmeister beschimpften, auch nur im Ton sich vergriffen, wies ich energisch ab, verlangte vor allem ein diszipliniertes Betragen, wollten sie von mir etwas haben. Baten sie aber in guter Manier um etwas, so hatten sie mich, und wenn Udo aufgeregt und zornig zu werden begann, so brach ich die Visite ab und verlangte, dass man mir die Kranken in das Revier bringe, um sie richtig untersuchen zu können. Da dieser Wunsch des Arztes respektiert werden musste, ließen diese Maläsen auch bald nach, ohne dass ich eine Kollision mit dem nervösen Mann bekommen hätte.

Wenn ihn die Gefangenen zu sehr bedrängten, wies ich sie darauf hin, dass der Hauptwachtmeister auch nach den Dienstzeiten leben müsse, im Übrigen geplagt ge-

nug sei bei seinem Geschäft. Über diese simplen Höflichkeitslehren und Begütigungen regelte sich nach einiger Zeit alles ganz gut.

Was man im Zellenhaus an Not und Jammer zu sehen bekam, rechtfertigte jeden Einsatz der eigenen Person, um ein wenig zu helfen – aber im Argen war für einen Gefangenen nichts zu erreichen als eine Verschlimmerung. Man musste es auf die sanfte Tour durchsetzen oder aber resignieren. Nur das grobe, ganz ungerechte Beschimpfen der politisch Unbeliebten konnte mein Chef sich sehr schwer abgewöhnen. Als er mich wieder einmal vor den Gefangenen äußerst grob beschimpft hatte wegen meines korrekten Verhaltens diesen Männern gegenüber, bat ich ihn um eine Unterredung anschließend im VP-Zimmer des Reviers. Schon begann er, mich erneut und noch heftiger zu kritisieren – in wenig gewählten Worten und ohne Sinn und Verstand. Wie gewohnt ließ ich in guter Haltung seine Reden über mich ergehen, bis ihm die Munition ausging, fragte anschließend, ob ich nun auch reden dürfe. Er erlaubte es und bekam in höflicher aber fester Art zu hören, was mich bedrängte.

Was er von diesen Gefangenen, von den Gefangenen überhaupt denke, das gehe mich nichts an und sei mir gleichgültig. Aber ich würde es nicht dulden, in meinem Dienst als Arzt in irgendeiner Weise behindert zu werden. Das verstoße gegen die Dienstvorschrift, welche ihn klar verpflichte, die Arbeit des Arztes im gesetzlichen Rahmen zu erleichtern und auch zu unterstützen. Es würde mir Leid tun, wolle er mich zwingen, diese Behinderungen durch die höheren Stellen abstellen zu lassen, die bis jetzt von mir keine Andeutung davon erhalten hätten. Ich legte großen Wert darauf, mit ihm gut zusammenzuarbeiten, und er wisse selbst, dass ich ihm als meinem Vorgesetzten immer mit dem gebührenden Respekt begegne. So sähe ich die Sache und in der Sache dürfe und würde ich mich niemals ändern.

Darauf reagierte er über Erwarten ruhig: »Das haben Sie aber scheene gesagt. Aber verwöhnen Sie mir die Kerle nich, die verstehn sowas gar nich!« Das war schon sehr viel von seiner Seite. Er hatte begriffen, dass ich seinen Herrschaftsbereich nicht antasten, aber als Arzt von ihm nicht beiseite geschoben werden wollte.

Diese Unterredung hinterließ offensichtlich bei dem Hawamster keinen Stachel, und er war danach ruhiger und umgänglicher. Vielen der Gefangenen konnte auch er nicht helfen, weil man die nicht Haftfähigen nicht entließ und für sie im Revier, wo sie hingehörten, unmöglich Betten beanspruchen, sie nicht einmal zur Nichtarbeiterbelegschaft verlegen konnte, wo sie es immerhin besser gehabt hätten als in den engen Zellen, aber die war überfüllt. Ein großes und gut geleitetes Haftsiechen-, Alters- und Behindertenheim wäre nötig gewesen angesichts dieser unhaltbaren sanitären und hygienischen Verhältnisse für die vielen Hochbedürftigen. Aber daran war nicht zu denken, und so konnte für diese Menschen kaum etwas getan werden in Zwickau – und in den anderen großen Vollzugsanstalten war es gewiss nicht anders.

Einzelnen Kranken konnte ich durchgreifend helfen, wie zum Beispiel einem Mann, der unter entzündeten Hämorrhoiden unsäglich zu leiden hatte und dessen baldige operative Behandlung ich durchsetzen konnte. Ebenso bekam ein Mann mit einem allerschwersten Bauchnarbenbruch nach Bauchschuss als Soldat und mehreren

nachfolgenden Operationen wegen Darmverschluss nun schnell ein gut gearbeitetes Stützkorsett, auf das er circa fünf Monate vergeblich hatte warten müssen. Auch einige Leute mit Leistenbrüchen konnten beschleunigt zur Operation kommen. Viel war es allerdings nicht, was sich machen ließ im Zellenhaus.

Gar nichts war auszurichten gegen die Zustände der Psycholabilen und Neuropathen, die mit ihren primären Haftreaktionen nicht fertig wurden, weil sie weder die Einsicht noch die Willenskraft dafür besaßen. Darunter war auch ein Dr. juris und zuvor hochangesehener Rechtsanwalt, der zu fünf Jahren Haft gekommen war und der, trotz seiner Bildung und seines guten Verstandes, vollkommen seelisch entgleiste. Viele schlichte Männer dagegen hielten sich in der Haft bewundernswert, sahen immer propper aus in ihrer Kluft, gewannen Distanz und Respekt, sodass sie sich nicht selber den Weg verbauten zu irgendeiner erlösenden Arbeit, hielt man sie endlich einer solchen für »würdig«.⁵⁹

Am stärksten griff es mich an, den vielen jungen, noch gesunden Menschen im Zellenhaus nicht bald zu einer Arbeit verhelfen zu können – bevor sie so herunterkamen in den Zellen, dass sie dazu nicht mehr tauglich waren. Mit vorsichtiger Fürsprache für sie bei der Zellenhausleitung oder über Meister Redlich konnte ich diesen, jenen arbeitsfähig schreiben. War er einmal tätig im Haus und bewährte sich, so konnte er bei einigem Glück wohl gar in das Bergarbeiterlager gehen. Aber der Arzt tat gut daran, in solchen Vermittlungsangelegenheiten zurückhaltend zu bleiben, um nicht den Widerstand der 150-Prozentigen zu provozieren, die Lage der Männer gar zu verschlechtern. Sogar Udo bekam zuweilen ein Mitempfinden mit diesen zur Untätigkeit Verdammten: »Sehn' Se – so is das mit die Kerle! Da sitzen se, sagen kein Wort und Unsereinen würden se am liebsten abwürgen, könnten se das. Freilich, freilich – die jungen Kerle! Tun sich schwer! Aber gar so schlimm is das nich: die gewöhnen sich auch noch – bloß, dass es noch was dauert!« Dabei hatte er sogar Recht mit seiner These. Mit der Zeit verloren viele dieser Menschen ihr Selbstwertgefühl, dümmerten nach dem Erlöschen ihrer Kräfte vor sich hin, grau und wortlos, mehr Schemen als lebendige Menschen.

War es soweit, dann tröstete mich Udo: »Na! – hab' ich es nicht gesagt! Nu haben die sich auch gewöhnt – schön haben die sich gewöhnt! Und da sind se ganz stille und merken selber nich mehr viel!« und schloss die Zellentür wieder ab. Seine Art der Reaktion. Für mich blieb es eine stete Pein, diese stille Liquidation als Ergebnis des Strafvollzuges anzusehen. Aber ändern konnte ich daran nichts. Fast konnte man Udo seinen Fatalismus nicht verdenken. Aber was für ein inhumanes System und was für eine Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis dieser »Umerziehung« im Gefängnis!

⁵⁹ Mitte der fünfziger Jahre war die Zahl der Gefangenen noch höher als die der für sie verfügbaren Arbeitsplätze. Arbeit wurde deshalb von den Inhaftierten als großer Vorteil empfunden, auch im Hinblick auf die Möglichkeit, sich dann zusätzliche Nahrungsmittel kaufen zu können. Später herrschte in den DDR-Haftanstalten Arbeitspflicht für alle Gefangenen.

Ob das heute⁶⁰ dort anders geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Zu erwarten ist das kaum – es hätte einer grundlegenden Umkehr aller Knastverhältnisse dazu bedurft – und zuvor einer geistigen Revolution aller dafür Verantwortlichen. Doch dafür gibt es keine Anzeichen, und so wird wohl alles beim Alten geblieben sein in diesen Anstalten.

9. Kapitel

Je schlechter im Zellenhaus einer gesundheitlich dran war, umso weniger Aussicht hatte er auf Hilfe. Das galt zumal für die Alten und Vergreisten. Weil sie beim Rundgang nicht mithalten konnten, ließ man sie in den Zellen, wo sie immer mehr verkümmerten, sich vernachlässigten. Sie starrten vor Schmutz und bekamen Hautausschläge. Aber das Bad im Zellenbau war als Werkstatt kassiert. Das Personal in dem recht guten Bad im Altbau verweigerte ihre Annahme mit der Begründung, sie würden die Wannen verseuchen, die Gesunden anstecken mit ihren Hautleiden. Nur über die Anstaltsleitung war eine Wanne für diese Lazarusse zur Verfügung zu stellen. Aber es fehlte das Personal, um Einzelpersonen dahin zu begleiten und wieder zurück. Ein Skandal ersten Ranges waren die vielen Fußkranken. Die verdammten Klotzschen hätte man einmal dem Personal anziehen mögen: In kurzer Zeit hätten wir alle ausreißen und keiner hätte uns nachlaufen können vor Fußweh und Ärgerem. Innerhalb der Zellen und Gebäude bekamen die Gefangenen nur alte, ausgetretene Filzlatschen, und das bei fast ausschließlicher Steharbeit. Nichts ruiniert den Fuß schneller und gründlicher als Schlappen. Das weiß jeder, und im Knast brauchte man nur die Männer beim Rundgang schlurfen, stolpern und holpern zu sehen und zu hören, um über ihre Senkpreizfüße unterrichtet zu sein.

Nur die Bergarbeiter im Lager trugen tadellose hohe Schnürstiefel mit Ledersohlen. Sonst wären sie schnell verunglückt oder teure Versorgungskrüppel geworden. Böse Absicht will ich für diese Verhältnisse gar nicht verantwortlich machen. Aber es ist ja noch gravierender, der Leitung staatlicher Institutionen wie den Haftanstalten ein solches Maß an Schlendrian und strafwürdiger Nachlässigkeit ärztlich attestieren zu müssen. Die Männer hätten liebend gern ihr eigenes Schuhwerk im Knast abgetragen, um gesunde Füße zu behalten. Aber das zu untersagen war ein geheiligtes Prinzip und eben darum so dumm. Auch ich bekam meine eigenen Schuhe nicht und ruinierte mir die bis dahin gesunden Füße in der Steharbeit vollkommen und irreparabel. Bänder und Muskeln erschlafften, weil ich in Zwickau nur sehr selten im Garten laufen durfte.

⁶⁰ Zur Erinnerung: Joachim Granzow verfasste diesen Bericht Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre.

Die Fehl- und Mangelernährung der U-Haft hatte die Knochen so degenerieren lassen, dass ich einen Bruch eines Mittelfußknochens erlitt, der weder erkannt noch behandelt wurde.

So erging es sehr vielen. Schwere und unheilbare Fußschäden waren eine Art von Berufskrankheit für Gefangene mit etwas längerer Haftzeit. So wird man hernach im Sinne des Wortes auf Schritt und Tritt an die schöne Zeit im Knast erinnert. Zu dem Altbau in Zwickau gehörte ein ziemlich großer und geschützt liegender Garten, wo man bei richtiger Einteilung die Gefangenen genug hätte laufen lassen können. Aber es fehlte an Bewachungspersonal, das man in den geldbringenden Werkstätten für nötiger hielt. Obendrein hatte man just die richtige Lauf- und Gehbahn grob mit Steinen gepflastert. Sah man die Männer darauf schlorren und stolpern, konnte einen die Wut ankommen. Aber so kamen die Lkw-Ladungen der Vertragsfirmen mit den Werkstücken für die rentablen Knastarbeiter besser zu den Hauswerkstätten und mit dem bearbeiteten Material wieder fort. Aber es handelte sich ja nur um Gefangene – und zudem blieb das alles der Welt durch hohe Mauern sicher verborgen.

Und so war es in vielem, was man leicht hätte abstellen können. Es wäre neben der Fahrstraße noch Platz gewesen für eine weiche, zweckmäßige Gehbahn. Aber dort hatte man Rasenflächen und Blumenbeete angelegt, die gewiss erfreulich anzusehen waren, auch gut gepflegt wurden durch den Gartenkalfaktor, der im Frühjahr mit dem Spaten wacker das Erdreich umwarf. Kam man näher, sah man, dass ihm der rechte Vorderarm fehlte. Er leistete diese deftige Arbeit mithilfe einer sehr gut gearbeiteten Sauerbruch-Prothese, sodass man immer an diesen erfindungsreichen Chirurgen erinnert wurde, sah man den Kriegsverletzten bei seinem gesunden Job. Hinter ihm sprangen die Amseln nach den zum Vorschein gekommenen Würmern, auf die seinerseits der große, gelbrote Zellenhauskater lauerte. Aber sie waren zu wachsam, und verärgert schlich er durch das stählerne Torgitter in den Zellenbau, wo er einen guten Posten als beamteter Mäusejäger innehatte, denn im Herbst und Winter wanderten die Mäuse in Mengen an diesen geschützten Ort. Viele Gefangene waren so hysterisch geworden, dass sie vor einer Maus in der Zelle kreischend, wie früher die verzärtelten Damen, auf die höchsten Pritschen flohen.

Zwischen dem Kater und Udo bestand eine innige Feindschaft auf Gegenseitigkeit. Daher versteckte sich das Tier, sobald der Hawamster im Zellenhaus zu hören war, am Treppenaufgang, hechtete wie ein Mini-Tiger mit den gespreizten Vorderpfoten nach Udos prallen Waden, sodass dieser fluchend die Treppe hinauf floh: »Das verfluchte Tier! Ich kann nicht verstehen, dass die Leitung sowas erlaubt. Das Biest hat doch Bazillen – es wird uns noch mal die Gefangenen anstecken!« Lag der Kater, unter einer Decke verborgen, in einer Zelle, so kam er beim Eintritt seines Feindes mit dem Kopf hervor, funkelte mit grünen Augen und ließ ein böses Knurren hören. Aber er war tabu, im Besitz einer absoluten knastdiplomatischen Immunität. Der Anstaltsleiter persönlich hatte seine Einstellung und Pflege verfügt.

Die Gefangenen liebten und verhätschelten das selbstbewusste, schöne Tier wohl als ein Stück Freiheit in ihrem düsteren Bereich. Udo aber hasste es wegen dieser sei-

ner Freiheit, und es kränkte ihn bitter, dass hier im Bereich seiner Diktatur ein Wesen es dreist wagen durfte, den Kopf gegen ihn zu erheben. Hinter mir lief der Kater her, umschmeichelte mit freundlichem Schnurren meine Beine. Unzweifelhaft ein grober Affront gegenüber meinem Gebieter. Aber er sah mit Verachtung darüber hinweg, weil er dem Tier bei dessen hoher Protektion nichts anhaben konnte.

Nachts, wenn der Hawamster in guter Entfernung den Schlaf des Gerechten schlief, wurde ich des Öfteren zu Erkrankten in das Zellenhaus geholt. Diese Gänge waren mir lieb, weil das Zellenhauspersonal zu mir sehr höflich war, alle Anordnungen sofort und bereitwillig erfüllte, und weil es sich nachts meist um medizinisch schwerwiegende Fälle handelte, in denen ich helfen konnte.

Einmal war ein recht elender Mann akut an einer schweren Lungenentzündung erkrankt. Als man die Tür zur Zelle öffnete, schoss gleichsam ein substantieller Pfropf von Gestank dort heraus, sodass man zurückfuhr. Im Krankenhaus war kein Bett verfügbar, aber wir bekamen den Kranken auch im Revier gut durch. Ein Mann mit Bauchweh entpuppte sich als eine hochbedenkliche, perforationsgefährdete Appendizitis.⁶¹ Das Krankenhaus nahm ihn auf, und bei sofortiger Operation fand man auch einen vereiterten und kurz vor dem Aufbruch stehenden Wurmfortsatz. Der Mann heilte glatt, und der Operateur bedankte sich schriftlich für die rechtzeitige Einweisung, was mich freute. Am Tage hätte Udos Widerspenstigkeit gewiss den rechten Augenblick verpassen lassen.

Mit diabetischem Koma, Herzversagen, hochbedrohlichen Asthmaanfällen bei geschwächten Leuten, Gallen- und Nierensteinkoliken etc. wurde ich konfrontiert, und bei rechtzeitiger Hilfeleistung ließen sich Todesfälle vermeiden. Ein Beweis mehr, diese Nachtfälle, dass der Hawamster die Ursache meiner Schwierigkeiten im Zellenbau war. Er verursachte die Probleme, die er eigentlich durch Hinzuziehung des Arztes zur rechten Zeit hätte beheben müssen.

So war es dann eine Erleichterung, dass damals Meister Redlich für längere Zeit zu einem Fortbildungslehrgang abkommandiert war und ein noch junger VP-Kommissar im Offiziersrang zu seiner Vertretung in das Revier kam. Dieser tüchtige, sanitär sehr gut geschulte und aktive Herr hatte keinerlei Hemmungen, sich Udo gegenüber durchzusetzen, dessen unmittelbarer Vorgesetzter er war, was er ihn sofort merken ließ. Die Zellenhausvisiten leitete der Offizier selbst, sodass Udo aus Prestige Gründen auf die Teilnahme verzichtete. So wurden sie aus einer Plage zu einer ganz unbeschwerten ärztlichen Verrichtung, zumal die Gefangenen den Umschlag begrüßten, sich tadellos verhielten und offen alles vorbringen durften. Das war eine schöne Zeit, und die strapazierten Nerven durften sich erholen. So sah man doch einmal, dass sich die ärztliche Betreuung als Gefangener an Gefangenen auch ganz anders und viel erfolgreicher wahrnehmen ließ.

Als diese »Ferien« zu Ende gingen, war sogar der Hawamster ruhiger geworden und höflicher zu mir. Vielleicht gefiel es ihm doch besser, mit dem Arzt zu arbeiten,

⁶¹ Blinddarmentzündung, die aufzubrechen droht.

als unter dem Kommando eines Offiziers eine mindere Rolle zu spielen. Er wurde sogar so umgänglich, dass er mir im Zellenhaus sein Allerheiligstes mit großem Stolz vorführte – seine »Pflegezellen« im vorletzten Stockwerk, wo er an von ihm Auserwählten seine geheime und geliebte Schwarz- und Privatpraxis mit hoher Passion betrieb.

Das war an einem herrlichen Tage im Frühling. Man hatte mich nach dem Essen hinaus in den Schlossgarten gelassen, wo man unter den alten, frisch begrünten Ulmen und Platanen in der warmen Sonne sitzen, ein wenig gehen konnte, bis die Zellenhausvisite begann. Sie verlief heute ganz friedlich, daher rasch, und gegen ihr Ende redete mich Udo in einer Spendierlaune an, wie sie ihm sicher nur alle paar Jahre einmal ankam: »Und nun sollen Sie mal meine Pflegezellen zu sehen kriegen!« Ich zeigte mich nach Gebühr beeindruckt, und wir stiegen die Treppen noch einmal hoch, kamen an eine sonst übergangene Zellentür. Udo öffnete, für sein Temperament behutsam, ließ den Doktor vorangehen. Dieser Trakt lag nach Südwesten, und die Nachmittagssonne schien freundlich in den Raum von etwa vierfacher Zellengröße. Udo, ganz Arzt und Kollege, hatte die piepsige Meldung des hageren, alten Stubenältesten milde abgewinkt, wartete gespannt auf die Reaktion des so Geehrten und lächelte sogar. Da die Sonne alles, auch die im Gegenlicht fast verschwindenden Fenstersprossen, vergoldete, sah es hier fast gemütlich aus. Allein die unerwartete Weite des Raumes frappte, die Dielen waren sauber und der Verputz an Decke und Wänden frischer als in den übrigen Zellen. Zwar standen auch hier drei oder vier Bettenblocks zweistöckig übereinander, aber sie nahmen nicht wie üblich in den kleinen Zellen das Licht noch mehr weg, standen teils in den Raum hinein, sodass er unterteilt, nicht so schematisch wirkte.

Die Belegdichte war kaum lockerer als sonst, aber die circa zwölf Bewohner dieser Pflegezelle hatten etwas mehr Bewegungsfreiheit, waren auch ganz zutraulich und nicht so verschlossen wie die Insassen der Normalzellen. Hier also konzentrierte Udo ein Häuflein Leute, die sogar nach seinen abgehärteten Maßstäben nicht in die gewöhnlichen Zellen gehörten. Die Institution war etwa die verkleinerte Nichtarbeiterbelegschaft des Altbaues. Sah man näher hin, so fand man auch hier alle Knastelemente versammelt, wobei das Übereinanderstellen der engen Betten für diese Maroden und schwer Beweglichen der ärgste Fehler war. Man musste die Elendesten unten, die nicht ganz so Behinderten oben liegen lassen, jene von diesen unterstützen. Und doch war es bedrückend anzusehen, wie schwierig die einfachsten Dinge blieben, zumal auch versteifte Arthritiker in oberen Pritschen einquartiert waren. Die Verpflegung war natürlich auch hier die allgemeine, nur Weißbrot erhielten viele dieser Privilegierten, was objektiv keine Nahrungsverbesserung war, mehr ein Trostpflästerchen. Einen bequemen Stuhl gab es auch hier nicht, weder kaltes noch warmes Wasser, im Winter nicht mehr Heizung als allgemein, das heißt zu wenig, sodass die Bezeichnung der Lokalität als »Pflege«-Zelle, mehr eine euphemistische Übertreibung als der Ausdruck einer konkreten Besserstellung dieser Menschen war.

Eines allerdings war hier vollkommen anders als sonst überall: Udo war wie ausgewechselt. Offensichtlich galt ihm diese seine ureigenste Institution so viel wie das Zimmer erster Klasse in einer feudalen Privatklinik. »Hier bin ich Mensch – hier darf ich's sein!« So etwa wirkte seine Pflegezelle auf ihn, und so hatte wenigstens einer den vollen Genuss daran. Er mäßigte sein Organ, war voller Geduld und Nachsicht, lächelte, sprach gut zu, und das ist sehr viel in einem solchen Knast! Dafür lobte ich ihn nachträglich, was ihm wohl tat und beruhigte, auch zugänglicher machte. Vielleicht hatte er nicht absolut Unrecht, wenn er nach besonders argen, heftigen Kollisionen mit den Zellenhauskranken mir auf dem Heimweg zum Revier mit bewegter Stimme versicherte: »Glooben Sie mir, ich bin gar kein so schlechter Kerle, wie die Leute immer sagen! Glooben Sie mir das!«

Ich verstand sehr wohl, dass der Beruf eines Gefängnischließers auf die Länge auch den besten Mann ruinieren kann. Aber es gab genug Beispiele, dass man trotzdem dabei nicht zu verhärten brauchte. Das konnte man Udo in solchen Momenten der weicheren Empfindung nicht vorhalten. Ich beruhigte ihn: »Das Gute wird überall leicht verkannt – umso mehr muss man es bewahren und auch tätig beweisen!« Udo schritt erheblich nachdenklicher voran zum Revier, wo er sich freundlich vom Team verabschiedete vor der Nacht.

An den Lahmen, den Blinden, den völlig Vergreisten, den Hilflosen war in der Pflegezelle nichts zu verderben, und mag sein, sie fühlten sich dort etwas erleichtert bei der mildereren Behandlung. An die frische Luft konnten sie ohnehin nicht mehr, halfen einander, so gut es gehen wollte. Das war auch nötig, denn auch hier gab es kein WC, und um es ansprechender zu gestalten, hatte man in die Pflegezelle nicht allein den üblichen, klobigen Unratkübel gestellt, sondern als Ergänzung für die Liquiditäten auf einem Podest an einer Wand zwei große Steingutgefäße in Form der alten griechischen Vasen mit gerundetem Bauch und verengtem Halse. Sehr gut gemeint! Aber diese Unbeholfenen hatten große Schwierigkeiten, es dahinein zu treffen, bedrängte sie ihre prostatistisch behinderte Harnblase. Trotz Unterstützung ging ein Teil daneben, und zuweilen verwechselte einer die Vase mit dem Kübel, sodass sie mit Kot beschmiert waren oder mit dem Fuß in einer suspekten Lache standen. Man hätte besser einen bequemen Nachtstuhl da hineingestellt. Aber an dergleichen »Verschwendung« war im Zellenhaus nicht zu denken.

Für mich blieb an der Pflegezelle beängstigend, dass Udo in ihr gern Fälle verbarg, die sofort vor den Arzt gehört hätten. Zum Beispiel hielt er Leute mit Magenbeschwerden grundsätzlich für Simulanten, verlegte sie in die Pflegezelle, wo sie als Universalmittel Weißbrot bekamen. Aber viele dieser Kranken hatten in Wahrheit schwere Magengeschwüre. So kam es, dass er einen jungen Mann unter seiner Obhut nahezu verbluten ließ aus einem aufgebrochenen Geschwür. Er war fast am Ende, als er mich dazu holte. Ich ließ den Mann mit höchster Beschleunigung in das Haftkrankenhaus in Meusdorf transportieren, wo man durch die Operation in letzter Minute das fliehende Leben mit knapper Not retten konnte, aber einen sehr schweren Verlauf mit vielen Bluttransfusionen etc. hatte, bevor er außer Gefahr war. Diesen Patienten traf

ich hernach als Rekonvaleszenten in Meusdorf wieder. Er begrüßte mich lebhaft vor der VP und den umstehenden Gefangenen: »Doktor, Sie haben mir das Leben gerettet, weil Sie gleich wussten, dass ich sofort hier her musste. Aber ›Herzlieb‹, der hätte mich in der Pflegezelle verbluten lassen.« Mit diesem Zunamen hatte ich einmal den Hauptwachtmeister bezeichnet, um nicht mit einer Grobheit herauszuplatzen, als er mich wieder einmal maßlos geplagt und gereizt hatte. Dieser Beiname blieb ihm erhalten, und wo man hinkam im Knast, hörte man von ihm meist als von »Herzlieb« reden, was die VP noch sehr milde fand.

Allerdings konnte ich in Zwickau nicht zu allem schweigen, was Udo gerade zu verordnen einfiel. Die Kranken sollten nicht den Eindruck gewinnen, der Arzt ließe sie im Stich, nur um selber Ruhe zu haben. Ich widersprach ihm nicht direkt vor den Kranken aus disziplinierten Erwägungen, aber wenn die Kranken mich um meinen Behandlungsvorschlag direkt befragten, so war ich ihnen die Wahrheit schuldig, gab sie ihnen in einer Form, die den Hauptwachtmeister nach Möglichkeit schonte. Wurden dann die Kranken grob und auch unverschämt zu ihm, so ging ich fort, überließ das Feld Udo, der unklug genug war, sich mit den Erregten in heftige, für ihn nicht sehr ruhmreiche Diskussionen einzulassen. Er geriet in die Defensive, sodass ich eingriff und Ruhe schaffte durch eine vollkommen sachliche, abschließende Verordnung für den Fall. Das hätte ich anfangs nicht getan aus der gebotenen Zurückhaltung der VP gegenüber, aber das war ein Fehler gewesen.

Udo reagierte auf solche öffentlichen Dispute, so wie ich sie später abschloss, überraschend günstig. Das habe er ja auch gleich gesagt, pflichtete er bei, nun sei also alles in Ordnung. So verschob sich bei den Zellenhausvisiten unbemerkt das Schwergewicht vom Hauptwachtmeister auf den Arzt. Die Gefangenen machten gut mit, und so verlief alles ruhiger und besser. Udo mochte wohl aus seinen Fehlern gelernt haben, dass es besser war für ihn, die Verantwortung beizeiten an den Arzt abzugeben. Mehr war ja nicht nötig, um jeden medizinisch zu seinem Recht kommen zu lassen.

Das Verhältnis zwischen Arzt und Hauptwachtmeister normalisierte sich etwas, und Udo zeigte mir sogar die hauseigenen Arbeitsstätten des Zellenbaus. War es nicht viel, so doch besser als nichts, was die Leute zum Teil dort zu tun bekamen. Alles in allem mögen so etwa 50 Häftlinge bei guter Führung an eine Arbeit gekommen sein. Die Papierarbeiter schnitten allerlei Bogen zu, klebten sie zum Beispiel sauber mit Werkfotos von Automobilen aus DDR-Produktion als Unterlagen für den Handel oder für die volkseigenen Betriebe zum Versand an Interessenten. In dieser Werkstatt war es hell, sauber und still bis auf das Klappern der Papierscheren und das Geräusch der Stanzen für die Formblätter usw.

In anderen, fensterlosen Räumen wurden von einigen dort Arbeitenden Löcher in Kunstleder oder Lederstücke gestanzt, metallene Ringe und Ösen dahinein gepresst, von Hand mit speziellen Zangen Ähnliches ausgeführt. Diese Lederarbeiter zeigten mir die dicken Schwielen an den Händen als Folgen dieser einseitigen Handgriffe, die ihnen aber doch eine Erleichterung waren gegenüber der Untätigkeit in der Zelle. Der günstige Einfluss der Arbeit war unverkennbar, und aus dieser Einsicht mochte man

diese bescheidenen Arbeitsräume auch im Zellenhaus eingerichtet haben, um die Leute beruhigen und dirigieren zu können – zum Beispiel durch die Androhung eines Arbeitsentzuges bei Fehlverhalten schwieriger Gefangener.

Es gab sogar eine Werkstatt, in der aus einfachen Zutaten und Grundstoffen recht nette, kunstgewerbliche Schmuckstücke gearbeitet wurden von dazu Talentierten: Ringe, Vorstecknadeln, einfache Broschen, zierliche Kettchen. All diese Zellenhausarbeiter – ganz überwiegend Männer mit längeren Haftstrafen – waren gesünder, ausgeglichener und verträglicher als die Nichtarbeiter, und es war verwunderlich, dass man aus dieser sich aufdrängenden Einsicht keine weitergehenden Folgerungen zog für eine systematische Heranziehung der Zellenhausinsassen zu nützlicher Arbeit.

Die letzte Werkstatt, die ich im Zellenhaus öfter zu visitieren hatte, lag im Kellergeschoss unweit der Arrestzellen. Man hatte das dort befindliche, mit Fliesenboden, Wannen, warmem und kaltem Wasser gut versorgte Bad kassiert und dort eine Flaschenwäscherei eingerichtet. Von außerhalb wurden regelmäßig erhebliche Mengen gebrauchter Flaschen aller Formen und Formate, allerlei Dosen und Gläser gebracht, von denen man sich nach ihrer Säuberung noch einen Nutzwert versprach und dementsprechend die Anstalt für die Säuberungsarbeit bezahlte. In der DDR war man sehr sparsam und haushälterisch, warf nichts weg, was noch irgend brauchbar war oder brauchbar gemacht werden konnte, um dem damals noch erheblichen Defizit an Rohstoffen abzuhelfen und Material zu sparen für die vordringlichsten Produktionszweige und Erzeugnisse.

Das war so nötig wie löblich, und dafür opferte man auch die hauseigene Badegelegenheit der Zellenhausgefangenen. Da in den gebrauchten Flaschen und Gefäßen auch allerlei Salben, ätherische Öle, Parfüms, Medikamente und Elixiere zuvor gewesen waren, roch man diese Flaschenwäscherei schon am Treppeneinstieg in diese warme und dampfende Unterwelt des sonst nur grob nach Knast riechenden und im Winter kalten Zellenbaus.

Die Flaschen mussten zuerst in den Badewannen in warmem Wasser mit Reinigungszusätzen und laugenhaltigen Mitteln eingeweicht werden. Je heißer das Wasser in den Wannen, umso besser seine reinigende Wirkung. Mit dem Dampf, der ständig aus den Wannen aufstieg, kamen auch die vorerwähnten, stark riechenden Substanzen in die wie eine Waschküche alten Stils stark mit Wasserdampf angereicherten Arbeitsräume dieser Abteilung, wo ständig drei bis vier Gefangene an der Arbeit waren, die Flaschen und Gefäße wieder vollkommen klar und sauber zu bekommen. Der ständige Aufenthalt in einer mit allen Wohlgerüchen Arabiens angereicherten, mit Wasserdampf gesättigten Atmosphäre in engen Räumen ohne Aussicht schien mir als Arzt weder gesund noch verlockend, und in der Tat litten die Flaschenwäscher oft an Erkrankungen der oberen Luftwege und rheumatischen Beschwerden.

Aber keiner wollte sich ablösen lassen von diesem Job, wo man ungestört in einer Art Unterwelt lebte, reden konnte, was einem einfiel, und es vor allem warm hatte. Hohe Gummistiefel und große Gummischürzen schützten gegen das Spritzwasser. Die Arbeiter lebten dort geheimnisvoll in einer tropischen Höhle und bildeten eine einge-

schworene Gemeinschaft. Es waren auch große Originale, die sich dort gefunden hatten.

Neben dem Bad befand sich die Verteileranlage für die zentrale Zellenhausbeheizung, wo es noch wärmer aber knochentrocken war, und wo nur eine Glühlampe die Heizungseingänge und ihre Ventilsteuerungen beleuchtete, bedient durch einen sehr netten Mann, der diesen Temperaturen gewachsen war. Dort trockneten die Flaschenwäscher sich in Abständen ab, um danach wieder wie die Schemen zu verschwinden. Als ich Zweifel äußerte an der Rentabilität dieses Altwarenbetriebs, rechnete mir der VP-Leiter des Unternehmens einen überraschend hohen Gewinn daraus vor. Die minimalen Selbstkosten, bedingt durch die billigen und willigen Arbeitskräfte und der erstaunlich hohe Durchgang an Altmaterial erklärten dieses Mirakel.

Im Frühling, als die Zellenhausvisiten besser eingelaufen, auch bei der guten Witterung weniger Kranke zu versorgen waren, verdrückte sich Udo gern auf ein Gespräch zu seinen Kollegen, und der Arzt bekam eine Pause. Dann lief ich in den oberen Stockwerken in den Laufgängen an den Wänden rings um den weiten, kreuzförmigen Binnenraum, genoss die Aussicht aus den Giebelfenstern nach den vier Himmelsrichtungen.

Gen Norden überblickte man das alte Schloss mit seinem hohen Turm, davor den Garten bzw. Hof mit den schönen Bäumen und der alten Schlosskapelle. Aus der Kapelle hatte man die zentrale Heizungsanlage gemacht mit großen Kesseln, unter denen man in den Winternächten auf den Gängen zum Zellenhaus die roten Feuer glühen sah. Nach Süden sah man auf einen mit Bäumen und Buschwerk bestandenen Hügel der städtischen Grünanlagen jenseits der hohen Umschließungsmauer des Anstaltsareals. Nach Osten war das alte Stadtzentrum gelegen mit seinen Kirchtürmen. Ganz nahe waren dort noch die mittelalterlichen, engen Gassen mit engbrüstigen Fachwerkhäuslein, alles mit den heimischen Platten aus blauem Schiefer gedeckt und sehr malerisch anzusehen. Westlich vom Schloss breitete sich die Neustadt aus mit hohen Miets- und Bürohäusern an einer sehr belebten Straße. Bei herabsinkender Dunkelheit gingen überall die Lichter an, sodass man die Bürogewaltigen hinter den großen Schreibtischen sitzen sah, die Stenotypistin gegenüber an der Maschine oder mit dem Stenogrammblock. So sah ich die Welt von ferne, die mir verloren war, wurde aber dadurch nicht bedrückt, weil meine ärztliche Arbeit mir sehr zusagte, die man wohl im Knast erschweren, aber niemals auf ein subalternes Niveau herunterdrücken konnte.

Ein wüstes Lärmen und Rufen aus der Tiefe des Zellenhauses lenkte den Blick dahin. Dies hallende Geschrei klang wie »Übel! – Übel! – Übel!« Ein Kommando unverkennbar, das eine Anzahl Gefangener in Begleitung von Kalfaktoren eilig auschwärmen ließ alle Treppen hinauf und auf den Laufgängen zu sämtlichen Zellentüren, welche das Personal rasselnd auf-, dann wieder zuschloss. Wie die Ameisen ihre geheiligten Puppen, brachten je zwei Mann – klein erscheinend aus meiner Höhe unter dem Dach – mühsam große und schwere Lasten durch die engen Zellentüren, zerrten sie über die Laufgänge, trugen sie vorsichtig zwischen einander alle Treppen hinab in den Parterre-Korridor unter der Selbstmörderschaukel, wo sie mit ihren Lasten in einer

weit offenen Tür verschwanden, aus der ein starkes Wasserrauschen und Poltern bis zu meinem Standort drang. Zugleich verbreitete sich im Bau eine ganz ungeheuerliche, penetrante Wolke von Gestank – ein »Knastmief« – in der dritten Potenz sozusagen, der mich vertrieb, um weiter unten einen weniger anrühigen Platz aufzusuchen. Aber viel besser war es nirgends und im Kontrast zur Frühlingsluft draußen eine wahre Breitseite übler Gaswolken.

Ein alter VP-Meister musste lachen über mein Gesicht: »Da ham' Se's mal erlebt. Um die Zeit wird immer zum Kübeln gerufen. Dort unten, da werden die Kübel ausgeschüttet und gespült – und hernach kommt der Chlorkalk frisch rein. Das macht den Gestank kaputt. Aber Recht haben Se, e bissel arg hat's wieder einmal gestunken bei der Wärme!« »Kübeln! – Kübeln!« hatte man also gerufen, und das Ganze war die täglich einmal fällige Säuberung der Behälter für die Exkremate in den Zellen. Dass diese Kübel im Grunde besser waren als die neuzeitlichen Zellen-WC's in Karl-Marx-Stadt, die man so oft nicht pünktlich spülte und nächtens gar nicht, wurde oben schon erwähnt. Aber hier auf einen Schlag den Gestank aus allen für das Kübeln geöffneten Zellen in die Nase zu bekommen, war doch ein recht kräftiger Eindruck und ein Plädoyer für die WC-Methode. Die Gestankswolke hielt sich trotz der offenen Fenster lange in der Halle, sodass die Wächter auf den Etagen auch in ihren vollen »Genuss« gelangten.

Für den an den Bergbau abgegebenen ersten Arztschreiber musste ein Ersatzmann gewählt werden, daraus entstanden erhebliche Schwierigkeiten für das Arzt-Team. Die Politleitung des Hauses war dafür zuständig, und die hielt den Geist im Revier für suspekt, wenn nicht ketzerisch, denn wir hielten gut zusammen, gaben keinen Spitzeln eine Chance. Daher befürchteten meine Mitarbeiter, man werde uns einen solchen in das Nest setzen. In der Tat bekamen wir einen Mann zugewiesen, der aus dem Zellenhaus kam, sich dort nach Überzeugung der Gefangenen verhasst und auch gefürchtet gemacht hatte durch politische Provokationen und Aushorchereien. Viele Gefangene wussten zu berichten, dass er vor seiner Inhaftierung als engagierter Kommunist ohne Gewissen viele Menschen in seiner Eigenschaft als Agit-Prop-Mann denunziert, in das Gefängnis gebracht, sie und ihre Familien unglücklich gemacht habe. So habe er im Knast seine Führung weiter verbessert, werde nun in das Revier geschickt zur weiteren Bewährung auf unsere Kosten. Er war zu circa sieben Jahren Haft verurteilt, meines Erinnerns aus politischen Gründen, war Literat, Journalist, zuletzt Redakteur einer großen Zeitung in der DDR gewesen, also gefährlich genug, um uns sehr unbequem werden zu können. Dies umso mehr, weil er in dem politisch gleichgesinnten 1. Schreiber Karl eine Stütze finden würde und auf Betreiben von Udo zu seinem Job im Revier gekommen war.

Das war ihm nach drei Jahren im Zellenhaus zu vergönnen, und er erholte sich auch gut im Team, wo man ihm anständig begegnete trotz der Vorbehalte. Die Gefangenen im Bau nannten Robert nur »Schiefmaul« wegen seiner entstellenden Halbseitenlähmung der mimischen Gesichtsmuskulatur nach Erkrankung eines Nervs. Ein Symptom seiner Unbeliebtheit, das ihn hätte warnen können, so gescheit und welter-

fahren wie dieser gut gebildete Herr in der Tat war. Mir gegenüber verhielt er sich vorerst reserviert, und wir hatten keinerlei Schwierigkeiten miteinander.

Andere Dinge beschäftigen mich, darunter der Umstand, dass es mir in Zwickau als Mitglied der Reviermannschaft wie den anderen vom Team erlaubt war, für den einmal im Monat erlaubten Heimatbrief an meine Frau einen vollen DIN-A4-Bogen beidseitig dicht zu beschreiben. Das galt auch für die Antwortbriefe und war für meine Frau und mich eine außerordentliche Freude und Erleichterung. Die VP hatte davon die Last, bei der obligaten Zensur mehr und ihr schwer Zugängliches studieren zu müssen. Aber das focht sie nicht an. Einmal brachte mir noch spät am Abend ein sehr netter Hauptwachtmeister den Antwortbrief meiner Frau: »Nehmen Sie es nicht für ungut, dass Sie Ihren Brief so spät kriegen. Aber wissen Sie, Ihre Frau, die schreibt so wunderschöne Briefe. Das muss ich mir immer erst ins Geistige übersetzen. Heute schickt Sie Ihnen gar ein Bild von Ihrer Tochter mit. Das ist so schön, dass wir es heute Abend erst alle im Kasino angesehen haben. Das hat jeden gefreut!« Natürlich könnte man der VP ein so menschliches Interesse nicht verübeln. Zumal im Strafvollzug war eine halbwegs freie Korrespondenz von hohem Wert. Man durfte sie alle vier Wochen wechseln, während ein Sprecher nur alle 3 Monate für jeweils 30 Minuten fällig war. Ich besitze diese Knastbriefe vollzählig, und sie sind keine schlechte Reminiszenz an jene Zeit der Beschränkung und rigorosen Trennung.

Wie jede Vollzugsanstalt, besaß auch Zwickau eine vollständige Sammlung amtlicher Fotos seiner Insassen – eben das vulgär so benannte »Verbrecheralbum«, das aus Gründen der höheren Knastpsychologie beileibe nicht so bezeichnet werden durfte. Trotzdem war die Aversion der Gefangenen gegenüber dieser Dokumentation ihres Gesichtes auf optisch-fotochemischem Wege eine außerordentlich hohe. Allein der Gedanke daran versetzte die affektiv Labilen in Zorn und eine Trotz- und Abwehrhaltung. Um heftige Szenen zu vermeiden, zog man es vor, die Männer ganz überraschend zum Fotografieren zu holen, wovon sie empört und für Tage verbiestert zurückkamen. So war es auch bei mir. Unser Kulturleiter, der lockige Kino-Oberkommissar schoss in seinem primitiven Atelier das fällige Foto en face und en profil mittels Blitzlichtverfahren mit einer sehr guten und teuren Kleinbildkamera des VEB Zeiss-Werke. Auch äußerte er sich befriedigt über den glatten Ablauf der Aktion, womit er nicht die optische Perfektion meinte. Die Herren seien gemeinhin äußerst ungehalten darüber! Dabei tue er doch nur seine Pflicht dabei! Eine Entschuldigung, wie man sie freilich auch vom Henker bekommt.

Aber er war höflich, so war ich es auch, und wir schieden in Frieden voneinander. Ich hatte nicht im Sinn, am Fotografen Wut auszulassen, die ich nicht verspürte anlässlich dieser Banalität. Hätte ich zuvor gewusst, wie gemein die Fotos bei dieser Technik ausfielen, so wäre es mir nicht so leicht gefallen, Gleichmut zu bewahren. Der Zufall brachte mir hernach die starken Vergrößerungen der zwei Filme auf Glanzpapier zu Gesicht. Eine infame Verbrecherphysiognomie sah mich an. Ein optischer Mord gewissermaßen und eine unverschämte Zumutung, sich dem stellen zu müssen. Dabei unglaublich dumm: Nach so einem Zerrbild war niemand zu erkennen, und die

Justiz hatte es selbst bewirkt, dass – wie bekannt – nur selten per Steckbrief ein Entwichener gefunden wurde. Obendrein belehrte die Zeit im Knast mich dahin, dass die Physiognomie untauglich ist als kriminalistisches Kriterium für die Erkennung von Verbrechernaturen. Man geht dabei von falschen Voraussetzungen aus, verwechselt Ursache und Folge. Als Reaktion auf die Haft sehen ganz harmlose Leute in ihrem Zorn und ihrer Verzweiflung im Knast oft sehr gefährlich, eben so aus, wie der kleine Max sich eine Verbrechervisage vorstellt. Aber der gemeine, gerissene und immer auf Tarnung bedachte Verbrecher hält sein Gesicht streng in Kontrolle. Und zumal der gefährliche Gewaltverbrecher. So kann man es erleben, im Knast unerwartet lebensbedrohlich angegriffen zu werden von einem reinen Engelsgesicht oder – noch häufiger – von einem Mann, den man am ehesten für einen schwächlichen Schneidergesellen halten würde oder für einen harmlosen Bürogehilfen.

Beiläufig gab es auch in Zwickau eine umfängliche und zum Teil recht brauchbare Hausbücherei. Das Revier bekam nach freier Wahl jede Woche einen ganzen Packen Bücher zum Umtausch, nur dass man von der Arbeit meist zu ermüdet war, um am Abend noch lange zu lesen. Im Zellenhaus sah ich nie ein Buch bei meinen Visiten, und es mag sein, dass man dort außer der verordneten körperlichen Untätigkeit eine geistige Ruhigstellung für die richtige pädagogische Methode hielt und keine Bücher ausgab.

Trifft die Annahme zu, so musste die vom Gefangenen in seiner Novizenzeit im Zellenbau geförderte »Bewährung« darauf beschränkt sein, einen so rohen wie dummen Zwang über Jahr und Tag mit artiger Haltung und freundlicher Devotion ertragen zu lernen. Eine Mentalität, wie man sie getrost jedem »normalen« Strafvollzug unterstellen darf, der so beschaffen war. Sicher ist auch das beste und wohlwollend geleitete Gefängnis eine arge Sache. Aber wer einen Sinn für Humor besaß, bekam auch dort ergötzliche Angelegenheiten zu sehen.

Unser Heldenentor, der nette Effekten-Oberkalfaktor kam zur Entlassung und nach der Vorschrift zum Arzt zur Abschlussuntersuchung. Er war gesund, verabschiedete sich heiter, ging beschwingt in die lockende Freiheit hinaus. Bereits am zeitigen Nachmittag wurde er mir wieder vorgeführt – zur Aufnahmeuntersuchung im Knast! Er hatte das Pech gehabt, im Portal einen zum Dienst kommenden VP-Mann vor dem Hausbüro zum Abschied artig zu begrüßen. Diesem fiel bei seinem Anblick ein, dass bei den Akten des Mannes ein Papier vergessen worden war, das über ihn noch eine Reststrafe verhängte. Nicht eben viel, aber genug, ihm diese grobe Enttäuschung zu bereiten. Der Büromensch ließ ihn von der Wache festhalten, so kam er wieder vor den Arzt – recht anders gestimmt als zuvor. Als wackerer Mann fügte er sich beherrscht in sein Malheur, ging einige Wochen danach endgültig heim.

Diesen traurigen Akt eines verbohrtens Bürokratismus nahmen die Gefangenen in Zwickau sehr zornig auf, ließen es dem Personal gegenüber an Deutlichkeit nicht fehlen. Aber auch im Knast waltet die ausgleichende Gerechtigkeit. Mit Vergnügen hörte ich bald danach den belustigenden Bericht meines ersten Lehrers in der »Knastologie«, eben desselben, der mir in Karl-Marx-Stadt bald nach Haftantritt den Knast-

Knigge so trefflich beigebracht hatte. Nun kam er vom Bergbau zurück nach einem Arbeitsunfall ohne schwerwiegende Folgen, der ihn aber arbeitsunfähig für diesen Bereich bis auf Weiteres machte. Als er kuriert war, ließ man ihn ziehen, und zum Abschied erzählte er mir unter vier Augen, man habe vergessen, dass er in der Bewährungsfrist einschlägig rückfällig geworden sei, noch eine Reststrafe von circa zwölf Monaten zu verbüßen habe. »Die blöden Kerle«, lachte er, »aber so dumm bin ich nicht, dass ich ihnen ihre Dummheit gar selber melde!« Lachte unmäßig, ging in die Freiheit.

Zum Dank für die während der Grippe geleisteten Hilfen besuchte mich eines Sonntages feierlich eine Abordnung der Belegschaft mit Genehmigung und in Begleitung der VP. Unsere Violinisten spielten dem im Ehrensessel platzierten Arzt und dem dabei stehenden Team das Largo von Händel recht brav vor und noch einige Stücke der Barockmusik. Anschließend trat ein in Zwickau einsitzender, junger und sehr angenehmer Schauspieler vor mich hin und deklamierte sehr schön aus Schillers »Maria Stuart«; III/6 den Auftritt des Mortimer. Bei dem emphatischen Ausbruch: »Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied zerreiße man mit glühender Eisenzange. Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange ...!« fiel er in der höfischen Manier vor mir auf den Dielen auf das Knie, was das Publikum einschließlich der Eskorte sehr bewegte. So musste ich in das Gefängnis gehen, um nach mancherlei kleinen und großen Ehrungen zuvor diese zu empfangen, welche mir in bester Erinnerung blieb! Anschließend gab es Tee und gute Chinalullen für die Abordnung, mit der wir im Revier noch eine gute Unterhaltung hatten.

Auch der Küchenmeister bezeugte seinen Dank an das Revier mit einer uns heimlich gebrachten, großen Schüssel mit Äpfeln, Roter Beete, dazu einer guten Portion gekochter Kartoffeln und herrlichen, frischen Zwiebeln. Zum Abend bereiteten wir uns in einer behelfsmäßigen Pfanne über der Gasflamme für den Sterilisationsapparat eine Riesenportion Bratkartoffeln mit Zwiebeln. Allein der Duft war ein Genuss. Als wir die Teller gefüllt hatten, zum festlichen Mahle niedersetzen wollten, hörte man Udo mit dem üblichen Lärm nahen.

Ein Kobold mochte ihn ausgerechnet heute über den Dienstschluss hinaus festgehalten haben! Schnell versteckte ich die Pfanne unter dem Bett in meinem Kabuff, indessen die anderen alle Teller in den geräumigen Schubfächern des Esstisches verschwinden ließen. Als Udo eintrat, war alles beiseite, und wir begrüßten ihn in aller Harmlosigkeit, hatten noch das Fenster vorher weit aufgerissen. Unser hoher Besuch grüßte leutselig zurück, ergrimmte aber über den ganz verbotenen Duft im Lokal, schnüffelte wie ein Vorstehhund: »Hier hat doch einer gebrutzelt! Das ist doch ganz verboten – wer hat hier gebrutzelt?« Wir stellten uns dumm: Der eklige Geruch komme von der Straße herauf! Udo suchte, fand aber nichts. So schrie er uns an: »Aber eemal erwisch' ich euch doch!« Knallte die Tür zu, rasselte erbost mit Schloss und Riegel. Nach diesem Zwischenfall holten wir Pfanne und Teller wieder hervor, und es hat uns ganz vortrefflich geschmeckt. Possen! – mag man davon denken. Aber für uns

war es Ernst – und hohe Zeit, dass wir nach dem harten Winter zu einem Zuschuss an Frischgemüse kamen bei dem Vitaminmangel, unter dem wir litten.

Im schon fortgeschrittenen Frühjahr holten mich überraschend der Anstaltsleiter persönlich und der OvD eines Vormittags von der Arbeit weg in den schon leeren Wartesaal, wo ein fremder Oberkommissar der VP in der damals noch blauen, dem großen und schlanken Mann gut sitzenden Uniform wartete. Dieser nahm mich mit in ein großes, recht anständig eingerichtetes Zimmer im Schloss, saß im Sessel hinter dem Schreibtisch nieder, bot mir den Sessel gegenüber höflich an, obendrein eine gute Zigarette und auch Feuer dazu. Ein solches Verhalten einem Gefangenen gegenüber war so ungewöhnlich, dass Vorsicht geboten, meist ein subtiles Verhör auf hoher Ebene zu erwarten war.

Der Offizier musterte mich schweigend, begann mit den obligaten Fragen: Wie es mir gehe, ob ich gut behandelt werde, das dem Arzt zustehende Einzelzimmer habe, ob die VP alle Verordnungen des Arztes strikt befolge, die Kranken zu ihren Rechten kämen etc. Dazu konnte ich mich wahrheitsgemäß befriedigend äußern. Das alles wusste mein Gegenüber natürlich schon, wollte sich nur überzeugen, ob man offen spreche. Plötzlich wechselte er den Gegenstand und fragte unvermittelt, ob ich die Überzeugung habe, zu Recht verurteilt zu sein. Das war nicht der Fall, und ich gab das klar zu erkennen unter Hinweis darauf, dass der Vorgang, für den man mich verhaftet und unter Anklage gestellt hatte, auch nach Ansicht des Gerichtes meine Person nicht angehe,⁶² was ihm sicher bekannt sei. Das wusste er, nickte, blieb aber höflich, trotz meiner Antwort. Bestimmt war er, wie zuvor die Frau Oberstaatsanwältin, beauftragt, den Grad meiner reuigen Zerknirschung zu erkunden.

Aber der Offizier wollte noch mehr wissen und fragte weiter, ob ich der Überzeugung sei, dass der Strafvollzug hier gerecht geregelt und gehandhabt werde. Das war eine Fangfrage. Daher gab ich zur Antwort, wenn man die für den Strafvollzug geltenden Vorschriften für gerecht halte, so gehe es hier rechtens zu, und sie würden eingehalten. Er lachte: »Sie sind sehr vorsichtig, Herr Doktor, und Sie tun wohl recht daran! Sie dürfen aber völlig offen zu mir sprechen unter der Garantie, dass ihnen keinerlei Ärgerlichkeiten oder Nachteile daraus entstehen – das ist ein Versprechen!«

Ich hatte keinen Grund, das Wort eines Offiziers zu bezweifeln. Er fragte weiter, ob ich nur einen Punkt ihm nennen könne, in welchem mir besagte Vorschriften ungerecht erschienen. Einen solchen wusste ich und bemerkte, ich sei von Standesvorurteilen frei, hielte einen guten Arbeiter für besser als zum Beispiel einen schlechten Arzt. Aber ich könne auch nicht etwa einen Kumpel im Bergbau für kategorisch besser erachten als einen qualifizierten Sanitäter oder auch als einen Arzt wie mich hier in Zwickau. Aus dieser Erwägung hielte ich die enorme Bevorzugung der Gefan-

⁶² Mit dem »Vorgang« meinte Joachim Granzow die Operation, bei der aufgrund einer falsch dosierten Spritze eine Frau zu Tode kam. Die Spritze hatte ein Narkosearzt überdosiert, nicht er (vgl. Einleitung). Als die Operation leitender Arzt wurde er für den Fehler mitverantwortlich gemacht.

genen im Bergbau etwa gegenüber meinem Team und auch mir für eine schreiende Ungerechtigkeit im Vollzug. Davon wisse auch der Staat. Allerdings sei ich gleichwohl bestrebt, den tauglichen Gefangenen in den Bergbau zu verhelfen – einmal dieser Arbeit wegen und dann, weil ich mich für verpflichtet halte, als Arzt allen Gefangenen nach Vermögen zu helfen und zu nutzen.

Der Offizier hörte sich das ohne jeden Einwand an, legte seine Zigarette weg, sah mich lange prüfend an: »Ich kann Ihnen jetzt darauf nichts entgegenhalten. Aber warten Sie ab – vielleicht erhalten Sie am Ende für Ihre Arbeit als Arzt auch eine solche Vergünstigung bezüglich der Haftdauer wie die Bergarbeiter!« Stand auf, grüßte höflich zum Abschied, entfernte sich und schloss die Tür zu. Bald holten der Anstaltsleiter und der OvD mich ab, fragten auf dem Korridor: »Alles gut gegangen?« Ich antwortete »Alles gut gegangen!« Sie nickten zufrieden, und ich ging wieder an die Arbeit.

Recht beunruhigt schien Udo, der wohl immer ein wenig Grund zu Befürchtungen haben mochte. Am Abend platzte er heraus mit seiner Neugier: »Na, der wird Sie ja heute schön gelöchert haben! Das war ein ganz Gefährlicher, der kam von ganz oben. Und die wollen immer alles wissen – das, was war und das, was nicht war.« Ich beruhigte ihn mit der Bemerkung, mit dieser Begegnung sei ich ganz zufrieden, was die Wahrheit war. Das gefiel dem Hawamster. Sein Gesicht entspannte sich und er schloss nach seiner Art: »Is ja monologisch!«, was in seiner Diktion bedeutete: »Ist ja doch nur logisch.« In der Tat hatte ich keine Nachteile von meiner geäußerten Kritik.

Hatte die Absicht bestanden, durch die Versetzung von Robert als Arztschreiber in das Revier einen Keil in mein Team zu treiben, so erwies diese Maßnahme sich als ein Bumerang. Mag sein, dass er als Redakteur erfolgreich gewesen war, aber vom geordneten Bürobetrieb hatte er keine Ahnung, war auch nach seinen drei Jahren im Zellenhaus so nervös und fahrig, dass er in seiner einfachen Arbeit versagte, unleserliche Einträge in den Papieren machte und sie so durcheinander brachte, dass es Arbeitsstockungen von erheblicher Dauer und hernach Überstunden gab. Das war nichts für Udo, der seinen Protegé glatt fallen ließ, ihn durch seine Grobheit noch konfuser machte. Die anfangs innige Übereinstimmung mit seinem Polit-Zwilling Karl war nur kurzlebig, weil dieser in dem weit älteren und gebildeteren Mann einen potenziellen Nachfolger sah, daher als erster Schreiber rigoros den Vorgesetzten herauskehrte und Roberts Unzulänglichkeiten lieblos bloßstellte, ihn wie einen Schulbuben behandelte. Als Reaktion darauf wurde Robert scharf, ja zynisch, und bald waren diese weltanschaulichen Dioskuren⁶³ zu intimen Feinden geworden.

So hatten sie keinerlei Aussicht, das Team zu kontrollieren, hatten genug zu tun, um sich überhaupt im Revier zu halten. Ich hatte sofort alle politischen Insinuationen dieses Missionars höflich aber bestimmt abgewiesen. Er versuchte es bei den anderen vom Team, die ihn aber abfahren und beiseite liegen ließen. Er gab ihnen seinen Intellektuellenhochmut zu spüren und war bald völlig isoliert.

⁶³ Söhne des Zeus.

So blieb ich sein einziger Gesprächspartner, wenn er das Verlangen nach menschlichem Kontakt hatte, und auch das verübelten mir meine wackeren Männer so, dass es einer eingehenden Unterredung bedurfte, um die Kompetenzen des Arztes zu klären. Solange er zum Team gehörte, durfte es zu Streitigkeiten nicht kommen, und ein korrektes Verhalten aller gegen alle war zu fordern. Das sah man auch ein, und nach außen hin gab es wegen dieser Spannungen keine Chance, sie gegen den Zusammenhalt im Revier zu nutzen. Ich hatte ohnehin Sorge, Ausbrüche voreingenommener Patienten gegen Robert zu unterdrücken, die ihm seinen guten Job neideten. Ein Rabauke aus dem Zellenhaus lehnte es ab, sich für die Arztuntersuchung in Roberts Gegenwart auszukleiden: »Aber nicht, solange der Lump und Spitzel hier sitzt!«, schrie er den Schreiber an, wies ihm die starke Faust in Gegenwart des Meisters. Da der so Tituliert in Eile den Raum verließ und der Zornige sofort fügsam war, gab es keine Weiterungen. Danach verbot ich Robert nachdrücklich, ohne VP-Geleit in die Krankenräume zu gehen.

Eines Abends, als die VP schon fort war, ging er gleichwohl heimlich dorthin, entrannte mit knapper Not einem gefährlichen Angriff eines Gefangenen, der ihm auf den Leib rückte: »Nun aber ist es zu viel – ich schmeiß dich durchs Fenster!« Auch diesen ersten Besuch hätte der schwache Schreiber kaum überstanden. Nur mein Respekt bei den Kranken brachte einige Vernünftigeren dazu, sich dazwischen zu werfen, sodass der Bedrohte fliehen konnte. Robert bekam das *consilium abeundi*⁶⁴ für den Fall einer Wiederholung seiner lebensgefährlichen Disziplinwidrigkeit, ließ sich auch dergleichen nicht wieder einfallen.

Am Karfreitag platzte er in seiner Hemmungslosigkeit herein, als ich in einem leeren Zimmer ganz versunken die Matthäuspassion im Radio hörte und führte nicht wiederzugebende Schimpf- und Fluchreden gegen jede Religion und zumal die christliche. So verdarb er mir diese Stunde und bekam meinen vollen Zorn zu spüren.

Auch im Knast war ich nicht gesonnen, mir ausgerechnet von diesem Atheisten und eingebildeten Propagandisten eines verlogenen Humanismus nahe treten zu lassen, und man muss es diesen Fanatikern auch deutlich sagen. Er solle nicht wagen, herrschte ich ihn an, noch einmal den Mund aufzumachen, um die Überzeugung anderer Menschen zu kränken. Niederträchtiger habe er sich nicht erweisen können, und ich sei beschämt für ihn selber! Ich verließ den Raum, ging in meine Kemenate, wo ich meinen Gleichmut bald wieder fand, meine Reaktion aber nicht bereute.

Am Tage darauf – nachdem er den ganzen Karfreitag bedrückt und wortlos geblieben war –, bat er mich in aller Form um Entschuldigung. Seine innere Zerrissenheit war so offensichtlich, dass man Sorge um ihn haben konnte. Wenn ich es nicht vergessen könne, so möge ich ihm doch verzeihen! Das war längst geschehen, und ich riet ihm sehr ernsthaft, um seiner selbst willen seine Erregungen zu zügeln, um doch gesund die Haft zu überstehen. Ihn abzuweisen, bekam ich nicht über mich, wie ich nie einem Bedrängten und in Not Befindlichen mich versagt habe. Wir haben hernach

⁶⁴ Letzte Ermahnung vor dem Verweis.

noch manches tiefgehende, auch lohnende Gespräch miteinander gehabt. Robert war kein gleichgültiger Mensch, nur seinem so genannten weltanschaulichen Fanatismus bis über die Grenzen der vernünftigen Kritik hinaus ausgeliefert.

Nach diesen Auseinandersetzungen verhielt er sich klüger, war mir ehrlich zugetan und hoffte, auch durch sein verständigeres Verhalten, relativ früh amnestiert zu werden. Nach meiner Haftentlassung hat er mich noch einmal in sehr freundlicher Weise besucht, mir gedankt für mein Verhalten ihm gegenüber. So kann auch einmal der Zorn einem Menschen nützen, und ich war froh, meine Grundsätze ihm gegenüber nicht verraten zu haben.

Eine nur äußerliche, aber sehr wohltätige Bereicherung meines Lebens war die in Zwickau sehr gut eingerichtete und ausgestattete Bäderabteilung, wo sich das Revier-team jeden Sonntagvormittag in Ruhe ein großartiges Wannenbad leisten durfte. Hier war es mir noch erlaubt, ein großes Stück ausgezeichnete Toilettenseife zu erwerben und zu benutzen. Das war ganz herrlich! Nur wer so lange wie der Berichterstatter den ganzen Dreck eines drittrangigen Knastes an seinem Leibe hat dulden müssen, mag es nachfühlen, wie wohl es tut, diesen alten Adam abzuseifen und in Fluten warmen Wassers in den Orkus zu schwemmen. Danach war man ein neuer Mensch, zumal es beim Badefest auch regelmäßig saubere und gute Wäsche gab. Der alte griechische Philosoph Pindar hat es gewusst: Das Wasser ist das Beste!

Nach zwei allgemeinen und schließlich enttäuschenden Knastpsychosen in Karl-Marx-Stadt anlässlich falscher Gerüchte von einer weitgehenden Amnestie konnte ich in Zwickau auch eine tatsächliche Teilamnestie erleben. Eines Morgens wurde das Revier lange vor dem Wecken mobilisiert, und auch Meister Redlich und Udo waren schon zur Stelle. Ich bekam lediglich die Anweisung, circa 70 Gefangene zum Haftschluss, wie vorgeschrieben, zu untersuchen und den Befehl: »Um 8.00 Uhr müssen die Leute schon als freie Männer auf der Straße stehen!« Bei der Kürze der verfügbaren Zeit ließ sich diese Arbeit nur summarisch erledigen. Warum diese Männer entlassen wurden, erfuhr man nicht. Die VP schwieg sich aus über die Überraschung, und die Heimkehrer sagten auch kein Wort dazu. Zu meiner Verwunderung waren sie alle eher bedrückt als gelockert und heiter. Wir wurden auch so zeitig fertig, dass die Männer nach dem Gang durch die Effektenkammer zum verlangten Zeitpunkt »auf der Straße stehen« konnten. Am Abend erzählten die alles wissenden Kalfaktoren, es habe sich dabei ausschließlich um frühere SPD-Mitglieder gehandelt, welche die Vereinigung ihrer Partei mit der zonalen KP zur SED nicht hätten mitmachen wollen. Daher hätten sie bis nun im Knast gesessen.⁶⁵ Ein Gerücht. Doch hörte ich später gleichlautende Berichte von Eingeweihten, die auch angaben, alle ihnen bekannten Nutznießer dieser Amnestie hätten sich nach ihrer Entlassung in die Bundesrepublik abgesetzt. Daher vielleicht ihre Reserviertheit bei der Schlussuntersuchung, denn es ist nicht

⁶⁵ Das Gerücht traf zu: Ende April 1956 begnadigte der Präsident der DDR diese schon seit vielen Jahren inhaftierten, standhaften Sozialdemokraten.

erheiternd, das hohe Risiko einer solchen Flucht vor sich zu haben, zu schweigen von ihren obligaten Begleiterscheinungen.

10. Kapitel

An einem Vormittag rief man mich in das VP-Zimmer mit der Frage, ob ich wohl Rat wisse in einer sehr ernst zu nehmenden Situation. Diese war dadurch entstanden, dass der oben erwähnte⁶⁶ alte Gefangene mit Hirngefäßverkalkung aus dem Zellenhaus in das Revier verlegt und dort auf dem Klo bewusstlos wurde und vornüber auf den Kopf gefallen war. Die Autopsie ergab als Todesursache einen massiven Bluterguss in das Gehirn und als Nebenbefund einen haarfeinen Bruch der Schädelkapsel im Bereich der Stirn, wo auf der Haut eine Schrunde vorhanden war. Deshalb hatte der SSD den Fall an sich gezogen mit der Feststellung, der Gefangene sei im Revier zu Zwickau körperlich so misshandelt worden, dass er sterben musste. Nach der Auffassung des SSD, der das Sektionsprotokoll selbst analysiert hatte, gab es keinen Zweifel an diesem Sachverhalt, der schwere strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen werde. Es sei nur offen, ob die VP oder Mitgefangene in unserem Krankenrevier den Mann misshandelt haben. Auch im zweiten Fall werde zusätzlich der VP-Verantwortliche dafür bestraft werden, dass er so etwas nicht verhindert habe. Er müsse umgehend schriftlich seine Unschuld unter Beweis stellen oder aber vor Gericht gezogen werden. Das war für Meister Redlich, der zu dem infrage stehenden Zeitpunkt Revierdienst getan hatte, schon deshalb unmöglich, weil er ärztlich ein Laie war. Man gab mir alle Unterlagen, deren Beurteilung von ärztlich-wissenschaftlichem Standpunkt allerdings eine sehr andere sein musste als vom rein kriminalistischen der SSD-Laien, welche zu einer falschen und ganz unhaltbaren Schlussfolgerung gelangt waren.

Nach allen Kriterien war die Hirnblutung auf dem Klo durch einen Arterienriss beim Pressen unter dem Stuhlgang das Erste, der Bewusstseinsverlust das Zweite und das Dritte der Sturz mit dem Vorderkopf auf den Zementfußboden im WC. Aus diesem waren die Fissur im Hirnschädelknochen und die geringen Hautablösungen logisch herzuleiten. Einen Gewalttäter brauchte man dafür nicht zu bemühen, auch wären durch einen solchen die automatischen Verletzungen durchaus andere gewesen. Diesen hieb- und stichfesten Kausalzusammenhang brachte ich in allgemeinverständlicher Fassung zu Papier, und so ging das Gutachten in die Maschine und dann zum SSD. Meister Redlich lief noch einige Tage recht sorgenvoll einher, ließ mich danach holen und eröffnete mir mit entwölkter Stirn, aufgrund dieser Verteidigungsschrift habe man jeden Anwurf fallen lassen, und die Sache sei damit erledigt. Ich war zufrieden, einen so primitiven Irrtum beseitigt und auch darüber, einem so korrekten Mann nach Pflicht und Wunsch genützt zu haben.

⁶⁶ Vgl. S. 102.

Schließlich und endlich erlebte ich in Zwickau sogar noch die Aussöhnung mit Udo – auf dessen spontane Initiative. Das war nicht weniger als ein kleines Wunder, und dass es reichlich spät eintrat, konnte es in seinem Wert nicht verringern. Zuvor kam es noch zu einem schweren Zusammenstoß zwischen dem übellaunigen Hamster und den Zellenhauskranken, wobei sie ihm alles ungeschminkt vorwarfen, was an seinem Verhalten auszusetzen war. Ich war so angeekelt, dass ich nur schweigen konnte zu den nachfolgenden Klagen Udos, er sei doch nicht ein wildes Tier, sondern auch ein Mensch etc. Am Abend darauf nahm er mich mit in das VP-Zimmer, er bot mir, zwar innerlich bewegt, aber in der Form sehr artig, ein Gentlemen's Agreement an.

Er habe es eingesehen, dass ich zwar zu sehr auf die Gefangenen bedacht sei, ihm aber nicht entgegen arbeite. Er wolle mir nicht mehr dreinreden, wenn ich ihn nur vor den Gefangenen nicht mehr »blamieren« werde, wie er das bezeichnete.

Da alle ärztlichen Erörterungen mit den Kranken nur die eine Ursache hatten, dass er die Arbeit des Arztes behinderte, war ich sofort bereit, das Gewesene ruhen zu lassen, schlug ein in die zur Besiegelung dieses Paktes dargebotene Hand. Ich kann auch bezeugen, dass es hinfort in Zwickau keinerlei Schwierigkeiten mit Udo mehr gab. Ein Sieg der Gewaltlosigkeit und eine große Erleichterung. Wäre sie früher gekommen, so hätte ich später kaum einen ernsten Gesundheitsschaden erlitten. Es gefiel mir nun in Zwickau so gut, dass ich nur den einen Wunsch hatte, hier zu bleiben bis zum Haftende.

Nicht lange nach der abschließenden Konsolidierung meines Arbeitsfeldes in Zwickau ließ der Meister mich kommen: »Sie gehen fort von hier in das HKH in Meusdorf! Morgen beizeiten geht es los. Sie kommen dort in Ihr Spezialfach, werden so viel operieren können wie Sie Lust haben!« und lachte mich freundlich an dabei.

Noch vor fünf Wochen wäre ich bis an die Decke gesprungen bei dieser Eröffnung, die mich geradewegs auf den Gipfel der Karriere verwies, die ein gefangener Arzt sich träumen lassen mochte. Von Meusdorf hatte ich viel gehört, kannte anhand der Krankenberichte über dahin verwiesene Patienten und die Rückkehrer, die dort behandelt worden waren, die Arbeitsweise und vor allem die Heilergebnisse des Haftkrankenhauses, die durchaus respektabel waren. Nun, als es soweit war, wäre ich gleichwohl lieber in Zwickau geblieben, um die Früchte meiner Arbeit etwas zu genießen. Als ich dem Meister gegenüber das andeutete, lachte er mich aus: »Sie werden dort sehr viel bessere Arbeitsmöglichkeiten haben, und in 14 Tagen denken Sie bestimmt schon anders darüber!« Auch war es ein Kommando und kaum zu umgehen.

Die Reaktion meines Teams, mit dem ich glaubte recht gut zusammengearbeitet zu haben, brachte mich mit beiden Füßen auf die Erde zurück. Wohl gratulierten sie dazu, waren aber im Übrigen so geschwinde auf den Arztwechsel umgestellt, als ob man schon tot und begraben wäre. Das macht der Knast, wo es bei dem Fehlen jeder freien Willensbetätigung zwangsläufig zu einem hohen Grad von Fatalismus kommt, der nur lockere innere Bindungen zulässt, weil man immer weiß, dass sie jeden Augenblick zerrissen werden können. Daher blieb dies meinen Mitarbeitern nicht anzulasten –

aber im ersten Moment war ich doch ein wenig perplex, das zu erleben. Doch stellte auch ich mich ganz bewusst auf Meusdorf ein, löste mich durch eine Art Selbstbefehl alsbald innerlich von Zwickau ab, was ohne Schmerzen gelang.

Gegen Abend kam bereits mein Nachfolger und zwar aus Meusdorf, wo ich ihn ablösen würde. Groß und stark und wohlgenährt, war er bei der Übergabe der stationären Kranken derart gleichgültig und indifferent, dass dies eine Farce blieb und Meister Redlich mich danach nur kopfschüttelnd ansah. Mir taten meine Mitarbeiter so Leid wie die ausgelieferten Kranken. War dies der obligate Ton in Meusdorf oder wurde der Mann ausgewechselt, weil er dort nicht hineinpasste – das blieb die Frage. Die Antwort würde ich bald wissen, legte mich zu Bett und schlief gut, weil ich am nächsten Tag voll gegenwärtig würde sein müssen.

Da am nächsten ungemein schwülen Morgen alles bei der Arbeit war, gab es kaum so etwas wie einen Abschied. Nur der Meister war besonders nett, als ich ihm mit Dank das für Zwickau so freundlich geliehene Feuerzeug zurückgab. Durch die Effekten ging es in Eile und gleich weiter in den Hof, wo ein Sankra schon fahrbereit stand für die Überführung nach Meusdorf. Er nahm gleichzeitig außer dem Arzt und dem VP-Transportbegleiter zwei krankenhausbedürftige Lebenslängliche mit.

Langsam fuhren wir noch einmal an der Straßenfront des Schlosses entlang mit den dahinaus gelegenen Fenstern des Arzt- und des Behandlungswohnzimmers, auch dem Fenster meiner Schlafkemenate. Niemand war zu sehen, Schloss und Turm blieben zurück und damit die dritte Station meiner Passage durch UHA, SSD-Gefängnis und Zuchthaus.

Nach Stunden hielt der Wagen vor einem hohen, doppelflügeligen typischen Gefängnistor mit einem schmalen Pfortchen neben dem Haupttor, flankiert von der obligaten VP-Wache und dem Posten davor. Der Wagen fuhr in einen gepflasterten Einfahrtshof, der Fahrtbegleiter stieg aus, ich folgte ihm. Personal kam, beförderte meine Reisegenossen um die nächste Ecke, während der Fahrtleiter zur Wache ging. Zwei zwillingsgleiche Häuser standen über einem Rasenvorplatz, jedes auf solidem Souterrain mit einem Erd- und einem Obergeschoss darauf und darüber ein zu Nutzzwecken völlig ausgebautes, tief herabreichendes Mansardendachgeschoss, das mit dunkelbraunen Klinkern gedeckt war. Große Fenster, dezente Gitter, guter Erhaltungszustand und eine zivile Architektur ließen die Häuser ganz passabel und wenig knastgerecht erscheinen. Der erste Eindruck war nicht schlecht – hier würde es sich wohl auch aushalten lassen! Ein Uniformierter kam, ließ mich vorausgehen bis an die Eingangstür aus festem Holz im westlicher gelegenen der beiden Häuser. Mein Begleiter sagte kein Wort, zog sein Schlüsselbund, öffnete und ließ mich ein. Ich war an dem Ort, wohin ich befohlen war – so mochte es beginnen, das neue Leben.

Eine knappe halbe Stunde später saß ich im Dienstzimmer des Chefarztes, eines für seinen Rang noch jungen Inspektors in medizinischen Diensten, das heißt eines Obristen, und wurde sehr freundlich dessen VP-Team vorgestellt. Entgegen dem Bescheid meines Meisters in Zwickau wurde mir die interne und allgemein-medizinische Abteilung des HKH zugeteilt. Mich als Operateur arbeiten zu lassen sei nicht

möglich, da von der für den Arzteinsatz maßgeblichen Berliner Instanz⁶⁷ gegen mich ein striktes Operationsverbot verhängt sei, wie man mir recht verlegen mitteilte. Der Grund war auch ohne Erklärung durchsichtig: Man wollte mich unten halten, und als Operateur meines Ranges wäre ich – kam ich an den Operationstisch – alsbald oben gewesen. Auch müsse ich »aus Raumgründen« mit meinen Schreibern und Sanitätern zusammen wohnen. Genug, um primär meinen Tausch zu bedauern. Doch mochte die große Liebenswürdigkeit des Chefarztes mir gegenüber manches ausgleichen. Danach traf ich meine neuen Mitarbeiter in einem zu kleinen, aber sauberen Zimmer mit herrlich weitem Blick nach Süden und Westen beim Abendessen, welches dem in Zwickau entsprach.

Der Empfang war höflich, bei Tische lockerte die Stimmung auf, und ich bekam ganz offene Informationen über die hiesige Situation. Als Negativum war der hier obligate Acht-Stunden-Tag anzunehmen, der längst nicht ausreichen würde für meine circa 240 Kranken. Ferner die Unmöglichkeit, ohne VP-Geleit zu den Kranken zu gelangen, die keine optische oder akustische Verbindung zum Beispiel nachts oder bei Notfällen zum Arzt hatten. Schließlich blieb ich hier außerhalb der Dienstzeit und auch nachts wie im zünftigen Knast mit meinem Team eingeschlossen, was auch mit den ordentlichen Männern bei der räumlichen Beengung kein idealer Zustand werden konnte. Wie ich die Lage primär beurteilte, so war sie dann auch in der Realität.

Man blieb selbst bei sehr konzentrierter und routinierter Arbeit immer im Rückstand mit den genauen Aufnahmebefunden, den Krankenjournalen, Arztbriefen und Gutachten und war nur verärgert über die viele, zwangsmäßig verordnete Freizeit, in der man wunderbar hätte arbeiten können und vor allem müssen. Am Wochenende blieben ab Sonnabend mittag das Untersuchungszimmer mit der Schreibmaschine und das Krankenblattarchiv verschlossen, das letztere sogar wie ein Tresor für Geheimdokumente durch das Amtssiegel der VP zusätzlich gesichert. Dies war schon grotesk und kommissmäßig. Sicher hatte gegenüber dem ausgezeichneten Chefarzt der Strafvollzug die Hand immer oben, und so saß ich als Arzt in Meusdorf wie ein beliebiger Knasthandwerker.

Also musste ich am Sonnabend/Sonntag den OvD betteln, mich an die Schreibmaschine und die Krankenakten zu lassen zum Nachholen des Versäumten. Das war ganz verboten, und ich kam nur viel zu kurz an die dringende Arbeit. So ließ ich mir über die im Knast nie fehlenden »Spezialisten« das Siegel lösen, die Schlösser öffnen, arbeitete auf nach Vermögen und das mit dem besten Gewissen. Da am Wochenende irgendwelche Revisoren nicht kamen, blieb das auch verborgen, und Pflicht und Vernunft kamen einigermassen zu ihren höheren Rechten. Aber in Ruhe und diskret mit Kranken zu sprechen, blieb dem Arzt absolut unmöglich unter einem so strengen Reglement, das für eine Fabrik taugen mochte, aber nicht für Kranke und ihre Nöte und Bedürfnisse.

⁶⁷ Diese Instanz war das Ministerium für Gesundheit.

Im Falle lebensbedrohlicher Zufälle bei meinen Kranken riefen deren gesündere Leidensgenossen zum Fenster hinaus auch nachts solange nach dem Sani, bis einer meiner zwei Sanitäter es hörte, der dann über den unter unserer Klaue gelegenen, großen Nutzgarten des HKH nach dem Posten in seinem Türmchen über der Umschließungsmauer des Areals rief. Dann telefonierte dieser über die VP-Wache nach dem OvD, und wenn er zu finden war, kam er auch eilig, holte den Arzt zu dem gefährdeten Kranken, der warten musste. Dies ist eben der Unterschied zwischen dem freien Krankenhaus und einem Haftkrankenhaus als einem Zwitter aus Knast und Hospital mit Überwiegen der ersten Erbkomponente nach Konzeption und Phänotypus.

Mein Salär betrug auch hier 42 bis 45 Mark im Monat, wofür ich mir zum Beispiel gute Chinazigaretten bei der hauseigenen HO-Stelle kaufen, sie aber nicht bei mir behalten konnte. Das Team bekam obendrein kein Feuerzeug. Wie die regulären Gefangenen wurden wir fünf Mal pro Tag in den Treppenkorridor geholt, bekamen vom Aufsichtshabenden jeder eine von unseren Lullen und auch Feuer dazu. Um 20.00 Uhr nahm man uns die Essbestecke fort, schloss auch bei der größten Hitze und Schwüle die Flügel unserer beiden Fenster, zog die Griffe ab und nahm sie heraus – nur die oberen, queren Rippenfenster blieben eine handbreit offen, was übler war als zum Beispiel in Karl-Marx-Stadt.

Auch das Licht in unserem Zimmer wurde um 20.00 Uhr ausgeschaltet. So war ich froh, im Sommer nach Meusdorf zu kommen, vorerst bis 22.00 Uhr Helligkeit zu haben im Raum. Dafür hatte man bei der Lage des Raumes Gelegenheit, die allerschönsten Sonnenuntergänge wunderbar zu sehen über Wiesen, Feldbreiten, Gebüsch und Bäumen, über denen am Horizont die hohen, fernen Schloten des Kohlenreviers schwarz standen und gewaltige Rauchsäulen gegen den klaren, grünlichen Südhimmel emporsteigen ließen. Sehr schön auch die filigranfeine Silhouette Leipzigs ganz in der Nachbarschaft mit ihren charakteristischen Türmen und Hochbauten am Westhimmel. Zum Glück ließ man uns vor dem endgültigen Einschluss um 20.00 Uhr noch die übrigens sehr gute und saubere Ein-Mann-Toilette im Korridor unseres Mansardengeschosses in Ruhe besuchen, die uns in der Nacht nicht zugänglich war. Zur Nacht gab man uns einen emaillierten Deckeleimer für die bedrängenden Liquiditäten in das Zimmer, sodass es hier wieder ganz wie in Karl-Marx-Stadt war.

Bei sechs ganz anständigen Metallbettstellen im Raum blieb nur ein schmaler Gang zwischen diesen für ein Nachttischchen mit etwas Raum für den persönlichen Kram. Nur an der Wand neben dem Bett des Arztes stand ein Bücherbord mit drei Stellflächen. Im Übrigen war das Zimmer ganz verstellt mit dem Schrank für unser Essgeschirr. Nur an der Fensterwand blieb Platz für den viel zu kleinen Tisch, an dem nur drei Mann sitzen konnten. Am unangenehmsten war der Mangel an frischer Luft in den warmen Nächten, aber das zu ändern ließ das spießige Reglement nicht zu. Gemütlich wie im alten Zuchthaus zu Zwickau hatte der Arzt es jedenfalls nicht in diesem als Vorbild für die ganze DDR hingestellten und viel gepriesenen Haftkrankenhaus. In vielem war es einfach schäbig und dazu rückständig.

Aber der Gefangene hat sich zu bescheiden, und der gute Ton im Team glich auch hier vieles aus. In der abendlichen Stille drang dann auch ein kühler Hauch an mein Lager. In der Ferne keuchten asthmatische Rangierlokomotiven der druntengelegenen Industriebahn vorbei mit ihren schweren Waggonen, die wuchtig über die Schienenstöße schlugen. Die Lok ließ ein Heulen erklingen, die Pfeifen der Rangierer schrillten, und man hörte die Puffer der rangierten Wagen hart aneinander schlagen. Dann trat eine vollkommene Stille ein. Der Schlaf fiel unversehens herab, und dieser beste Freund aller Gefangenen strich wiederum eine Nacht aus einem Leben voller Missverständnisse.

Auch in Meusdorf war das Wecken um Punkt 6 Uhr. Anschließend Morgenwäsche gegenüber im Arzt-Untersuchungsraum dieser Abteilung meiner Krankenhausstation, welche das Mansarden- und darunter das ganze Obergeschoss des Hauses umfasste. Dann gemeinsames Frühstück in unserem Zimmer, und danach war der Barbier schon da. Der Inspektor litt nicht, dass einer von unserem Team anders als tadellos rasiert und ordentlich gekleidet zu den Kranken ging. Auch die VP musste auf den Figaro warten bis wir fertig rasiert waren, und das kontrollierte der Chefarzt selbst, der schon vor Dienstbeginn von seinem Dienstzimmer und Büro zurück zu uns kam, mich fast regelmäßig mitnahm zu seiner Visite durch das ganze HKH. Unser Figaro in Meusdorf, Pole von Nation und ein großer Künstler in seiner Profession, sprach ein akzentfreies Deutsch und war so gut zu leiden wie informiert über die unglaublichsten Sachverhalte.

Die Chefarztvisite begann im anderen Haus des Spitals, wo im Souterrain das klinische Labor untergebracht war – hervorragend besetzt mit einem Berufschemiker mit langer Haftdauer, der alle klinischen Methoden beherrschte. Dort war auch die sehr gut versehene und geleitete Hausapotheke gelegen samt ihren Lagerräumen. Im Hochparterre lagen zentral die Röntgendiagnostik und -therapie mit sehr guten Apparaten, betreut durch einen absolut verlässlichen VP-Kommissar und Fachmann, der auch die Elektrokardiogramme aufnahm. Ein Flügel des Gebäudes beherbergte die beiden Operationssäle nebst Sterilisation, Narkose-Vorbereitungsräumen und dem Logis für das Operationssaal-Personal. Der Instrumenteur war ein VP-Unterkommissar von ausgezeichneter Sachkenntnis und Gewandtheit.

Im Übrigen war dieser Bau von den chirurgischen Kranken belegt und abgeschottet von der angrenzenden, nicht unerheblichen Frauenabteilung des HKH. Dort wurde auch eine Anzahl gynäkologischer und geburtshilflicher Fälle behandelt.

Diese Hausvisiten nahmen mir viel Zeit für die eigene Abteilung. Aber ich hätte sie nicht missen wollen wegen der höchst angenehmen Gesellschaft des so menschlich wie ärztlich hochqualifizierten Inspektors, und weil ich so ständig den Überblick behielt über alle Kranken und die ganze Arbeit in diesem so besonderen Krankenhaus.

Vom rein Medizinischen soll hier für den ärztlichen Laien, an den vornehmlich mein Bericht sich wendet, nur sporadisch und in Kurzberichten die Rede sein. So traf ich bei der mir gut erinnerlichen ersten Visite in Meusdorf ein sehr liebliches junges Mädchen im vorgeschrittenen Stadium eines unheilbaren Lungenkrebses, das sein

Leiden rührend trug, ärztlich wie menschlich hervorragend und mit wahrer Liebe betreut war. Einen dunklen Fall einer Halbseitenlähmung durch eine so genannte »paradoxe Embolie« nach Unterleibsoperation infolge eines Defektes der Wand zwischen rechtem und linkem Herzen konnte ich anhand einschlägiger Erfahrung alsbald klären. Die anschließende wissenschaftliche Erörterung des Problems gefiel dem Chefarzt, sodass in der Folge solche Diskussionen einen festen Bestandteil dieser Visiten bildeten – für mich ein Stück medizinisch-klinischer Heimat und sehr erfreulich.

Einige Fälle von Lähmungen nach virusbedingter Hirnerkrankung gab es bei den Frauen und eine kuriose Simulation einer Kniegelenklähmung. Ein psychologisch plausibles Verhalten, da das HKH auch für ein Frauenzuchthaus zuständig war, wo es hart zugeht.⁶⁸ So war ein Aufenthalt in dem milden Milieu von Meusdorf hoch erstrebenswert. Eine Patientin, die wegen angeblicher Unterleibstuberkulose schon sehr lange lag, hatte eine solche nie gehabt, wie das eingeholte histologische Testpräparat ergab. Daher musste sie in das Zuchthaus zurück und dürfte mich entsprechend erwünscht haben. Doch gingen die objektiv Kranken unbedingt vor. Eine alte weißhaarige Dame mit Hirnaderverkalkung fettete sorgsam ihr noch reiches Haar mit ihrer Butter-Tagesration ein. Kein Fall mehr für die Haft, aber man bekam sie nicht heraus.

Über die chirurgische Universitätsklinik wurden hier an Tuberkulosekranken auch Lungenoperationen vorgenommen und technisch hervorragend durchgeführt von einem sehr angenehmen, jüngeren Oberarzt. Eine Fachabteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe gab es nicht an diesem gut durchspezialisierten Krankenhaus mit circa 850 Betten. Wie in nicht wenigen Krankenhäusern üblich, erledigte der Chirurg die Gynäkologie mit, soweit sie operative Fälle betraf. Die sechs bis acht Schwangeren der verschiedenen Stadien, die hier auf ihre Entbindung warteten, wurden hernach ihren Vollzugsanstalten zurücküberwiesen. Es sei das bisher alles glatt gegangen, berichtete man. Einen sehr erfreulichen Eindruck machte das isoliert gelegene Zimmer mit den Kleinkindern, das einen schönen Balkon besaß, von dem man einen großartigen Blick in die freie Welt genießen durfte. Da das ungeborene Kind einer schwangeren Gefangenen vom Urteil nicht betroffen, als freier Mensch nicht im Gefängnis weilen durfte nach streng rechtlichen Begriffen, man aber diese Frauen zur Geburt nicht in die Universitätsfrauenklinik im nahen Leipzig schicken konnte oder wollte, traf man einen Kompromiss – ließ die Gefangenen im HKH entbinden, überführte aber das Neugeborene in das Kinderzimmer, das abgesondert, gewissermaßen eine extraterritoriale Zone im Knastbereich war.

Im Mansardengeschoss des Hauses, in dem ich einlogiert war nebst meinen Kranken, gab es ein Sonderzimmer für die sechs bis acht Diabetiker des HKH. Die leichten Fälle waren gut aufgehoben bei der ihnen bekömmlichen Gartenarbeit. Mit den schwereren war es auch hier trotz guter Laborkontrolle, Insulin und leidlicher Diät ein rechter Jammer. Die deprimierende Einwirkung der Haft verschlimmerte zwangsläufig ihr vom Nervensystem stark abhängiges Leiden, sodass dies als ein ungelöstes, wohl auch

⁶⁸ Es handelt sich sehr wahrscheinlich um das Zuchthaus Hoheneck.

unlösbares Teilproblem des Strafvollzuges an Kranken war, das mich sehr beschäftigte und auch bedrückte. Eine Misere waren auch die ganz ungenügenden sanitären Einrichtungen für die Kranken.

Auf demselben Korridor, auf dem das Arztteam einlogiert war, gab es auch einen größeren Krankenraum für Untersuchungsgefangene, die auf Gerichtsbeschluss zur ärztlichen Begutachtung nach Meusdorf verlegt waren, weil Unklarheiten hinsichtlich ihrer juristischen Beurteilung vorlagen. Die etwa 16 Betten waren stets belegt. Diese Beobachtungsfälle stellten für den Arzt besondere Probleme dar, weil neben eindeutig Kranken hier auch Männer zu begutachten waren, denen alles daran gelegen war, über ein Gutachten ihre prozessuale Lage nach Möglichkeit und mit allen Mitteln zu verbessern.

Unweit meines Quartiers lag auch das schon erwähnte Krankenblattarchiv, dessen Verwalter zu meinem Team gehörte neben zwei Sanitätern und dem Arbeitsschreiber. Wann immer es anging, studierte ich im Archiv die dort deponierten Krankenjournale der im HKH verstorbenen Gefangenen. Diese Blätter waren sehr solide geführt und die obligaten Sektionsprotokolle wissenschaftlich und nach den Befunderhebungen ganz ausgezeichnet. Diese hochinteressante Lektüre bestätigte meine in Zwickau gemachte Erfahrung, nach welcher sehr viele der Verstorbenen schon lange vor ihrem Ableben als einwandfrei haftunfähig nach gültigem Recht aus der Haft hätten entlassen werden müssen, was obendrein eine Entlastung für das immer um freie Betten verlegene HKH gewesen wäre. Diese Berichte verstärkten noch meinen Entschluss, nach Vermögen dieses Unrecht an den nicht mehr Haftfähigen wirksam zu bekämpfen. Auf demselben Korridor, auf dem das Team wohnte, gab es auch einige Sonderzimmer für infektiöse Kranke. Diese Isolierbetten waren von der sonstigen Abteilung nicht abgesondert. So blieb zu hoffen, dass man von echten Infektionskranken verschont blieb, die das ganze Haus gefährden konnten bei dieser ungenügenden Separation.

Das Waschbecken mit Desinfektionsflüssigkeit, der Extramantel für den Arzt in diesen Isolierräumen waren gut gemeint, aber kein wirksamer Schutz vor einer Übertragung von Seuchen, zumal kein besonderes Personal für solche Kranken vorhanden war. Die VP-Aufsicht in diesem Mansardenflügel führte ein sehr netter, noch junger VP-Sani-Wachtmeister, der sich im Arztraum aufhielt, wo auch ein Anschlussapparat der Haustelesonanlage vorhanden war, der mir aber nur während der VP-Dienstzeit verfügbar war und als nächtliche Kommunikation zur Wache nicht infrage kam. Starke Stabgitter schlossen den Korridor ab.

In der anderen Krankenabteilung im Westflügel des Mansardengeschosses waren zwei Sanitäter und ein Arztschreiber beschäftigt, der auch für die Poliklinik zuständig war, ein intelligenter und gebildeter Mann, von dem noch zu berichten sein wird. Außerordentlich tüchtig war der dort zuständige Sani-VP-Meister, ein kleiner und ruhiger Mann, der kein unnützes Wort verlor und alles gut in Schuss hielt. Das war wichtig, weil dieser Trakt eine Art Ablage für alle Patienten meiner Station in Haus II des HKH war, die man auf den anderen Stationen nicht recht einzugliedern wusste.

Dort lagen auch die Patienten des für das HKH arbeitenden Augenarztes, eines sehr tüchtigen und netten Oberarztes der Universitäts-Augenklinik in Leipzig, der dort eine sehr ordentliche Operationsgelegenheit mit perfekter Ausrüstung zur Verfügung hatte. Etwas schwierig im Verhalten war ein langjähriger Gefangener, der sich aus Protest gegen sein Urteil Kopierstiftpulver in beide Augen gerieben hatte, was allerschwerste Entzündungen der Augen nach sich zog. Er war so gut wie blind, etwa 35 Jahre alt und so verbittert über sein zerstörtes Leben, dass man fast keinen Kontakt mit ihm bekam. Als Ur-Berliner schüttete er mir sein Herz stets im klassischen Dialekt aus, nachdem er ein wenig Zutrauen gefasst hatte. Er hätte schon lange Blindenunterricht haben sollen bei seiner Intelligenz, aber dafür gab es offenbar keine Möglichkeit.

Dort lag auch schon lange ein an Diabetes schwer Erkrankter, ebenfalls fast erblindet infolge einer sekundären Linsentrübung, wohl auch einer Schädigung des Sehnervs. Hilfe seitens des Augenarztes war kaum möglich. Sie hätte auch nicht entscheidend genutzt, weil infolge der schweren diabetischen Hirnarterverkalkung ein so starker Hirnabbau bereits erfolgt war, dass der Mann nicht mehr kontaktfähig war. Auch einer, der schon längst wegen eindeutigen Haftunvermögens hätte freikommen müssen. So verdämmerte er hier seine Tage, verstand den Sinn seiner Haft nicht und war gänzlich unbeeinflussbar. Die Stubengenossen dieser Blinden versorgten sie mit der größten Rücksicht und Kameradschaftlichkeit, obwohl sie nicht eben leicht zu behandeln, in ihrer Not ungeduldig, oft abweisend waren.

So wurden auch in Meusdorf viele dringend benötigte Krankenbetten über sehr lange Zeit blockiert durch Unheilbare, Sieche, Behinderte. Hätte man sie wie einzig richtig in einem speziellen Knastasyl zusammengefasst, so wäre die eigentliche Arbeit des HKH als Heilanstalt viel wirksamer geworden, sodass die vielen in den Haftanstalten wartenden Bedürftigen hätten aufgenommen werden können. So aber kamen sie oft viel zu spät in das Krankenhaus, waren teils so krank geworden, dass ihre Heilung sehr viel mehr Mühe, Kosten, Risiko und vor allem Liegezeit beanspruchte, dass sie ihrerseits die Aufenthaltsdauer erheblich verlängerten.

Unter dem Mansardengeschoss lag im ersten Stock von Haus II das Hauptkontingent meiner Station. Das Treppenhaus teilte das Geschoss in zwei ganz identische Flügel, deren jeder zwei geräumige, ineinander übergehende Krankensäle besaß mit einigen kleineren Räumen für besondere oder zu schwere Fälle an den Giebelenden, die man im Saal nicht gut unterbringen konnte. Den Abschluss der Flügel gegen das geräumige, zum Flur ausgebaute Treppenhaus bildeten stählerne Türen, die wie beim Tresor fast fugendicht in den eingemauerten Stahlrahmen passten, und die ständig verschlossen blieben.

Die Behandlungszimmer lagen beiderseits noch im Treppenhaus, und darin war auch der Schreibtisch des VP-Stationsleiters. Bettgestelle, Matratzen, Decken, Kopfpolster und Bettwäsche waren in Ordnung, und man geizte nicht mit dem Wäschewechsel. Die Räume waren stark ausgelastet, aber der Betrieb noch leidlich durchführbar trotz der dicht stehenden Betten. Alle Treppen waren breit, bequem und durchweg aus Stein, also feuersicher. Brach Feuer auf einer Station aus, so waren die

Kranken allerdings davon abhängig, dass die VP sofort alle Türen und Gatter aufschloss. Doch gab es überall Wasserhähne, sodass man es wohl hätte schaffen können, keine Menschenleben zu verlieren. Die Außengitter der im ersten Stockwerk des Hauses überall großen, hohen und lichtverglasten Fenster waren zuverlässig, aber dezent geformt und hell gestrichen, sodass der Knasteindruck zurücktrat hinter den Spitalcharakter der Anlage, die ursprünglich eine Jugendhaftanstalt gewesen war. Für einen Umbau war das HKH wohlgelegen und vom ärztlichen Standpunkt gut zu betreiben. Sehr angenehm für die Kranken war die freie Lage beider Krankenhäuser im großen Areal des HKH, sodass man aus den Fenstern einen oft sehr schönen Ausblick hatte. Dieser psychologische Faktor ist für die Heilung Kranker von großer Bedeutung – und zumal für gefangene Patienten, die zum Beispiel aus dem Zellenhaus in Zwickau oder vergleichbaren Menschensilos kamen.

Daher war die Stimmung auch der schwer Erkrankten meist gut, und es gab nicht die elende Atmosphäre wie im regulären Knast, zumal hier die nicht bettlägerigen Kranken nach Belieben zum Fenster hinausschauen durften. Die mir anvertraute Abteilung war nicht nur recht groß, sondern auch ärztlich sehr vielseitig. Um davon eine Vorstellung zu geben, mögen einige Beispiele der im ersten Obergeschoss stationierten Krankheitsfälle gedrängt charakterisiert sein: Querschnittslähmung nach Rückenmarkstrauma mit Lähmung beider Beine und der Harnblase, sodass eine noch bekämpfbare, chronische Blasen-Nierentzündung das Bild komplizierte. – Fall von unstillbaren Nasenblutungen, der seit Jahr und Tag durch Bluttransfusionen am Leben gehalten wurde. – Bösartige Knochenmarksgeschwulst (Plasmozytom), durch alle Universitätskliniken in Leipzig gegangen ob seiner Besonderheiten. – Drohender Herzinfarkt, bei dem ständiges Seelentrauma der Haft schwer zu bessern – Halbseitenlähmung nach Schlaganfall – Lungenentzündung im Heilungsstadium – junger Mann mit sehr schwerer Herzmuskelentzündung durch Bakterien oder Viren, der hochgefährdet und rührend geduldig war, durch enorme Dauergaben von Penicillin und Verwandtem sich am Leben halten ließ bei zweifelhafter Endprognose. – Junger Mann mit Verdacht auf Magenkrebs, der sich aber widerlegen ließ.

Notabene: Jedes ärztlich beantragte Medikament wurde anstandslos auch bei sehr hohen Kosten gewährt, eventuell durch Kradmelder eiligst aus einer Spezialapotheke besorgt. Darin war das HKH so großzügig wie längst nicht jedes freie Krankenhaus sein konnte. Ich denke nicht, dass ich den jährlichen Zuschuss zum Hausetat mit circa einer Million Mark Sonderaufwendungen für meine kranken Gefangenen überschätze. So bin ich befriedigt, auch einmal ein hohes und unbedingtes Lob aussprechen zu dürfen in diesem Bericht.⁶⁹ – Ein Fall von komplizierter Gesichtsröse lag hier im Endstadium seiner infektiösen Herzerkrankung mit einer unverrückbaren Pulsfrequenz von 32 Schlägen pro Minute gegenüber 72 bis 74 in der Norm. Damit war er absoluter Arbeitskrüppel mit absolut schlechter Endprognose. – Völlig abgestumpfter Mann

⁶⁹ Möglicherweise ist das Haftkrankenhaus nicht zu allen Zeiten so vorbildlich geführt worden.

(zuvor sehr gesuchter Anwalt!) mit schwerem Leberschaden bei 9 Jahren Haftdauer. – Ein jüngerer, geistig noch frischer, jüdischer Rechtsanwalt (7 Jahre Haft) mit nervös-funktionellen Gallenbeschwerden. – Etliche Fälle von teils großen Magengeschwüren, die enorm wechselten je nach der nervlichen Verfassung. – Unheilbarer und fortgeschrittener Magenkrebs, den man in Meusdorf zur Pflege behielt, weil draußen niemand mehr sich seiner annahm. – Erfolgreich operierter Frühfall von Magenkrebs, der in gutem Zustand war. – Heruntergekommener Mann nach Operation wegen Entzündung der Bauchspeicheldrüse mit enormen Schmerzen und schlechter Prognose. – Fall nach Operation einer bösartigen Nebennierengeschwulst, bereits rückfällig und unheilbar, dabei von vorbildlicher, bewundernswerter Haltung und Fassung seinem Schicksal gegenüber. – Fortgeschrittener Fall von Prostatakrebs mit Durchbrüchen in die Leistenröhren. Er war der Einzige, der über die VP Morphium zur Linderung erhielt. Sein einziger Wunsch als eines Berliner »Budikers« war, noch mal daheim in seiner Kneipe nach Lust »eine Molle zischen zu können!« – Junger Mann mit septisch verlaufender, schwerster Furunkulose, dessen Leiden schwer beeinflussbar blieb trotz Antibiotika etc.

Alle oben Angeführten lagen in den Sälen des Ostflügels meiner Station im ersten Obergeschoss. Nur ein geringer Teil der dort liegenden Kranken ist oben erwähnt worden. Auch der ärztliche Laie wird daraus ersehen, dass dies ein sehr vielseitiges, medizinisch hoch interessantes Arbeitsfeld war, und dass man als Arzt erfahren und fachlich beschlagen sein musste, um diesen Anforderungen gerecht zu werden. Wohl war ich wissenschaftlich, klinisch und lehrmäßig Vertreter einer anderen großen medizinischen Disziplin (Frauenheilkunde und Geburtshilfe), aber darüber hinaus besaß ich eine hohe Passion für die Allgemeinmedizin, die ich nie links liegen lassen. Zudem war ich im Krieg und noch mehr nach dem Zweiten Weltkrieg genötigt, in vielen Sätteln zurecht zu kommen. Ohne diese Vorgeschichte wäre ich nicht in der Lage gewesen, unverletzten Gewissens und ohne Gefährdung meiner Kranken eine so absonderliche Abteilung zu betreuen, wie sie mir in Meusdorf entgegen meinem Wunsch anvertraut wurde.

So gesehen war ich der richtige Knastarzt, ohne dass dies im Geringsten das Ziel meiner Wünsche je gewesen wäre! Rückschauend kann ich sagen, dass ich nie dankbarere Patienten gehabt habe als meine kranken Mitgefangenen – und es hatte mir in der Freiheit nicht gefehlt an Anerkennung, Vertrauen, Zuneigung und auch nicht an den Erfolgen. Im Gefängnis und selbst ein Gefangener aber habe ich erlebt, dass man auch unter den beengtesten Umständen das geben und leisten kann, was die rein charitative, die ausschlaggebende Seite des ärztlichen Berufes ausmacht. Wer das nicht hat, der wird nie ein Arzt aus Berufung und würde sich besser einer anderen Tätigkeit zuwenden. Anders sind ja auch Arbeitsmaß und Verantwortlichkeit des Arztes nicht zu ertragen – und auch kaum zu verantworten. Daher halte ich diese meine Zeit in den Gefängnissen für außerordentlich wichtig für mein Leben und für die endgültige Bestätigung für die Richtigkeit meiner Berufswahl.

Die Kranken in Zwickau mochten das verspüren, honorierten mein Bemühen um ihr Wohl mit beschämendem Vertrauen und einer für das Gefängnis ganz unerhörten Höflichkeit. Da war keiner, der den Arzt nicht spontan mit dem seinem Rang zustehenden Titel anredete – die VP ließ es hingehen, weil meine Männer an ein Verbot sich ohnehin nicht gekehrt hätten aus dem Bestreben, ihre dankbare Zuneigung mir zu beweisen. So möchte ich diese Zeit nicht missen in meinem Leben, unerachtet aller schweren Folgen, die sich in fast jeder außer der rein menschlichen Beziehung für mich daraus ergaben.

Mit dem VP-Sanitätspersonal hatte ich in Meusdorf keine Schwierigkeiten, und fast alle waren sehr höflich und in jeder Weise bemüht, meist auch befähigt, die Arbeit des Arztes zu erleichtern und wirksam zu unterstützen, was mir eine sehr wesentliche Hilfe war angesichts des Umfangs und der Art meiner Aufgaben im HKH, in dem ich bald sehr gern arbeitete, zumal alle wünschenswerten Hilfsmittel eines großen und spezialisierten Allgemeinkrankenhauses hier vorhanden und in jedem Falle ohne Hemmnisse verfügbar waren.

Eine gewisse Schwierigkeit war die Frage des aus den Gefangenen rekrutierten ärztlichen Hilfspersonals, weil nicht der Arzt dabei den Ausschlag gab, vielmehr die SED-Kaderleitung das letzte Wort hatte – auch gegenüber dem hochqualifizierten Chefarzt des Hauses, dem einzigen VP-Arzt im ganzen HKH. Umso mehr hätten die Kompetenzen des Inspektors unangetastet bleiben müssen. Aber unter dem SED-Regime war es ein unabdingbares Prinzip, dass die Partei in allem den Ausschlag gab. In der Freiheit hatte ich mich so darauf eingestellt, dass in den rein ärztlichen Fragen stets ein befriedigender Kompromiss gefunden wurde. Im HKH, das sowohl ein Hospital, dabei aber ein vollgültiges Gefängnis war, konnte ein Arzt, der zugleich Gefangener war, sich nicht in allem so durchsetzen, wie es ärztlich nötig gewesen wäre. Unser Kaderleiter, also Personalchef, war von Beruf Maurergeselle, als bewährter Genosse zur VP übergewechselt und ob seiner hohen parteipolitischen Bewährung im Rang eines VP-Meisters zum Kaderleiter ernannt worden. Sein bescheidenes Büro hatte er auf meiner Abteilung im 1. Oberstock. In der rein ärztlichen Arbeit und Entscheidung habe ich seine Einmischung nie zu spüren bekommen, wie er denn kein hochnäsiger Emporkömmling war, sondern ein ruhiger und zurückhaltender Mann. Allerdings gehört die Auswahl des geeigneten Pflegepersonals durchaus zu den Pflichten des Arztes, soll es nicht riskante Unsicherheiten für die Kranken geben. Diese Entscheidungen aber behielt sich der Kaderleiter vor. Das konnte und sollte zum Problem werden.

11. Kapitel

Dass in Meusdorf nur inhaftierte Ärzte beschäftigt waren, stellte für die Verwaltung natürlich eine sehr kostengünstige Lösung dar. Sie hatte aber einen Haken, da es außer

mir nur Ärzte gab, die aus politischen Gründen verurteilt worden waren.⁷⁰ Gab es eine überraschende Amnestie aus staatspolitischen Erwägungen, so konnte das voll belegte Haus schlagartig alle Hausärzte verlieren. Als ich den Inspekteur und den Politoffizier im Gespräch über Hausangelegenheiten auf diese Eventualität aufmerksam machte, gaben sie die Schlüssigkeit der These zu und wussten als Trost nur die Hoffnung, so arg werde es doch wohl nie kommen. Aber nach der Überraschung mit der Amnestie in meiner letzten Zeit in Karl-Marx-Stadt blieb ich darin skeptisch und besorgt um das Haus, als ob es meine eigene Klinik wäre, was für einen bereits hohen Grad meines Einlebens sprach, sodass ich mich selbst auslachte, weil ich über dergleichen nicht zu befinden hatte.

Außer mir waren am HKH tätig: ein chirurgischer Chefarzt und gewesener Sauerbruchschiiler, ein zuvor sehr angesehener niedergelassener Internist, ein ausgezeichnete Zahnarzt und Kieferchirurg und eine praktische Ärztin, welche, unterstützt durch weibliches VP-Sanipersonal, natürlich die etwa 136 Betten umfassende Frauenabteilung in Haus I allgemeinärztlich betreute, die von den männlichen Patienten total isoliert war. Die Haftdauer meiner ärztlichen Kollegen betrug nach den Urteilen fünf bis sieben Jahre, wobei es die Ärztin mit sieben Jahren am härtesten getroffen hatte. Alle hatten noch geraume Haftzeiten vor sich, das war für sie recht bedrückend, für die Hausleitung eine Beruhigung.

Darüber hinaus standen dem HKH für alle medizinischen Disziplinen erfahrene Spezialisten ständig für Beratungszwecke zur Verfügung. Man hatte dafür im freien Vertragsverhältnis Oberärzte der Universitätsklinik im nahen Leipzig gewonnen – ausgezeichnete Fachkenner und ganz vortreffliche Kollegen, mit denen es eine Freude war zusammenzusein anlässlich der von Fall zu Fall wünschenswerten Konsultationen in der Poliklinik von Haus II. Ihre Verträge waren mit etwa dem dreißigfachen Monatshonorar der gefangenen Hausärzte vergütet, sodass man sie getrost beanspruchen durfte, wenn es erforderlich war.

Der erste Sani meines Teams war ein vor dem termingemäßen Haftende stehender Medizinstudent der klinischen Semester, der wegen kritischer Äußerungen gegenüber dem Regime zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt war, sodass er nun etwa 35 Jahre und entsprechend ausgelaugt war. Frau und zwei Kinder hatte er ewig nicht gesehen, da diese in der Bundesrepublik lebten, wohin man ihn auch entlassen würde. Ihn hatte sein alter, in der DDR lebender Vater all die Jahre beim »Sprecher« treulich besucht, was für den alten Herrn gewiss eine schwere Aufgabe und jedes Mal ein neuer Stich ins Herz war. Seit circa zwei Jahren war der Student, soviel ich weiß, in Meusdorf und damit auf dem besten Fleck seiner schweren Jahre, während der er unter anderem etwa drei Jahre als Sani im Konzentrationslager Sachsenhausen gearbeitet hatte, das von dem neuen Regime etwa im alten Stil weiter für seine Gegner betrieben wurde, und

⁷⁰ Hier irrt Joachim Granzow. Wie man den Stasi-Unterlagen entnehmen kann, gaben letztlich politische Erwägungen des Ministeriums für Staatssicherheit den Ausschlag, ihn zu verurteilen und zu inhaftieren. Vgl. Einleitung des Herausgebers.

worüber ich meine Kenntnisse in Meusdorf bereichern konnte, welche ich als Sozialarzt in der SBZ in der Nachkriegszeit gewonnen hatte aus den Berichten entlassener Gefangener aus Sachsenhausen.

Beide Quellen gaben zum Beispiel die Sterblichkeit allein an Lungentuberkulose in Sachsenhausen mit rund 50 Prozent der Gefangenen an.⁷¹ Daraus mag man ersehen, unter welchen Verhältnissen mein erster Sani dort gelebt hatte. Man hätte dem hochbewährten Mann getrost einen Teil der Strafe erlassen können. Aber noch in Meusdorf war die Animosität einzelner hundertfünfzigprozentiger Leute vom Personal unvermindert gegenüber diesen so hart Behandelten. Der Sani war vorbildlich in seiner Arbeit an den Kranken und trotz seiner Abmagerung, Ermattung und Depression unermüdlich, immer gewissenhaft und seiner großen Erfahrung entsprechend qualifiziert, sodass er fast einen Arzt ersetzte – für 10 bis 12 Mark im Monat.

Sein ganzes Gegenstück war mein zweiter Sani. Im Team als jovialer, hilfsbereiter und immer gutgelaunter Kumpel gut zu leiden, war er in der Sanitätsarbeit so unerfahren wie selbst überzeugt und so bequem wie zuweilen nachlässig. Aus Sicherheitsgründen für die Kranken hätte ich dem Mann so bald als möglich einen Job in einer weniger verantwortlichen Tätigkeit vergönnt, wurde aber die Sorge um ihn nicht los. Ob sie berechtigt war, wird unten zu erörtern sein. Die Hausleitung trug für diese klare Fehlbesetzung keine Verantwortung, die hatte, entgegen dem ärztlichen Widerspruch, der Kaderleiter durchgesetzt. Mein zweiter Sani war Drogist, und mag sein, dass diese Vorgeschichte dem medizinisch nicht vorbelasteten Kaderleiter ein Grund für seine Entscheidung war.

Der Arztschreiber meines Teams war ein ganz ausgezeichnete, verlässlicher, fleißiger und vertrauenswürdiger Reichsbahnangestellter der mittleren Laufbahn. Er war perfekt in Steno und Schreibmaschine, hatte in der Haft als Arztschreiber sich eine sichere Kenntnis der medizinischen Fachsprache erworben und war zum Beispiel in der Lage, ausgezeichnete Anamnesen⁷² für die Krankenblätter der Neuzugänge selbstständig zu erheben. Das war eine bei meiner Überlastung auch dringend notwendige Unterstützung.

Er schrieb für alle Beratungsärzte und auch für unseren Hauspsychologen, den Meusdorf als fortschrittliches Musterinstitut nicht vergessen hatte. Dieser war kein Arzt und auch sonst kein studierter Mann, kam von der praktischen Landwirtschaft an die Psychologie, in welcher er das Diplom erlangt hatte und später von dem HKH als Dauerberater engagiert worden war. Es konnte keinen freundlicheren und angenehmeren Mann geben als ihn, der im besten Sinne des Wortes naiv und ohne jeden Arg

⁷¹ Diese Schätzung erscheint zu hoch. Von den bis zur Auflösung des Lagers im März 1950 60 000 Inhaftierten starben nach der amtlichen lagerinternen Statistik 11 817. Vgl. Prieß, Lutz: Das Speziallager des NKWD Nr. 7 (Nr. 1) Sachsenhausen 1945–1950. In: Mironenko, Sergej, et al. (Hg.): Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950. Bd. I, Studien und Berichte, Berlin 1998, S. 380–410, hier 404.

⁷² Vorgeschichte einer Krankheit.

war. Vor Gericht galt sein Urteil zuweilen mehr als noch so präzise und schlüssige Arztgutachten, weil er für dieses die unverfälschte Stimme des Volkes repräsentierte, während man die Ärzte als Intelligenzler und kritisch-wissenschaftlich Angekränkelte mit Vorbehalt betrachtete.

Auch waren unsere »Volksrichter« teils mehr nach ihrer erprobten Gesinnung als nach der juristischen Qualifikation ausgewählt worden. Ich traf in Karl-Marx-Stadt als Mitgefangenen einen Staatsanwalt und vormaligen Bäckergehilfen, der gestrauchelt war und hoch bedauerte, nicht bei seinen Brötchen geblieben zu sein.

Unser Psychologe hatte aber sein Metier wacker erlernt, und seine Beurteilungen, die ich als Arzt bei den Krankenakten hatte und gern las, waren vernünftig und nicht primitiv. Nur sein argloses Wesen spielte ihm einen Streich, weil die gerissenen Gannovener seine Art kannten und ihn mit ihren geschickten Lügen und Heucheleien hinter das Licht führten.

Dem Psychologen empfahl ich den vorerwähnten, psychologisch sehr interessierten Sani-Kalfaktor, und bereitwillig ließ dieser ihm gute Lehrbücher, erklärte ihm viel bei den Gutachten, sodass der bemerkenswerte Mann im Gefängnis sich eine gute Grundlage erwerben konnte für seinen Plan, nach seiner Haftentlassung Psychologe zu werden. So war ihm geholfen, und bald war er viel munterer und auch gesünder.

Der erstaunlichste Sani-Kalfaktor, den ich im Knast sah, arbeitete auf meiner Station im Ostflügel des ersten Obergeschosses. Über jeden Fall war er orientiert, hielt seine zwei Unterkalfaktoren in Schuss und alles in bester Ordnung, ohne Heftigkeit und besaß das Vertrauen der Kranken. Seine Beobachtungsgabe war fast die eines Arztes, sodass ich auf diese Station nie umsonst und bei Komplikationen stets beizeiten gerufen wurde. Das war die Leistung eines voll ausgebildeten und besonders qualifizierten Stationspflegers in einem gut geleiteten Krankenhaus – dabei war er höchstens 25 Jahre alt. Phänomenal sein Gedächtnis. Bei meiner sonntäglichen Schwarzarbeit an den Krankenjournalen konnte er mir aus dem Kopfe von jedem Kranken aus der letzten Woche alle wichtigen Daten für mein Diktat mit absoluter Zuverlässigkeit soufflieren. Als Gedächtnisstütze benutzte er dazu lediglich eine Leerskizze der Bettenposition in zwei Sälen und drei kleineren Zimmern.

In das Schema projizierte ihm sein Gehirn jeden Kranken mit allen Eigenheiten, was mir bei der Fülle der Arbeit eine wertvolle Hilfe war, weil wir nicht zu den Kranken durften, alles auswendig dokumentieren mussten. Dieser helle Kopf gehörte einem Urberliner, der seine Angaben im klassischen, etwas schnoddrigen Slang vorbrachte und gar kein Krankenpfleger war, sondern von Beruf Schornsteinfeger! Obendrein war er unser schwerster Fall von jugendlichem Diabetes im Haus, immer behindert, immer krank, der in Abständen von lebensbedrohlichen Zwischenfällen heimgesucht wurde, die einen arg erschrecken konnten wegen ihrer Schwere und unvermuteten Plötzlichkeit.

Inzwischen war Pfingsten herangekommen, und so stramm atheistisch unser Regime sich auch gebärdete, war die VP doch soweit christlich, dass sie diese freien Tage streng einhielt. Bei dem Prachtwetter flog aus, wer nur immer entbehrlich war.

Daher blieb auch im HKH der Dienst auf das Unerlässliche beschränkt, und nach der harten Arbeit konnten wir etwas Ruhe auch gut gebrauchen. Am ersten der Feiertage fand sich sogar ein Aufseher, sodass sich das gesamte Sanitätspersonal einige herrliche Stunden im gut gehaltenen Grasgarten südlich der Krankenhäuser nach Lust bewegen und erholen durfte.

Am zweiten Feiertag war kein Wachpersonal verfügbar, und wir blieben im Logis eingesperrt, plauderten, legten uns nach dem Mittagessen aufs Ohr zu einer Siesta. Plötzlich kamen eilige Schritte die Treppen hinauf und im Korridor nach unserem Logis. Heftiges Schließen weckte mich, die Tür flog auf, und ganz außer Atem vom schnellen Lauf, fuhr der OvD herein und schrie: »Den Doktor! Wo ist der Doktor?« Als ich vor ihm stand, fragte er hochdringlich: »Können Sie operieren?« Das aufgeschreckte und für mich beleidigte Team antwortete gereizt: »Natürlich kann er das, weiß doch jeder. Aber was wollen Sie bei uns, Meister? Die Chirurgie ist drüben in Haus I. Lassen Sie unseren Doktor in Ruhe!«

Der OvD war so im Druck, dass er den heftigen Ton ignorierte, erregt in mich drang: »Aber was soll ich bloß machen? Drüben bei den Frauen ist eine Hochschwanger am Verbluten! Das Blut läuft schon durch die Matratze auf die Dielen, und die Pfütze wird immer größer – sie ist schon ganz weiß und nicht bei sich. Sie wird verbluten, und dann bin ich dran, weil ich ausgerechnet heute Dienst habe und alles zu verantworten! Können Sie nicht helfen, Doktor – das gibt doch den allergrößten Krach?«

Die Lage war tatsächlich dramatisch. Diese Blutungen haben fast ausschließlich ihre Ursache in der Ablösung eines dem Kinde fälschlich vorgelagerten Mutterkuchens, sind lebensbedrohlich und nur schnell zu stillen durch eine sofortige operative Entbindung. Es geht dabei um Minuten. Ich könne wohl helfen, gab ich zur Antwort, habe aber strengstes Operationsverbot. Der OvD solle die Frau schnellstens in den Operationssaal bringen lassen, diesen mobilisieren und den chirurgischen Beratungsarzt im höchsten Tempo holen lassen – noch besser, bei der Dringlichkeit des Falles, den chirurgischen Hausarzt im Haus I. Das habe er bereits versucht, erklärte er, aber der externe Beratungschirurg sei in Urlaub, und der Hauschirurg erkläre sich für unzuständig, solange ich verfügbar sei, lehne ab, sich mit dem Fall zu befassen.

Das war schlimm und viel zu viel Zeit schon verloren. Mir war klar, dass es mir übel ergehen würde, operierte ich entgegen dem Verbot, und es wäre vielleicht schon zu spät, und Mutter und Kind kämen um. Selbst bei erfolgreichem Verlauf würde man mich wegen Ungehorsam belangen. Doch war ich Arzt, für den Fall kompetent, und meine Pflicht stand weit höher als Knast und Verbot und was mir aus seiner Verletzung entstehen würde. Das zu erfassen war Sache einer Sekunde. Der OvD weinte fast, und das kostbare Blut lief indessen weiter auf die Dielen samt dem entfliehenden Leben.

Sofort verlangte ich vor dem Team als Zeugen vom OvD den dienstlichen Befehl zu operieren, erhielt ihn nur zu gern, konnte nun selbst befehlen, was dringlich war. Der operative Eingriff war ohne zusätzlichen Blutverlust in knappen 20 Minuten erle-

dig, und wider Erwarten überstand die Frau ihn, erholte sich unter den entsprechenden Maßnahmen, heilte hernach glatt bei unkompliziertem Wochenbettverlauf. Dass sich das starke Kind lebend und ungeschädigt entwickelte, war eine zusätzliche Befriedigung dieses Eingreifens in letzter Minute, und natürlich war ich zufrieden mit dem Ergebnis der Operation, die als solche mir kein Problem bereitete. Einzig die Begleitumstände waren etwas erschwerend, insofern als man diesen speziellen Eingriff hier nicht kannte, wichtiges Instrumentarium fehlte, die Assistenz zum ersten Male einen solchen Eingriff mitzumachen hatte und sich selbstverständlich etwas schwer dabei tat. Ich bedankte mich wie gewohnt bei allen Helfern, gedachte die unterbrochene Nachmittagsruhe fortzusetzen, was aber so schnell sich nicht machen ließ.

Der oben schon erwähnte, ganz hervorragende und erfahrene Instrumenteur und VP-Unterkommissar war so beeindruckt von dem ihm unbekanntem Operationsverfahren, dass er zuvor seine Begeisterung darüber und über die frappierende Technik seiner Ausführung loswerden musste. Es ist ja in der Tat immer eindrucksvoll, wenn in kurzer Zeit durch einen spielend leicht wirkenden Eingriff zwei so unmittelbar bedrohte Menschenleben sich erhalten lassen. Aus diesem Empfinden lobte er enthusiastisch die Arbeit als ein großes Meisterstück und prophezeite mir, dies werde für mich von großer Bedeutung im Haus werden, zumal es nicht verborgen bleiben könne angesichts des erstaunlichen Erfolgs.

Darin war ich skeptischer, wollte froh sein, wenn der Verbotsübertritt keine unangenehmen Weiterungen für mich haben würde, der mir natürlich eine hohe Freude war nach der langen Abstinenz von jeder Betätigung als Operateur. Das war wie bei einem Vollblüter, den man wer weiß wie lange gehindert hatte an Rennen teilzunehmen. Auch der nun voll beruhigte OvD hatte etwas auf dem Herzen, der mich nach Vorschrift in voller Dienstuniform im Operationssaal hatte bewachen müssen. »Das war ja ganz wunderbar, wie Sie das gemacht haben«, sprach er mich an. »Aber wenn Sie alles wüssten, was ich weiß, da möchte sie das schöne Stück Arbeit wohl gereuen! Am besten wäre das Kind gar nicht am Leben geblieben, mit dem Sie sich so viel Mühe gemacht haben!«

Diesen verblüffenden Kommentar begründete er auch sofort. Aus diesem Kinde könne niemals ein guter Staatsbürger werden. Warum? Weil ein Verbrecher nur immer kriminelle Kinder zeugen könne – das habe er vor kurzem erst erklärt bekommen in dem letzten amtlichen Fortbildungsvortrag. Eben die Vererbung! Ich als Arzt müsse das am allerbesten wissen. Das sei so: Das Neugeborene stamme aus dem blutschänderischen Verkehr seiner Mutter mit ihrem 16-jährigen Sohn – eben deswegen sei sie im Gefängnis. Das sei alles bewiesen und zugegeben. Also sei das Kind besser nicht am Leben erhalten worden! Bei seinen anwesenden VP-Kollegen erfuhr er mit dieser lieblosen Behauptung den schärfsten Widerspruch. Sicher habe er wieder alles falsch begriffen.

Da ich aufgerufen war, sollte es an mir nicht liegen, eine so unmenschliche Ansicht durchgehen zu lassen. Ich fragte den Mann, ob er auf dem Boden des dialektischen

Materialismus stehe, was er, fast empört über diese Frage, bekräftigte. So war er leicht abzufertigen.

Nach seinem Glauben sei die Materie das Erste und der Geist das Zweite, fragte ich weiter. »Natürlich ist das so«, erklärte er. So gab ich ihm zu bedenken, dass er besser vorsichtig sei mit solchen vom Parteistandpunkt sehr bedenklichen Verlautbarungen vor Zeugen. Sicher komme das Kind alsbald in staatliche Obhut und später in eine streng marxistisch-leninistische Erziehungsanstalt. Gerade es gut – und warum solle es nicht bei sorgsamer Erziehung – so sei das der ihm gewiss einleuchtende Beweis für die Richtigkeit seiner politischen Überzeugung. Gerade es schlecht, so sei der dialektische Materialismus blamiert – und er habe das nachweislich schon prophezeit und werde großen Verdruss bekommen. Wenn er aber ein guter Marxist sei, sei er kompromittiert durch die Behauptung, das Kind wäre besser tot gewesen. Denn das sei Ketzerei gegenüber dem Glauben an den dialektischen Materialismus, der stehe oder falle mit dem Educationsergebnis an diesem Kind, das doch erst einmal leben müsse.

Diese Replik begeisterte die Kameraden des nun ganz Geschlagenen. »Doktor, lassen Sie sich mal nicht Ihre Leistung schlecht machen von dem Überklugen! Das haben Sie ihm aber mal gut gegeben!« Lachten schallend über den OvD: »Da bist Du gerade an den Richtigen gekommen mit Deinem Gerede! Lass Du Dich lieber nicht mit dem Doktor ein. Der hat genau das Richtige gemacht, und Du sollst so was Dir gar nicht einfallen lassen, einem Kinde gar das Leben abzusprechen wegen deiner Fortbildung!« Der so Getadelte trat schweigend den taktischen Rückzug an, um mich wieder zu dem Team zu bringen, musste sich auslachen lassen, was er an mir aber nicht ausließ.

Im Logis empfing man mich mit lebhaften Glückwünschen, prophezeite mir ebenfalls Gutes und war erfreut, dass der Arzt des Teams so nachdrücklich Furore gemacht hatte, was über den blitzgeschwinden Gefängnisklatsch längst vor meiner Rückkehr mitgeteilt war. Bald war es Zeit für das Abendessen, das in ausgezeichneter aufglockter Stimmung besonders nett verlief. Anschließend plauderte man noch eine Weile, legte sich rechtzeitig aufs Ohr für den nachfolgenden, wie immer nach einer Arbeitslücke besonders anstrengenden Tag. Mir war dies ein zusätzlicher Festtag gewesen mit dem Erweis, dass man seine Kunst als Operateur so wenig verlernt wie das Radfahren oder Reiten, hat man es einmal richtig gelernt.

Unsere Propheten behielten auch Recht. Schon am Vormittag gab es ein hohes Lob vom Inspekteur und selbst vom Politoffizier für einen Entschluss, der zwei Leben erhalten, dem Haus ein großes Unglück erspart habe. Wie selbstverständlich wurde ich fortan am Operationsprogramm aktiv beteiligt, für heikle Indikationsstellungen operativer Fälle herangezogen und auch als operativer Ausbilder. Ein Operationsverbot schien nie bestanden zu haben, sodass die Oberbehörde, die alles erfuhr, ihren Standpunkt geändert haben musste, und das alles nur, weil ich zufällig für ganz kurze Zeit das Skalpell in die Hand bekommen hatte. Meine Position – im Haus zuvor schon gut – war fortan eine unbedingt respektable, oft maßgebliche, und nichts blieb mehr zu wünschen als die Freiheit und damit allerdings das Wichtigste im Leben.

Damals kam mein 1. Sani, der Student, nach seinen zehn Jahren Zuchthaus zur fristgemäßen Entlassung. Er hatte in der ganzen Zeit gerade soviel sich verdient, dass er sich für die Heimreise in die Bundesrepublik einen anständigen Mantel hatte kaufen können, den er nötig brauchte – und eine sehr gute, lederne Aktenmappe, die sein größter Wunsch war. Als wir am Tage vor seinem Abgang mit ihm in der Rauchpause auf der Bank in der Diele saßen, friedlich unsere Lullen stießen, kam der wohl übelste Mann vom Personal vorbei, ein Unterkommissar, der Offizier werden wollte. Als er den Studenten erkannte, fing er an, ihn in der niederträchtigsten Weise zu beschimpfen: das sei doch unerhört, dass dieser Feind des Arbeiter-und-Bauern-Staates sich so üppig habe ausstatten lassen, nur um zu den elenden Kapitalisten drüben zu reisen!

Weiter kam er nicht. Das Team empörte sich: Er solle sich schämen, einen Wehrlosen und hoch bewährten Mann so unverschämt zu beleidigen. So solle er an seine Dienstvorschrift denken, nach welcher jede Beschimpfung Gefangener streng verboten sei! Ganz verblüfft, für sein Verhalten keine Akklamation zu erhalten, lief er eilig weiter. Wir aber bemühten uns, den Gekränkten zu trösten, dem vor machtloser Empörung das Wasser in die Augen trat. So war sein letzter Tag in Meusdorf ihm verdorben. Zufällig sah ich am nächsten Morgen aus dem Fenster, als er – schmal wie ein Strich und wie unbeteiligt, aber im neuen Mantel und die schöne Mappe in der Hand – zum Tor in die Freiheit geleitet wurde, hinter dem, wie er mir unter vier Augen gestanden hatte, sein alter Vater mit dem Wagen auf ihn warten würde. Kurz vor der Pforte, kehrte er sich noch einmal um, warf reglosen Gesichts einen letzten Blick zurück auf das HKH als sicher seinem besten Aufenthalt in den letzten zehn Jahren seines geschändeten Lebens.

Er bemerkte mich nicht, drehte um, war schon verschwunden hinter der Pforte, die der VP-Begleiter sorgsam verschloss. Ein nachdenklicher Blick! Mir hatte man 15 Jahre Zuchthaus zugesichert, und es mochte am seidenen Faden gehangen haben, dass es anders kam!

Mit dem fortschreitenden Sommer kamen auch einige als infektiös geltende Fälle von außerhalb, die vorerst auf die Isolierzimmer gelegt wurden. Die beiden ersten kamen aus einem berüchtigten Politzuchthaus.⁷³ Fall eins wurde dem HKH überwiesen als Typhus, der nicht abfiebern wollte und als atypisch angesehen wurde. Für die Diagnostik solcher ungeklärten Fälle kamen mir die Erfahrungen zugute, die ich – vertrieben bzw. von der anrückenden Roten Armee herausgeschossen aus meinen Kliniken – internistisch gesammelt hatte in großen Seuchenlagern und als praktischer Arzt in ärztlich verwaisten Gebieten nahe der Front und, als ich mich wieder etwas heraufgearbeitet hatte, im öffentlichen Gesundheitsdienst in einer Zeit schwerer Not und allgemeiner Unordnung.

⁷³ Gemeint ist wahrscheinlich das Zuchthaus Bautzen II. Vgl. zu dieser Haftanstalt Fricke, Karl Wilhelm: Bautzen II: Sonderhaftanstalt unter MfS-Kontrolle 1956 bis 1989. Bericht und Dokumentation. 2. Aufl., Leipzig 2002.

Diesen »Typhus« erkannte ich in Minuten als einen Fall von bösartiger Geschwulst des lymphatischen Systems, weil ich mich erinnerte an einen analogen mit hohem Fieber einhergehenden Fall in einer Klinik in Breslau, wo ich damals studierte. Auch mein Patient bekam täglich kurzfristig Temperaturen um 41,5 Grad bei wenig gestörtem Allgemeinbefinden. Das war höchst belastend, aber nicht ansteckend.

Fall zwei war – was man nicht erkannt hatte – eine hochinfektiöse Syphilis im zweiten Stadium. Man schickte ihn nach Meusdorf, weil geschwollene Leistenrösen, die man für banal entzündlich indiziert hatte, nicht heilen wollten. Das Wundsekret wimmelte von Syphilis-Erregern und war ganz außerordentlich infektiös zum Beispiel für die Finger des Arztes und des Pflegepersonals. Unter der sofort eingeleiteten Therapie heilten diese Drüsen in kürzester Zeit aus. Man vergisst eben nicht ungestraft die Allgemeinmedizin in solchen Kriegs- und Pestilenzzeiten, die mir seit 1945 nichts Neues mehr zu bieten hatten.

Der Fall drei war eine frische und erhebliche Herzmuskelentzündung und medizinisch leicht zu erkennen. Der SSD-Verbindungsoffizier des HKH, der im Haus ein Büro hatte, forderte die Herausgabe des Patienten für ein SSD-Gefängnis. Als ich das ablehnte mit dem Hinweis auf die hohe Gefahr für den Kranken, erklärte der SSD-Offizier mir sehr höflich: »Richtig Doktor! Sie haben Ihre Sache gesagt, und ich muss meine tun!« Und nahm den Kranken aus dem Bett heraus zu Fuß mit in den schon wartenden Gefängniswagen.

Damals musste ich meinen wunderbaren Sani hergeben, den zünftigen Berliner Schornsteinfeger. Ein so schwerer jugendlicher Fall von Diabetes ist immer ganz außerordentlich gefährdet. Das HKH ließ ihn nur auf seinen dringenden Wunsch arbeiten, zumal er als Sani vom Knast völlig abgelenkt und nervlich ganz entspannt war, was für jeden Zuckerkranken ein wesentlicher Heilfaktor ist. Aber er hielt die Arbeit nicht aus, fiel plötzlich um mit einem sehr schweren Koma diabeticum, das heißt einer Selbstvergiftung durch seine schädlichen Stoffwechselprodukte. Zwar bekam ich ihn aus seiner tiefen Bewusstlosigkeit noch einmal heraus, aber bei uns konnte er nicht weiter bleiben. Ob seiner hohen Bewährung als Sani setzte der Leiter Strafvollzug nach dem ärztlichen Rat durch, dass er auf die hervorragende Diabetikerabteilung der Universitätsklinik in Leipzig verlegt wurde, wo man ihn neu einstellte, er sich wieder gut oder doch viel besser fühlte. Später erfuhr ich zu meiner Freude, dass er als zu krank aus der Haft entlassen worden war – nach seinem geliebten Berlin, was ihm alle von Herzen vergönnten, die ihn kannten.

Der Abgang dieses mir in der Arbeit fast unentbehrlichen Mannes ließ die Frage seiner qualifizierten Nachfolge akut werden. Ein Problem, das den Chefarzt als Letztverantwortlichen ebenso beschäftigte wie mich. Plötzlich war es gelöst – ohne uns zu befragen durch den Kaderleiter. Er hatte dem erwähnten Drogisten diesen hochverantwortlichen Posten gegeben. Ich erklärte ihn der Wahrheit gemäß als dafür völlig ungeeignet. Aber mein Einspruch fand keine Berücksichtigung. Er mochte für den Funktionär eine willkommene Gelegenheit sein, dadurch der Intelligenz seine Macht vor Augen zu führen. Vor Zeugen hatte ich jede Verantwortung für Schäden abge-

lehnt, welche aus dieser exemplarischen Fehlbesetzung notwendig resultieren mussten. Doch davon zeigte sich der Kaderleiter völlig unbeeindruckt, und der unzuverlässige und gänzlich unerfahrene Mann trat den Posten an.

Das Unglück folgte auf dem Fuße. Bislang hatte der darin so zuverlässige wie erfahrene Medizinstudent die an jedem Morgen fälligen medikamentösen Injektionen vorgenommen, und nie gab es Fehler dabei. Der VP-Sani-Meister gab früh beizeiten die Ampullen heraus, und der Sani – nun unser Drogist – hatte sie unter VP-Aufsicht in sterile Spritzen aufzuziehen und richtig geordnet für den Arzt zurecht zu legen. Nun da der Student fort war, musste ich sie selbst verabfolgen, und zwar noch vor dem Frühstück, damit die VP-Nachtschicht das noch überwachen konnte und am Vormittag diese Zeit nicht für die Stationsarbeit verloren ging. Eine begründete und verständige Anordnung, die mich zusätzliche Zeit kostet, aber von Hand eines Erfahrenen ausgeführt werden musste.

Wohl hatte die VP die Vorbereitung aller Spritzen überwacht und zu verantworten, und mein VP-Sani war durchaus korrekt und geschult. Ich hatte stets die Gewohnheit, jede volle Spritze vor der Injektion noch einmal anzusehen, zur Probe einen Tropfen des Inhaltes aus der Kanüle herauszudrücken. Dies tat ich auch automatisch bei der wasserklaren Spritze mit Traubenzuckerlösung für einen Rekonvaleszenten. Die Flüssigkeit floss klar ab, sah aber aus wie Öl, das in der Spritze bei in Öl gelösten Heilmitteln ebenfalls wasserklar aussieht. An der Zähigkeit der ausfließenden Tropfen erkennt man allerdings den Unterschied, der direkt über ein Menschenleben entscheiden kann, wird er nicht rechtzeitig bemerkt. Aus Zeitgründen war ich für die Vorbereitungen der Spritzen auf das Hilfspersonal angewiesen, auch rechtlich gesichert durch die VP-Überwachung derselben durch einen qualifizierten VP-Sani.

Hätte ich unbesehen auch nur einen Bruchteil des Öles dem Kranken in die Vene gespritzt, so wäre er sofort infolge Verstopfung der Lungengefäße durch das zähflüssige Öl gestorben. Ich ließ mir nichts anmerken, der Kranken halber, unterbrach die Arbeit und bat den VP-Sani und den neuen Sani-Kalfaktor samt dem Tablett mit den Spritzen hinaus in das abseits gelegene Vorbereitungs- und Arztzimmer. Als ich den Sachverhalt ruhig erklärte, bekam der VP-Meister fast einen Kollaps, auch unser Drogist hatte immerhin so viel begriffen, dass er eine weiße Nase bekam, vor Schreck fast sein Tablett fallen ließ. Da war es schon, was ich befürchtete. Wir hätten um ein Haar das Leben eines Kranken verloren!

Ein so schwerwiegender Vorfall ist unbedingt meldepflichtig – für den VP-Sani bei der Anstaltsleitung, für den Abteilungsarzt beim Chefarzt, und nach dieser Vorschrift wurde unverzüglich verfahren. Der Chefarzt erschrak noch nachträglich außerordentlich, ließ den Sani-Kalfaktor sofort von seinem Dienst suspendieren. Uns mit dem Kaderleiter anzulegen, hatten wir nicht nötig, waren eines amtlichen Nachspiels sicher, das auch nicht auf sich warten ließ.

Heraus kam nichts bei der Untersuchung. Dem Kaderleiter wollte man nicht wehe tun und tat es so wenig, dass der Drogist auf seinen Posten wieder eingesetzt wurde, um dem Kaderleiter nicht das Gesicht zu rauben.

So hätte ich bei so eingegengten Kompetenzen im HKH nicht Chefarzt sein wollen. Ich war am schlimmsten betroffen, weil ich den Drogisten als Sani behalten musste, der nach einigen Tagen wieder obenauf und gänzlich unverändert war.

Damals trat der Chefarzt an mich heran mit der Bitte, für das ärztliche Personal und die Ärzte des HKH regelmäßig Vorlesungen zu halten über wissenschaftlich-klinische Fragen und Probleme. Dazu war ich gern bereit bei den vielfältigen Erkrankungen, mit denen wir es zu tun hatten. Aus der Hausbücherei lieh man mir die Literatur – Bücher aus meiner eigenen, weit reicheren Bibliothek kommen zu lassen war aber auch hier nicht erlaubt. Was an brauchbaren Büchern hier vorhanden war, durfte ich auf dem Regal an meinem Bett aufstellen. Das war nötig, da nur die Abend- und Nachtstunden verfügbar waren zur Vorbereitung der Vorträge. So legte man mir sogar eine Lichtleitung, und ich bekam eine grün abgeschirmte Leselampe, deren Licht der OvD zu der von mir gewünschten Nachtstunde pünktlich abzuschalten kam. Einen Schalter zur Selbstbedienung mir an der Lampe zu geben wäre wohl ein allzu arger Verstoß gegen das Reglement gewesen. Aber es war doch ein großer Fortschritt, und mein Beleuchtungsmeister kam pünktlich, mahnte mich freundlich, es nur nicht zu übertreiben mit der Nacharbeit. Was wollte man mehr!

Der Unterricht fand im Dienstzimmer des Inspektors statt, wo ich auf dem guten Lehnstuhl am Schreibtisch Platz nehmen musste. Der gütige Mann saß auf einem bescheidenen Stuhl in der ersten Reihe der Hörer, die mit der größten Aufmerksamkeit und so gern an den Vorträgen teilnahmen, dass sie immer schon fragten, wann wieder Kolleg sei. Dafür legte der Chef stets seine abgeknöpften Achselstücke auf den Tisch vor mich hin – eine reizende Geste, wie sie nur einem so liebenswerten und bescheidenen Mann einfallen konnte. Die Hörer schienen das ganz in Ordnung zu finden, waren immer sehr höflich und nett bei diesen Stunden, die mir als passioniertem Lehrer eine große Freude waren. Die Einzigen, welche sich grundsätzlich von den Vorträgen ausschlossen, waren die anderen Hausärzte. Im ganzen Haus war bekannt, dass im Einvernehmen mit der Anstaltsleitung der Inspekteur diese Vorträge eingerichtet hatte, um den Ärzten und dem VP-Sanitätspersonal eine Abwechslung zu bieten. So war das Verhalten ausgerechnet meiner Kollegen ein klarer Affront gegen mich und – weit taktloser – eine Absage an den guten Willen des so freundlichen und rücksichtsvollen Chefarztes.

Mein Verhältnis zu den freien Kollegen war immer ein ungetrübtes, oft ein besonders angenehmes gewesen. So war mir die Haltung der Hausärzte völlig unverständlich, aber auch nicht mehr. Wer weiß, was für Gründe sie hatten in ihrer schweren und teils gereizten Bedrücktheit. Unglückliche hatten bei mir immer einen großen Vorschuss an Toleranz. Übergangen konnte sich mit meiner Wahl als Vortragender wohl niemand fühlen, weil ich nicht nur den Jahren nach für diese Aufgabe der sich ganz natürlich anbietende für den Inspekteur war. Dieser schüttelte nur den Kopf dazu, was mir lieb war, denn gegen seinen eigenen Willen hätte ich niemanden gern bei diesen Vorträgen gehalten. Ich hielt sie nun etwas allgemeinverständlicher, hatte

dankbare Zuhörer und selber die beste Freude an den Vorarbeiten und nicht weniger beim Sprechen, das mir wie eine Lust war.

Wie als freier Kliniker liebte ich auch im HKH die nächtlichen Operationen. Meist betreffen sie besonders gelagerte, dringliche Fälle von höherem Anreiz, und dann fehlen in der Nacht alle, die im Grunde nicht dazugehören. So lässt es sich nachts besonders ruhig operieren und auch leichter bei dem Fehlen jeder Ablenkung und Störung von außen. Meist waren es reichlich verspätete Fälle von Blinddarmentzündung, welche man – auch von weither wie zum Beispiel aus Rostock – am Abend noch nach Meusdorf verlegt hatte, um sie zur Nacht los zu sein aus der Verantwortung.

Der Operationsaal war zu jeder Zeit alarmbereit, die Beleuchtung des Operationsfeldes hervorragend (große Zeiss-speziallampen ohne Wärmeabstrahlung und störende Schattengebung). Warum man diese Fälle nicht prinzipiell dem chirurgischen Hausarzt überließ, weiß ich nicht. Jedenfalls bekam ich solche nachts überstellt, hatte keine Hemmung, bei gegebener Indikation zum sofortigen Eingriff den Operationsaal zu mobilisieren. War der chirurgisch hochinteressierte Chefarzt zu erreichen, so gab ich den Eingriff an ihn ab, assistierte ihm. »Messerneidisch« war ich nie, hatte dazu auch keinerlei Grund bei meiner Vorgeschichte als durchaus gesättigter Operateur. Ihm war das eine Freude und auch zum Vorteil für die nur durch Übung zu gewinnende Erfahrung.

Bewundernswert nach wie vor blieb auch in Meusdorf der Nachrichtendienst im Bereich der Gefangenen. Eines Morgens beim Rasieren flüsterte der polnische Barbier mir zu, in seiner Heimat gäbe es bedenkliche Studentenunruhen – so möge ich aufpassen, was das im Knast für Folgen haben könne.

Schon circa drei Stunden danach gab es im Haus II eine heimliche, große Unruhe. Bewaffnete eilten die Treppen empor, ich erhielt die Weisung, sofort die Arbeit abbrechen, in das Logis mich zu begeben, wo ich mein Team bereits versammelt fand. Schnell drängte man noch einige uns fremde Kalfaktoren zu uns hinein, schloss sorgsam ab. Hörbarer Alarm wurde nicht gegeben. Aber am lichten Tage zogen plötzlich auf dem Türmchen über der Umschließungsmauer die Posten auf. Bei uns sprach keiner ein Wort – immer das Beste bei solchen Vorfällen der Spitzel wegen.

Überraschungen im Knast sind immer bedenklich, das wussten wir als hinlänglich erfahrene Gefangene, gaben uns keine Blöße. Das dauerte an, und um sich zu zerstreuen fingen die Männer an, Mühle und Dame zu spielen, was für jeden Fall ganz unverfänglich war. So schnell wie sie gekommen, verzog diese Lage sich nach einiger Zeit wieder. Die Posten zogen ab. Zum Arbeiten war es zu spät geworden, man teilte das Mittagessen aus. Später hörten wir über die VP vertraulich, in Polen habe es starke Unruhen an diesem Tage gegeben, und es sei dabei geschossen worden.⁷⁴

Aber wie war es zu erklären, dass ein gefangener Landsmann der Aufständischen im Knast in Meusdorf davon am frühen Morgen, vor der Anstaltsleitung, davon erfuhr?

⁷⁴ Es handelte sich um die Posener Arbeiterunruhen vom 28. Juni 1956.

12. Kapitel

Das HKH hätte leicht das Zwei- bis Dreifache leisten können, wäre die Aufnahme von Kranken nach ausschließlich ärztlichen Prinzipien zu regeln gewesen. Aber als abhängig von den ganz und gar unärztlichen Grundsätzen des Strafvollzuges war es vollgestopft mit Menschen, die medizinisch nicht mehr zu bessern waren, die man aber nicht los werden konnte. So könnte vom ärztlichen Standpunkt der Bericht über Meusdorf hier schließen. Da er sich aber nicht an Ärzte wendet, vielmehr an alle am Gefängniswesen Interessierte, mag es angebracht sein, noch einiges zu ergänzen, was die Zustände dort charakterisiert, und was zu beobachten man außerhalb der Gefängnisse keine Gelegenheit hatte.

Viele der Inhaftierten waren aus politischen Gründen in Haft. Das betraf unter anderem die »Zeugen Jehovas«, auf die man häufiger in den Gefängnissen traf. So war unter meinen Patienten auch ein noch jüngerer Angehöriger dieser Glaubensgemeinschaft, die ich hiermit nicht angreifen will, weil ich meine, man sollte jeden nach seiner Fassung selig werden lassen. Dieser vorbildliche Jünger seiner Lehre griff mich mit Emphase an, als ich eine ärztlich durchaus begründete, auch notwendige Bluttransfusion an einem anderen Kranken im Saal vorzunehmen hatte. Natürlich wurde er als Vertreter des gewaltlosen Prinzips nicht handgreiflich, redete mir und meinen Helfern aber aus unerschütterlicher Überzeugung ins Gewissen. Wenn schon der VP-Sani-Hawamster nicht mehr zu retten, der Kranke ohnehin ein Verbrecher sei, so hätte ich als Arzt doch noch eine Seele zu verlieren.

Es sei vom Glauben her besser, ein Kranker stürbe bei Unterlassung der Transfusion, als dass er durch sie um seine Seligkeit komme, und der Arzt obendrein und noch gewisser. Der mit hoher Eindringlichkeit Protestierende berief sich für sein Anathema auf die Apostelgeschichte des Lukas, wo im 15. Kapitel, Vers 20 und 29, das Gebot ausgesprochen ist, unter anderem sich zu enthalten von Ersticktem und vom Blut, was sinngemäß zusammen stimmt. Denn ein erstickter Organismus hat sein Blut in sich, und mit ihm würde man auch das verbotene Blut genießen, sich an Gottes Gebot, wie es in der Bibel dokumentiert ist, versündigen.

Da dieser Patient die Arbeit aufhielt, riet ich ihm, ihr nicht zuzusehen, seine Kapuzinerpredigt zu beenden. Darauf kroch er trotz der schwülen Hitze mit dem Kopf unter die Decke, indessen die Transfusion erledigt wurde. Um ihn aus dieser Pein zu befreien, teilte ich ihm mit, die Gefahr sei vorüber. Total verschwitzt kam er hervor, lag erschöpft auf dem Lager mit der Miene des Märtyrers, für den er sich ohnehin hielt unter uns Heiden. Das Blut gilt den »Zeugen« nach ihrer Bibelauslegung als die Seele jeglichen Fleisches, wohl tauglich zum Opfer aber zu nichts anderem. Deshalb ist es heilig, und es zu verzehren in gleich welcher Art und Form ist daher eine Sünde vor Gott, welcher es zurückfordern wird von denen, welche es missbraucht, geschändet haben.

Wie zur Strafe für meine rationale Einstellung der Bluttransfusion gegenüber verlor ich damals nach dem Studenten und meinem Schornsteinfeger noch den vortrefflichen Arztschreiber, blieb dabei mit dem Drogisten belastet. Obendrein hätte ich um ein Haar noch die 4 Finger der rechten Hand verloren, als die schwere und scharfkantige Stahltür im ersten Stock, die den Krankensaal abschloss, unversehens zuschlug, während ich die Hand am Türrahmen hielt.

Eines Nachmittags traf ich einen alten VP-Meister, der am Tisch über einer Krankenakte saß und sie mir zur Mitkenntnis gab mit bewegendem Lamento:

»Doktor! Doktor! Was haben wir nur verbochen, dass wir diesen verdammten Kerl aus X wieder eingewiesen kriegen! Der ist ein Simulant und Straßenräuber und überhaupt ein ganz schwerer Krimineller. Hier haben wir ihm beim letzten Mal bei uns den Schwindel nicht nachweisen können. Sein halbes Leben war der im Gefängnis, und in der anderen Hälfte gibt er sich Mühe, bald wieder rein zu kommen. Sieht aus wie ein Schisshase und schlapper Hund! Is er aber nich – der macht es mit Raffinesse, vor dem muss unsereiner sich sehr in Acht nehmen. Wie der die Herrn Ärzte beschissen und geärgert hat, das kann ich Ihnen gar nicht beschreiben. Steife Kniegelenke will er haben und weil man dagegen nichts hat beweisen können, da is er noch unverschämter geworden, und wie er untersucht war, da hatte er vor dem Abgang noch was ganz laut in den Saal gerufen – das müssen Sie selber lesen, sagen mag ich das nich – da hier steht es geschrieben!«

Und wies mir den Schlusspassus der Akte, wo der Protokollant vermerkt hatte: Die Ärzte hier, die sind so dämlich – die sollen mich alle am A. lecken! »Is das noch ein Mensch?«, rief der Wackere empört. »Das ist ein Stück Dreck! Und nun kommt er wieder, nehmen Sie sich bloß gut in Acht vor dem Verbrecher!«

Am nächsten Nachmittag bereits wurde der Mann mir vorgeführt zur Aufnahmeuntersuchung – in der Tat nach der Erscheinung ein Kümmerling. Nur der verkniffene Mund und die kleinen, misstrauischen, stechenden Augen zeigten an, wie es in ihm aussah. Ich war besonders lebenswürdig zu ihm, untersuchte ihn mit aller Gründlichkeit, was er auch duldete. Bei der Aufforderung, einige Schritte zu gehen, folgte er in seiner Weise, lief mit völlig durchgestreckten Knien wie eine mechanische Puppe, verzog das Gesicht vor Anstrengung dabei, taumelte gegen den Tisch, musste mit Unterstützung zu seinem Bett im großen Saal im ersten Stock gebracht werden.

Alle Sehnenreflexe etc. waren normal bis auf den Kniesehnenreflex, der sich an steifen oder aktiv stark gestreckten Kniegelenken nicht auslösen lässt, und bei welchem man bei lockerem Gelenk mit dem Perkussionshämmerlein gegen das untere Ende der Kniescheibe klopfen muss. Danach erfolgt eine unwillkürliche, heftige Streckung des Unterschenkels durch Kontraktion der Streckmuskulatur am Oberschenkel, vordere Seite. Das kennt wohl jeder an sich, hat es im Spaß an seinem eigenen Knie hervorgebracht.

Was der Mann von den Ärzten im Allgemeinen hielt und sicher auch von mir, ging mich nichts an, wohl aber der Umstand, dass die Streckmuskulatur seiner Oberschenkel ganz außerordentlich kräftig, über die Norm stark und sehr gespannt war – eine

Hypertrophie, wie man sie selbst bei trainierten Athleten selten zu sehen bekommt. Wer über längere Zeit eine organisch bedingte Kniegelenksversteifung hat oder wegen einer schmerzhaften Erkrankung derselben sie nicht bewegen kann, dessen Oberschenkelmuskeln verfallen bald einer Erschlaffung. Jeder, der längere Zeit nur bettlägerig gewesen ist, erfährt es und muss wieder stehen und gehen lernen.

Also war der Untersuchte ein Simulant und einer von ungewöhnlicher Energie und Selbstbeherrschung. Weil er unablässig seine ganz gesunden Knie versteift halten musste, um sich vor der Umgebung nicht als Schwindler zu entlarven, ließ er seiner Beinmuskulatur unentwegt Kontraktionsimpulse zugehen, welche die Knie andauernd gestreckt hielten, und das ist ein energisches Muskeltraining, wie ich es mir nicht zutrauen würde. Aber dem Mann gefiel es im HKH weit besser als in seiner Vollzugsanstalt, und so unterzog er sich dieser außerordentlichen Askese, um wieder nach Meusdorf für längere Zeit zu gelangen. Nebenher mag es ihm ein zusätzliches Vergnügen gewesen sein, die Ärzte zu foppen.

Zu machen war nichts, als auf eine Gelegenheit zu warten, die ihn so ablenkte, dass er seinen Vorsatz, steife Knie zu machen, vergaß. Und was an mir gelegen war, sollte geschehen, um einen solchen Moment diagnostisch zu nutzen. Dieser gesunde Mensch stahl jeden Tag, den er hier lag, einem Bedürftigen sein Bett im Krankenhaus, er musste entlarvt werden. Jedes Mal bei der Krankenvsitate stand er, vor innerer Anstrengung und Muskelspannung zitternd, am Fußende seines Bettes, und ich bat ihn jedes Mal um einige seiner Zirkelschritte, um ihn nicht misstrauisch zu machen. Er trug – als einziger in Meusdorf, der Gauner! – sehr anständige, festsitzende Schnürschuhe bis über die Knöchel aus Segeltuch, die vorn mit Haken und Bändern zuzuschnüren waren.

Ganz jung war der Künstler nicht mehr, und so fragte ich ihn, ob man ihm auch gut behilflich sei beim Schnüren seiner schönen Schuhe, die er nur durchgesetzt haben konnte unter ständiger Berufung auf die steifen Knie. Anstatt einer Antwort stetzte er an sein Lager, saß auf dessen Rand nieder – beide Beine wie Besenstiele von sich gestreckt – beugte sich mühelos so weit herunter, dass er, mit einer Hand notabene, einen Schuh auf- und wieder zuschnürte, einen schönen Knoten darauf legte. Wer das für leicht hält und ist über die 40 hinaus, der mag alsbald einmal versuchen, es ihm nachzumachen! Ich lobte ihn hoch wegen seiner Geschicklichkeit, und das gefiel ihm so gut vor allem Volke, dass er zu lächeln versuchte, was aber recht absonderlich ausfiel bei seiner permanenten Verbissenheit – sicher auch eine Folge seiner ständigen Anstrengung mit dem mühsamen Simulieren steifer Kniegelenke.

Mein wackerer VP-Sani-Meister, ein Ostpreuße, nahm mich hernach beiseite, warnte mich: »Lassen Sie nur den Mann nie merken, was Sie von seiner Krankheit denken – dem kommt es bei seinen Vorstrafen auf nichts mehr an, und das sind die gefährlichsten Kerle!« Das dachte ich auch. Aber da er nun hier war, musste man versuchen, ihn zu heilen von seiner Manie. Wenige Tage danach brachte der Inspekteur bei seiner Visite außer dem Politoffizier und unserem neurologischen Beratungsarzt

drei fremde Herren von der VP mit, die zur Besichtigung des HKH ausbildungshalber abkommandiert waren.

Mein »Gelähmter«, als ein bemerkenswerter Fall, wurde demonstriert, und ich bat ihn, den Herren sein Kunststück mit dem Schnüren seiner Schuhe vorzumachen, was ihm schmeichelte. Er saß nieder auf der Bettkante, ich daneben, um den Blick nicht zu versperren, und weil ich genau sehen wollte, wie er das fertig brachte. Als er in stolzem Eifer just ganz hingegeben war an seinen Trick, schlug ich ihm, mich vorbeugend, kräftig mit dem Perkussionshammer vor die mir zugewandte Kniescheibe mit dem Erfolg, dass der völlig Überraschte das steife Knie blitzschnell beugte, was alle sehen konnten. Im selben Augenblick erfasste er meinen tief gebeugten Kopf mit eisernen Händen, um ihn mit der Schläfe gegen die scharfe Kante des nahe stehenden, eisernen Bettfußes zu schlagen, wogegen ich in meiner Haltung wehrlos war.

Aber gleichzeitig fühlte ich mich durch eine stärkere Kraft hochgehoben und von dem Bette fortgerissen, sodass mir taumelig war von dem schnellen Wechsel der Bewegung. In Sekundenbruchteilen musste das geschehen sein, und anders wäre es zu spät für mich gewesen. Vorsichtig stellte man mich wieder hin, und ich merkte ein Getümmel, sah schon meinen sich sträubenden Gelähmten im Polizeigriff eines der Gäste, während ein zweiter mich noch stützte, eben der mich emporgerissen hatte bei dem versuchten – und um ein Haar geglückten – Attentat auf mein Leben.

So wie der enttäuschte Simulant – der im Moment begriff, dass er entlarvt war durch seine normale Kniebewegung – mich im Griff hatte, hätte er mir den Hirnschädel gebrochen. Unser Gast hatte mich bewahrt, dabei einen Beweis hervorragender Aufmerksamkeit und Entschlussbereitschaft gegeben.

Alle waren arg erschrocken nach diesem Vorfall, am meisten wohl der Inspekteur, der vollkommen blass geworden war. Er wusste am besten, wie es um meine Gesundheit damals bestellt war. Doch fasste er sich sofort, diktierte dem Angreifer auf der Stelle vier Wochen Karzer im Kellergeschoss zu, wohin man ihn alsbald schleifte, der bereits wieder seine Knie steif hielt, sich an den Armen über die Dielen ziehen ließ wie ein Stück Holz.

Nun war es aus mit den Erholungskuren im HKH und wohl auch nicht anzunehmen, dass er bei seiner von mir in Meusdorf nicht mehr erlebten Entlassung sich wieder so drastisch über die dämlichen Ärzte geäußert hat wie bei seinem vorletzten Abschied, den das Protokoll so verlässlich festgehalten hatte. Die Kranken hatten sich sehr erregt über den Vorfall, einige weinten gar vor Erschrecken. Der Inspekteur begründete seine sofort vor den Kranken verkündete Bestrafung des Mannes damit, dass seine Tat besonders zu verurteilen sei, weil sie gegen einen Arzt von exemplarischer Humanität gerichtet gewesen sei. Aus den Betten kam allgemeines Beifallsgemurmel. Das durfte man sich hoch anrechnen im Knast, aber freilich waren wir all die Zeit ausgezeichnet miteinander ausgekommen, meine Klientel und ich als der noch einmal davon Gekommene.

Ganz besonders gratulierte mir der VP-Meister, der mir die Akte des angekündigten Kriminellen vorgewiesen und kommentiert hatte. Am Abend traf er mich, lachte

mich freundlich an: »Nu haben Se den Kerl doch erwischt! Da sind wir aber alle sehr zufrieden, dass Sie es dem gezeigt haben!«

Kurze Zeit danach hatte ich meinen ersten Sprecher im HKH. Der Besuchsraum war nüchtern aber sauber und ohne Gitter oder Schranke. Der Bewacher saß in der entferntesten Ecke, und man durfte menschlich miteinander reden. Zum Glück ging es mir damals relativ gut, erfüllt von der Arbeit, gut behandelt ohne zusätzlichen Verdross. Aus einem rationell nicht fundierten Empfinden heraus, das seit Wochen sich meldete, gab ich der Vermutung Ausdruck, nicht die volle Haftzeit absolvieren zu brauchen. Meine Frau blickte mich ungläubig an: »Wir sollten uns auf das Schlimmste gefasst machen. Es hält sich dann besser aus!«

Es wurde ein sehr guter Besuch, so kurz er auch war. Hier durften wir uns sogar wie Liebende verabschieden, als die Minuten verflogen waren. Die geliebte Besucherin wendete in der schmalen Tür sich noch einmal um, grüßte mit Hand und Blick, schritt elastisch hinaus in ihr tapfer geführtes Leben.

Nur wenige Tage danach in der Frühe eines heißen Sommertages, befahl mich in Gegenwart des jungen VP-Stationswachtmeisters im Behandlungszimmer eine Unsicherheit. Darum legte ich einige Papiere – ich stand zwei Schritte vom Schreibtisch entfernt – auf den Tisch, und von diesem Augenblick an weiß ich nichts mehr. Es gab keinen Schmerz, keine Beängstigung, keine Atemnot – nur eben das Licht war aus. Als ich wieder bei Bewusstsein war, nach circa zwei Stunden, lag ich auf der Untersuchungsbank. Man machte mir eine intravenöse Injektion, und der Inspekteur war zugegen und bemerkte erleichtert: »Da ist er ja wieder!« Auch der Politoffizier und einige VP-Sani-Meister befanden sich im Raum.

Ich fühlte nichts außer einer hochgradigen Schwäche. Mein kräftiger VP-Meister hob mich wie ein Kind auf seine Arme, trug mich in unser Logis gegenüber, wo er mich auf mein Lager bettete und sorgsam zudeckte. Ich hätte eine Ohnmacht erlitten, möge ruhen, sagte man mir. Als bald schlief ich ein, wurde zu Mittag geweckt und bekam eine kräftige Brühe eingeflößt. Danach schlief ich bis zum Abend, wurde von meinem Team mit Essen versorgt, fühlte mich längst nicht mehr so schwach. Mein Wachtmeister habe mich mit knapper Not vor schwerem Schaden bewahrt, erzählten meine Männer. Ich sei so plötzlich hingeschlagen, dass er noch eben mich ergreifen und verhindern konnte, dass ich rückwärts mit dem Kopf an ein schweres Metallgerüst schlug, das im Arztraum stand für die großen Flaschen mit Desinfektionslösung und destilliertem Wasser.

Offenbar war es auf mich abgesehen in den letzten Tagen. Ich war noch zu matt, um mir Gedanken um mich zu machen. Sonst wäre mir eingefallen, dass ich nie in eine Ohnmacht gefallen war, außer bei handgreiflichen und gewichtigen Anlässen. Das hätte mir nahe gelegt, auch diese jetzige »Ohnmacht« als symptomatisch anzusehen, nach der Grundursache zu forschen. Doch daran dachte ich nicht.

Von diesem Tag weiß ich nur noch, dass nach 21.00 Uhr, als es schon dunkler wurde, der OvD mich aus dem Bett holte zur Untersuchung von drei Zugängen, die als verdächtig auf Diphtherie eingewiesen waren. Sie hatten aber nur schwere, eitrige

Anginen. Ich konnte die Rachenabstriche noch machen und vorschriftsmäßig in ihren Schutzröhrchen verpacken für das Hygieneinstitut. Die zwei Treppen wieder hinaufzugehen, fiel mir bereits sehr schwer. Ich musste vor Atemnot eine Pause einlegen. Mich krank zu melden, fiel mir nicht ein – meinen Arbeitsplatz wollte ich unter keinen Umständen aufgeben, etwa im HKH als Kranker liegen, mit der Aussicht, anschließend in der Zelle zu verkommen. Das hätte mich umgebracht. Ich muss wohl instinktiv gewusst haben, dass ich lebensbedrohlich erkrankt war. Aber auf die sehr einfache Diagnose, dass ich einen Herzinfarkt erlitten hatte, kam ich nicht.

Wieder im Bett, bekam ich einen hochgradigen Anfall von Schüttelfrost, der mich fast erstickte. Aber ein Schweißausbruch folgte ihm nicht, auch fühlte ich mich nicht fiebrig, konnte schließlich einige Stunden ruhen.

Was mich von mir gut ablenkte, war mein eben damals gereifter Entschluss, einen neuen Versuch zu machen mit der Entlassung der viel zu vielen Haftunfähigen, welche sicherlich ein Viertel bis ein Drittel unserer Krankenbetten okkupiert hielten. Auch hier hatte man mir gesagt, alle noch so gut und auch schlüssig begründeten Anträge auf vorfristige Haftentlassung aus Krankheitsgründen seien von der Oberbehörde abgewiesen worden. Man hatte schließlich resigniert. Beim Nachdenken darüber fiel mir ein, dass den ärztlichen Laien bei der Behörde mit ärztlichen Gründen natürlich nicht beizukommen sei. Aber sie würden anders reagieren, fände man ein politisches Dogma, das sie belasten würde, befolgten sie es nicht.

Ich suchte einige besonders typische Fälle von sicherem Haftvermögen heraus, erstellte für sie ein hieb- und stichfestes ärztlich-wissenschaftliches Gutachten, um nichts zu unterlassen. Diese Kranken waren aus verschiedener Ursache nervlich und kräftemäßig so herunter, dass sie völlig abgestumpft oder sonst nicht mehr im Besitz einer nur einigermaßen Verstandes- und Willensfunktion waren. Ich schloss die Gutachten fast gleichlautend etwa so: Der Begutachtete sei aufgrund seiner krankheitsbedingten und therapeutisch nicht beeinflussbaren Minderung seiner Geistestätigkeit nicht mehr in der Lage, den Sinn seiner Strafe zu verstehen, geschweige denn aus ihr Folgerungen zu ziehen für die angestrebte Wandlung seines Willens und die Umkehr vom Argen auf den guten Weg des nützlichen Staatsbürgers.

Da solches zu bewirken nach der Auffassung unserer »fortschrittlichen« Justiz der vorrangige Zweck jeder Strafe sein sollte, müsse der Fortbestand der Haft in diesem oben dargelegten Fall als eindeutiger Rechtsverstoß aufgefasst werden. Also müsse die Haft nach dem Fortfall ihres primären Zwecks aufgehoben werden, um nicht die Justiz selbst einen Rechtsverstoß begehen zu lassen, welcher der »fortschrittlichen« Definition vom Wesen der Strafe krass zuwiderlaufe.

Inspekteur, Politoffizier und Leitung Strafvollzug zeigten sich beeindruckt von dieser Beweisführung, gegen welche sie nichts einzuwenden oder vorzubringen hatten. Die Anträge wurden der Oberbehörde eingereicht, und nach relativ sehr kurzer Zeit kamen sie als positiv entschieden zurück: Die Kranken wurden unverzüglich aus der Haft entlassen. Ihre Dankbarkeit – soweit sie den Vorgang überhaupt noch wahrneh-

men konnten – war groß, und die Hoffnung blühte wieder auf bei vielen der mir Anvertrauten.

Ich selber hatte aber nicht viel von dem, was ich erreicht hatte. In den Nächten bekam ich die charakteristischen, sehr heftigen Schmerzanfälle und Atembeschwerden des an einem schweren Herzinfarkt Erkrankten – und als letzten Beweis am Tage fortschreitende Ödeme (wässrige Anschwellung infolge Kreislaufinsuffizienz) in den unteren Extremitäten bei nachlassender Urinausscheidung der mangelhaft durchbluteten Nieren. Das und das zunehmende Unvermögen zum Treppensteigen war mehr als genug, um zu wissen, wie es um mich bestellt war. Der Ordnung halber bat ich den dafür zuständigen VP-Oberkommissar der Röntgenabteilung, ein Elektrokardiogramm von mir anzufertigen, was er bereitwillig tat. Aber die Deutung desselben war Sache des beratenden Arztes von der Universität in Leipzig, der aber für einige Zeit verreist war.

Diese Nachricht war höchst unerfreulich und Anlass, sich auf den Tod im Gefängnis gefasst zu machen. In der Korrespondenz mit meiner Frau habe ich diese Zuspitzung nicht erwähnt, um sie nicht weiter zu beschweren. Zu ändern war nichts an der Lage, es sei denn, ich überlebte trotz allem, was so unwahrscheinlich war nach ärztlichen Erwägungen, dass auch keine Hoffnung mehr berechtigt blieb. Eines allerdings konnte ich tun – den Willen zum Leben behalten. Und dass er allein durchaus imstande ist, auch scheinbar völlig aussichtslose Erkrankungen zu überwinden, das hatte die Erfahrung mich so gut gelehrt wie dass der bestimmt erliegt, der sich selbst verloren gibt in einer unmittelbar vitalen Krise.

Daher blieb ich in der Arbeit, so schwer sie mir nun auch fiel, hatte auch nicht den Eindruck, dass sie sich qualitativ und quantitativ gemindert hätte, was auch für die Verpflichtungen als Chirurg galt. Einmal zu diesem Entschlusse gelangt, war meine Seele alsbald beruhigt, und ich kann nicht sagen, dass Angst, Verzweiflung, Unmut, gar Verbitterung sie berührt hätten. Das wäre das Ende gewesen, und was an mir gelegen war, sollte alles getan werden, um dem Herzen noch eine Chance zu geben.

Wie zur Demonstration dessen, was mir, blieb ich dennoch am Leben, hernach leicht zustoßen konnte, rief man mich just in jener kritischen Phase in den Nächten des Öfteren zu dem schon erwähnten Herzkranken aus Zwickau, der nach ungenügend behandelter Gesichtsrose so außerordentlich gefährdet war. Im Endergebnis hatte sein Herz die Überleitung der im Vorhofgebiet entspringenden Impulse für die reguläre Herzaktion und ihre Anpassung an die jeweiligen Erfordernisse eingebüßt, sodass es einen automatischen Rhythmus von unveränderlich 32 Herzschlägen in der Minute angenommen hatte. In der Ruhe kam der Organismus damit aus, war aber arbeitsunfähig im höchsten Grade.

Auch im tiefen Schlaf, wenn die Atmung oberflächlicher wurde, stellte sich das Herz nicht mehr auf erhöhte Leistung ein zum Ausgleich des Sauerstoffdefizits. Dann schien der Kranke zu sterben, und so rief man mich hinzu – meist gegen Mitternacht. Der Kranke sah aus wie ein eben Verstorbener: Kein spürbarer Puls, tiefe Bewusstlosigkeit, maximal erweiterte, auf Lichteinfall nicht reagierende Pupillen und nur in

langen Pausen einige tiefe, röchelnde Atemzüge, die dann auch aufhörten. Die Kunst des Arztes ist in diesen Fällen nahezu am Ende.

Vielleicht eine leichte Herzmassage mochte den Motor wieder anspringen lassen, aber eine unmittelbare Wirkung zeitigte auch diese nicht. Die Kranken in der Umgebung des Mannes waren hoch betroffen, und ich betrachtete dieses Memento mori nachdenklich, fragte mich, wo die Seele verweilen möge indessen und ob der leblos Erscheinende etwas erleben mochte und wenn ja, was. Nach einer sehr lang erscheinenden Phase von allenfalls zehn bis zwölf Minuten war das Leben in dem Körper wieder zu ahnen. Eine ganz leichte Rötung der Stirnhaut, ab und zu ein durch die magere Brustwand sichtbarer, zaghafter Herzschlag, ein kaum fühlbarer Puls ab und an am Handgelenk waren die ersten Anzeichen.

Die Pupillen verengten sich wieder, der Puls wurde besser fühlbar, eine enorm vertiefte, krampfartige, unheimlich röchelnde Atmung brachte dem kämpfenden Herzen etwas Sauerstoff, und nun ging es voran mit der physischen Wiedererstehung. Puls und Atmung hatten sich leidlich eingespielt, und der bessere Blutlauf befreite das Hirn aus seiner Lähmung. Auf einmal schlug unser armer Freund die Augen auf, blickte mich fest, aber noch gewissermaßen leer an. Um zu erfahren, ob er in seinem Zustand etwas erlebt oder verspürt habe, rief ich ihn an: »Wo kommst Du her?« »Aus der Hölle!« kam es mit hohler, lauter Stimme zurück, und schon saß er aufrecht, erkannte mich, war es zufrieden und fiel in einen ganz regulären Schlaf. Dabei schlug sein Herz wie gewohnt wieder seine eisern eingehaltenen 32 Schläge pro Minute – nicht einmal der Gang durch die Hölle hatte den vernichtenden Zwang dieses Automatismus durchbrechen können.

Für den erfahrenen Arzt ein menschlich hoch bewegendes, medizinisch schwer verständliches Erleben, und für die Laien der nahen Umgebung offensichtlich ein gespenstisches. Der OvD stand erstarrt wie ein Denkmal, und die Kranken sahen mich an, als sei ich ein Magier, der die Toten beschwören könne. Dabei war meine Rolle eine denkbar passive. Aber das brauchte ich denen nicht auseinander zu setzen, die es doch nie verstanden hätten, und für die es besser war, von ihrem Arzt ein falsches positives als ein korrektes negatives Vorstellungsbild zu besitzen. Zweifler sind schwer zu heilen, und auch in der Heilkunde ist es der Glaube, welcher manches Wunderbare bewirken kann – vorausgesetzt, es geschieht zudem alles, was die Kunst zu bieten hat.

Um das zu bemerken: Als ich noch sehr krank und gefährdet, aber wieder daheim war, ließ sich eine junge Frau nicht abweisen, berief sich bei meiner Frau auf meine Tätigkeit im Gefängnis. So ließ sie die Besucherin vor. Diese stellte sich sehr artig vor als die Braut jenes Mannes, meines gewesenen Patienten. Ihr Verlobter habe ihr nach der Haftentlassung so viel erzählt von meiner Tätigkeit unter den Gefangenen, sei mir im höchsten Maße dankbar gewesen für das, was ich an ihm getan habe. Daraus mag man entnehmen, aus welchem Stoffe der Ruf eines Arztes zuweilen gemacht sein kann. Die menschliche Anteilnahme hatte ausgeglichen, was mir zu tun in diesem Falle umständehalber versagt war. Er sei vor kurzem verstorben, berichtete die stille,

würdige Frau in Schwarz – eine einfache Arbeiterin – beiläufig, aber was für eine Frau und welch ein Charakter! Sie hatte sich völlig in der Gewalt, trat an mein Lager, dankte mir für alles, was ich für ihren Geliebten getan habe.

Ich habe dieses Schicksal hier vollständig angeführt, weil es mir angebracht erschien, nachdem eben dieser Mann uns immer wieder begegnet ist, auch wohl jeder erleichtert sein mag, den Leidenden im Frieden doch zu wissen. Das Menschliche, es hat wohl auch sein Recht in diesem Berichte.

Als ich nach der eben detailliert berichteten nächtlichen Szene mit dem Manne, der aus der Hölle wiederkam, nach mühsamem Aufstieg in meinem Bette wieder lag, in der tiefen Stille einer gloriosen Sommernacht, kam mir unversehens das Empfinden eines völlig sicheren Trostes, und diese gnädige Berührung brachte eine Wende dahin, dass kein Gedanke an mein Schicksal mich fortan bedrückte.

Der letzte Zweifel war abgeworfen, die Seele still und unverletzt – und von dieser Stunde an begann es nicht mehr schlechter zu werden mit meinem leiblichen Zustand. Er ist noch heute keineswegs behoben und zuzeiten ist es nicht sehr leicht, mit ihm zu leben. Aber dass ich – gut 15 Jahre danach – von alledem in Ruhe und innerem Frieden berichten kann, beweist, dass er weit besser geworden ist als es damals zu denken, geschweige denn zu erwarten war.

Ich kam auch mit der Arbeit wieder etwas leichter zurecht, weiß zum Beispiel noch von einem Fall aus jenen Tagen, dem eines jungen Bergarbeiters, welcher dem HKH gegen 23.00 Uhr im Sankra eingeliefert wurde nach einem schweren Arbeitsunfall. Ein Balken war ihm quer auf den Rücken gefallen. Danach konnte er die Beine nicht mehr bewegen. Ein Bruch der Wirbelsäule mit Verschiebung der Bruchenden der Wirbel und Beeinträchtigung des Rückenmarkes nach allen Anzeichen. Ein vom Bergbauarzt angefertigter und mitgesandter Röntgenfilm zeigte genau das Vermutete. Man hatte den Verletzten im Korridor vor dem Operationstrakt aufgestellt in Haus I, aber aus mir unbekanntem Grund nicht die Hausärzte zu ihm geholt, sondern mich, wie das bei chirurgischen Fällen des Öfteren der Fall war. Ich verbot, an dem gut auf der Trage gelagerten Kranken irgendetwas zu ändern, sie stehen zu lassen, bis das Weitere veranlasst sei.

Hier war nur eines wichtig: Den Mann unverzüglich in die hervorragende orthopädische Universitätsklinik in Leipzig zu bringen zur entsprechenden Behandlung. Zeit war nicht zu verlieren, so rief ich vom Vorbereitungsraum des Operationssaals – der Chefarzt war nicht erreichbar – den Anstaltsleiter an, welcher sich den Fall erklären ließ, trotz der späten Stunde sehr geduldig und ruhig. Er war sogleich auch der Überzeugung, der Verletzte müsse sofort in die vorerwähnte Klinik, bat mich zu versuchen, ein Bett für ihn dort zu bekommen, ihn hernach wieder anzurufen. Trotz der Opposition der VP bekam ich auf nachdrückliches Verlangen ein Telefonat mit der Klinik, deren Hauszentrale auf meinen Wunsch mich mit dem Direktor derselben verband, der mich natürlich kannte aus meiner vorherigen beruflichen Tätigkeit. Sofort und so vollkommen frisch meldete er sich, dass klar war, er hatte noch über der Arbeit gesessen.

Als ich meinen Namen nannte, ihn auf Wunsch wiederholte, rief er ungläubig: »Aber Herr Kollege, von wo rufen Sie denn an?« Ich gab den Ort an, und er atmete so scharf, als sei er mit der Hölle verbunden: »Aus dem HKH? Aber das ist ja ganz entsetzlich – Sie hier und so nah!? Ach, wie bedauern wir alle Ihr Geschick!« Ich bedankte mich, meinte, gar so arg sei es nun wieder nicht – ich sei als Arzt tätig, sogar um Mitternacht und brachte mein Anliegen vor. Er war sofort bereit, den Mann aufzunehmen, und er werde sich selber seiner annehmen, sobald er da sei. Wünschte mir alles Gute, und ich bedankte mich aufrichtig für seine Unterstützung. Ich rief den Anstaltsleiter wieder an, der inzwischen über ein Blitzgespräch mit der Oberbehörde den Verunglückten frei bekommen hatte.

So blieb nur noch, die Überweisung für die Klinik auszuschreiben. Ich ließ den Verletzten wieder einladen, gab dem Sankra-Fahrer die Anweisung, sich an der Pforte den Entlassungsschein für den Kranken geben zu lassen, ihn vorsichtig nach der Klinik zu fahren, wo er angemeldet sei. Dies alles hatte keine 30 Minuten gedauert. Nur ein Arzt, der Kliniker, der Anstaltsleiter und eine kompetente Stelle waren beteiligt – ein Beweis, dass es im Gefängnis sehr wohl praktisch und vorbildlich human zugehen konnte, ließe sich die Bürokratie ausschalten.

Am nächsten Morgen lobte mich der Strafvollzugsleiter für die klaren Direktiven in dem Fall, und ich sprach ihm meinen Dank aus für die Hauptleistung – den Mann sofort freizubekommen, der anders nie zu retten gewesen wäre. Nach mehreren Tagen kam ein Zwischenbescheid der Klinik: Nachdem man so rasch alles Erforderliche bei meinem Kranken habe tun können, sei der Verlauf ein glatter, und man halte die Prognose für günstig. Ein befriedigender Fall – ganz im Stil meines ärztlichen Lebens als Kliniker.

Am selben Morgen eröffnete mir der Inspekteur, ich sei auch ein ganz leidlicher Prophet: Es war gekommen nach meiner Prognose, und alle Hausärzte außer mir waren schon aus der Haft entlassen über eine unerwartete Amnestie. So saßen wir da: Das HKH voller Kranker und als einzige Ärzte der Chefarzt und ich mit dem angegriffenen Herzen! Zwar erboten sich alle unsere trefflichen beratenden Ärzte, nach Vermögen einzuspringen. Aber sie hatten ihre Arbeit an den großen Kliniken, konnten nur sporadisch kommen. Das HKH musste sehen, wie es fertig wurde.

Da auch die Hausärztin fort war, blieb die mit etwa 135 Kranken belegte Frauenabteilung verwaist. So übernahm ich sie mit, kam auch gut mit ihr zurecht, was mich selbst am meisten erstaunte bei meinem gesundheitlichen Zustand.

Als ich eines späteren Vormittages operiert hatte und an die andere Arbeit gehen wollte, traf ich vor dem Operationstrakt zusammen mit dem Beratungsarzt für Röntgenologie, der auch unsere Elektrokardiogramme auswertete. Er war in Begleitung des Chefarztes, und auch der Verbindungsoffizier vom SSD war dabei. Der Konsiliarius, ein großer, dem Humor stets offener Herr und hervorragender Kenner seines Gebietes, schwenkte den langen Streifen mit meinem Elektrokardiogramm: »Wo kommen Sie denn her? Nach dem EKG haben Sie doch wissenschaftlich keine Existenzberechtigung mehr – ein so Übles ist uns lange nicht vorgekommen!« Als ich sagte, ich hätte

operiert und ginge an die wartende andere Arbeit, schüttelte er den Kopf, sah mich ernst an: »Aber bitte eilen Sie nicht – Sie dürfen sich um keinen Preis hetzen!« Und gab mir die Hand.

Er hatte sehr Recht. Aber von Eilen war die Rede schon längst nicht mehr, dazu reichte es nicht, und ich kannte die Gefahr. Am selben Nachmittag sprach mich ein Schreiber vom Büro der Anstaltsleitung an, ein Gefangener, und berichtete diskret, ich käme sehr bald zur Entlassung – er habe die Gespräche darüber gehört, und es sei gewiss und fest abgemacht. Auf die Knastgerüchte konnte ich mich nie einlassen, und nun erst recht nicht, wo jede psychische Beunruhigung gefährlich sein konnte. Möglich war alles, und mit mir würde sich niemand einen üblen Scherz erlauben von den Gefangenen.

So wies ich das innerlich noch ab, machte meine Arbeit fertig, hatte auch eine leidliche Nacht, was immer das Beste war. Spät am Abend war ich noch einmal zu meinem schwersten Fall geholt worden – einem noch jungen, kräftigen Mann und gebürtigen Ostpreußen. Er war verloren und wusste es auch. Man hatte einen schweren Leberschaden zu spät erkannt und ihn eingeliefert. Nichts schlug mehr an bei ihm. Ich hatte einen evangelischen Geistlichen auf derselben Station als Patienten, bat ihn, dem Kranken den erwünschten geistlichen Trost zu bringen. Das tat er auch, nachdem ich ihm garantiert hatte, er werde deshalb keine Schwierigkeiten bekommen. Das konnte ich getrost versprechen, wie man denn aus der Kenntnis meines Zustandes mir nichts abgeschlagen hätte in weiten Grenzen.

Der Politkommissar hatte mir angeboten, was immer ich haben wolle, mir aus Meusdorf besorgen zu lassen über mein Konto, wovon ich aber keinen Gebrauch machte, weil ich nach nichts Verlangen hatte als nach Ruhe.

Am nächsten Morgen war mein erster Gang der zu dem Schwerkranken, der bereits moribund war aber vollkommen ruhig und ergeben. Sein Pastor saß bereits getreulich am Lager, wofür ich ihm dankte, und der Sterbende gab mir noch einmal die Hand.

Als ich wieder nach oben ging, teilte der Kaderleiter mir in seiner trockenen Art mit, ich sei auf Bewährung vorfristig aus der Haft entlassen und möge die Abreise vorbereiten – noch am heutigen Vormittag ginge ich heraus. Anschließend ließ der Inspekteur mich rufen, wünschte mir sehr herzlich Glück, und ich dankte diesem ausgezeichneten Arzt und Kollegen für alles, was ich im HKH an Gutem gehabt hatte. Die speziellen Verhältnisse verbieten, hier mehr zu sagen, als dass ich diesem vollkommen loyalen, wahrhaft humanen Mann samt meiner ganzen Familie bis heutigen Tages den ihm geschuldeten Dank nie vergessen habe. Unser Verhältnis blieb immer streng in den Grenzen von Disziplin und Reglement, und kein Mensch in Meusdorf hat mir unerlaubte Vergünstigungen gewährt, die ich ohnehin zurückgewiesen hätte. Aber das Entscheidende sind und bleiben immer die Imponderabilien, die tatsächliche Zusammenarbeit in der alltäglichen Praxis.

Die Eröffnung meiner Freisetzung brachte keine andere Reaktion in mir hervor als die der Beruhigung darüber, dass meine Familie es nun nicht zu erleben brauchte, mich im Gefängnis gestorben zu wissen. Bei den Kranken hatte ich nichts mehr zu

suchen, frühstückte in Ruhe, um den Tag besser zu bestehen. Doch war mir nicht wohl bei dem Gedanken, das gesamte HKH nun außer dem Inspekteur ohne einen Arzt zu wissen. Das durfte nicht sein vom ärztlichen Gewissen her. Daher ging ich noch einmal zum Inspekteur, bei dem ich auch den Politoffizier traf, bot an, noch solange hier zu bleiben, bis die Arztfrage gelöst sei – auf einige Wochen länger in Haft kam es mir nicht mehr an. Die Herren lobten diesen Entschluss, konnten aber darüber nicht selbst entscheiden, wollten sofort bei der maßgeblichen Stelle nachfragen. Ich möge auf alle Fälle meine Abreise vorbereiten.

Viel vorzubereiten hat ein Gefangener nicht. Bei den Effekten erhielt ich meine Kleidung in bester Ordnung wieder, auch die Aktenmappe nebst Inhalt, zog die gut ausgeruhte Uhr auf, die auch wieder sofort lief und noch heute vollkommen zuverlässig ihren Dienst tut und mich zuweilen an den Knast erinnert. Auch die Briefschaften waren unberührt, sodass ich alles quittierte nach der Verwandlung in den Zivilisten, ging weiter zur Kasse, um mir das Geld für die Heimreise mit der Eisenbahn geben zu lassen. Der Kassenverwalter überreichte mir überdies sehr feierlich einen Hundertmarkschein von meinem dank der Unterstützung meiner Frau recht guten Konto: »Das bekommen Sie, weil wir alle ein so gutes Vertrauen zu Ihnen haben! Vielleicht wollen Sie noch etwas einkaufen!«

Als ich auf den Korridor trat, wartete man bereits auf mich. Das zuständige Gericht, über welches ich lange vor Termin entlassen wurde,⁷⁵ sah sich aus Rechtsgründen nicht in der Lage, mich noch im HKH zu behalten. Also musste ich hinaus, ging ins Büro, wo mich zwei sehr freundliche und attraktive Oberkommissarinnen beglückwünschten und mir den Entlassungsschein aushändigten. Zu unterschreiben hatte ich lediglich die Verpflichtung, über das im HKH Erfahrene das ärztliche Berufsgeheimnis zu wahren. Das unterschrieb ich, habe es auch gehalten – auch im obigen Bericht, der streng nach den Grundsätzen ärztlicher Publikationen für wissenschaftliche Zwecke gehalten ist und keinerlei Rückschluss gestattet auf Personalien. *Omnia mea mecum portabam*⁷⁶ – in der Aktenmappe, einem Zwilling der Mappe des vorerwähnten Medizinstudenten bei dessen Abgang. Damit war ich entlassen und wurde von einer der Damen liebenswürdig zum großen Tor begleitet. Verabschieden hatte ich mich nicht können, weil mein Team an der Arbeit war, begegnete aber im Treppenhaus noch dem gesamten Sanitätspersonal.

Sie kamen aus dem Garten, und alle winkten mir zum Abschied freundlich zu, wie wir denn sehr gut miteinander in Meusdorf gearbeitet hatten. Durch eben dieselbe Tür, durch welche ich bei der Ankunft aus Zwickau das Haus I betreten hatte, ging es nun hinaus über den von der Sonne beschienenen Vorplatz zur Torwache, wo meine Begleiterin sich sehr nett verabschiedete. Am kleinen Tor reichte ich den Entlassungs-

⁷⁵ Joachim Granzow war zu 26 Monaten verurteilt worden, aber nur vom 17. Juni 1955 bis zum 19. Juli 1956 inhaftiert.

⁷⁶ All meinen Besitz trage ich bei mir.

schein als Ausweis in das Schalterfenster. Sofort kam man, öffnete, ließ mich hinaus über die steinerne Schwelle zur Freiheit, schloss sofort wieder zu.

Aus und gewesen meine Knastkarriere. Es war etwa 11.58 Uhr – so stand ich pünktlich auf der Straße, ein freier Mann, wenn nicht am Ende ein vogelfreier!

Weiteren Grübelns entthob mich ein sehr lieber Kollege, der mit dem Wagen auf mich gewartet hatte. Woher er Bescheid wusste, ist hier nicht zu erörtern. Er kam mir mit der größten Herzlichkeit entgegen: Ob ich wohl sein Gast sein möge bis zur Abfahrt meines Zuges am Abend? Seine Frau freue sich auf mich. Besser konnte es mir unmöglich geschehen, als über den toten Nachmittag so gütig geborgen zu werden. Dankbar, erleichtert stieg ich auf den Beifahrersitz. Der Gastfreund saß schon am Volant, und der Wagen zog an.

Meine letzte Diensthaltung war noch gewesen, den Totenschein für den Mann aus Ostpreußen auf Station auszustellen. Ein Arzt war sonst nicht zu bekommen, so tat ich es gern, stellte den eingetretenen Tod fest, bescheinigte, erfuhr vom Pastor noch, dass der Kranke schließlich ganz ohne Kampf verschieden sei, und so ruhig und still sah er nun auch aus, der in seiner Art Befreite.

Ich hingegen fuhr nun durch die sonnenheißen Alleen und Straßen, die wohlbekannten, lebte und hatte auf dieser Fahrt zum ersten Male das volle Empfinden, frei zu sein. Ein freundliches Wunder, an das ich gern denke, läuft die Erinnerung unversehens einmal dahin zurück.

Schon hielt der Wagen am Ziel – einer sehr behaglich aussehenden Villa in ruhiger Gartenlage. Die Dame des Hauses begrüßte mich völlig unbefangen, was eine Wohltat war.

Hier war ich geborgen, durfte zuerst etwas ruhen, wurde anschließend an eine sehr schön gedeckte Tafel gebeten mit der Gastgeberin – der Gatte war bereits wieder in seiner Praxis. Ein wenig absonderlich kam ich mir vor in der kultivierten Umgebung nach dem zünftigen Knastleben, fand es aber höchst erfreulich. Die leichte Mahlzeit war ausgezeichnet auf meinen Zustand abgestellt und eine große Erquickung nach dem ein wenig anstrengenden Vormittag. Hernach führte mich die ruhige, gütige und sehr liebenswürdige Gastgeberin in den großen schattigen Garten, und man sprach miteinander wie mit alten Bekannten. Zwischendurch konnte ich meine Frau antelefonieren, was das Allerbeste war, ihr den Zug mitteilen und sie bitten, mit dem Wagen mich an der Bahn zu erwarten. Man mag sich vorstellen, was dieses Gespräch über Wälder und Berge uns war – davon hier nichts weiter.

Der Tag war weit vorgeschritten, als der Hausherr von der Arbeit heimkehrte. Es blieb noch die Zeit für ein gutes Männergespräch und ein schon fast heiteres Abendessen. Dann war es Zeit für die Bahn. Nach Abschied und Dank an meine gütige Gastgeberin brachte der Kollege mich im Wagen durch die noch belebte Großstadt zum Bahnhof, wollte mich auch an den Zug begleiten bis zur Abreise.

Am Schalter reichte ich der jungen Dame meinen Entlassungsschein als Ausweis und Quittung für die Grundgebühr der Fahrtkosten. Sie ließ deutlich merken, was sie dachte, so gab ich ihr meinen Hunderter dazu und ersuchte um eine Fahrkarte erster

Klasse. Mein Gastgeber war rot vor Zorn über das schnippische Gesicht der Schönen am Schalter. Als sie meinen Wunsch begriff, machte sie, nun ebenfalls hochrot im Gesicht, »Pff! – ausgerechnet Sie wollen Erster!?« Ich musste lachen: »Aber gewiss – wenn Sie nichts dagegen haben!«

Sie warf mir Fahrkarte und Wechselgeld hin wie einem rühdigen Bettler ein schäbiges Almosen. Ich dankte für die besonders liebenswürdige Abfertigung, überließ sie dem Spott einiger zünftiger Kumpel, die sofort reagierten, auch einen Gehörigen in der Krone hatten. Der Zug war in der Holzklasse so überfüllt, dass ich hätte stehen müssen. So war meine Absicht, mir diese Reise etwas bequemer zu machen, nun auch sachlich-medizinisch voll begründet. Denn noch einige Stunden im von der Sonne stark aufgeheizten, übervollen Gang eines Waggons zu stehen, hätte das Herz nicht mehr mitgemacht. So aber bekam ich im fast leeren Abteil einen guten Fensterplatz, warf die Aktentasche auf den Sitz, stieg noch aus zu meinem Gastfreund und Beschützer. Es war noch etwas Zeit bis zur Abfahrt, sodass ich mich bedanken konnte für soviel vorsorgende Güte und Freundlichkeit. Diesen Dank wiederhole ich hier noch einmal nachdrücklich, auch im Namen meiner Frau.

Korrespondiert habe ich aus dem bekannten Grunde nicht mit den mir Befreundeten und Gutgesinnten, und ich bin gewiss, diese verstehen es ohne Kommentar!

Es war gegen 20.00 Uhr, und es wurde endlich etwas kühler – ein wunderbarer, hochsommerlicher Abend. Schließlich war es soweit. So stieg ich in das Abteil, winkte aus dem geöffneten Fenster noch dem freundlichen Gastgeber zu.

Bald war man aus der Stadt heraus, ein kühlerer Luftzug machte es angenehm im bequemen Abteil – Meusdorf war bereits versunken, und nun hatte sie endgültig begonnen, die Reise zu allem, was solange mir verborgen und um ein Haar bereits verloren gewesen war.

Aus dem fruchtbaren, tischebenen Land stiegen nach einer guten Stunde die ersten Hügel an, die Gegend wurde zerklüfteter und bunter, und als es schon fast dunkel war, war man in Zwickau, dem wohlbekannten mit dem alten Schloss und meinem »Freunde« Udo. Der Zug hielt dort etwa 30 Minuten, und als er stand, sah ich auf dem Bahnsteig zwei uns sehr nahe, befreundete Menschen, einen Arzt und seine Gattin. Einen schönen Blumenstrauß hielt diese für den Heimkehrer bereit, ich stieg aus, war wieder bei vertrauten Menschen, die meiner Frau in der schweren Einsamkeit ohne Menschenfurcht und treu beigestanden hatten. Ein Telefonat hatte ihnen meinen Zug mitgeteilt, und sie ließen es sich nicht nehmen, auf dieser Station meiner Heimkehr ihre Freundschaft zu bezeugen. Das war eine so unerwartete wie große Freude, an welche ich noch oft denke.

Kein Mensch stieg mehr ein in der herabgesunkenen Nacht, die voller Sterne war in der klaren Atmosphäre des nahen Gebirges. Weiter ging es, nun in die Berge mit schwarzen Wäldern, einem einsamen Dörflein zuweilen. Das Gelände stieg stetig an, und mit Getöse durchfuhr der Zug tiefe Felseinschnitte, dann wieder fast lautlos weitergleitend zwischen hoch ansteigenden Fichtenwänden. Dort oben hatte ich nach allen Wanderungen und Wirren seit 1944 noch einmal ein vollkommenes Heimatgefühl

gewonnen. Mein Empfinden auf jener Reise durch die schweigende Sommernacht mag nur dem verständlich sein, dem es so erging wie mir, und das will ich niemandem wünschen.

Im Seitengang des Wagens kam ein junger Soldat heran zur Ausweiskontrolle vor der Einfahrt des Zuges in den engeren Bereich meines Wohnortes, der unter besonderer Bewachung stand.⁷⁷ Sauber und nett sah er aus, stellte das Gewehr bei Fuß, las meinen Entlassungsschein, reichte ihn zurück und drückte mir lachend die Hand: »Da gratuliere ich aber, dass Sie wieder raus sind – und alles Gute weiterhin!« Das klang anders als das empörte Pff! des Schalterfräuleins in Leipzig und war mir ein Gruß der nahenden Heimat.

In Schleichfahrt ging es die letzte Strecke über klappende Weichen und wiegend in langer Kurve unter die Lichterreihe des unglaublich langen Bahnsteiges. Die Bremsen zogen mählich an, fast ohne Stoß hielt der Zug, und ich stieg aus, ließ die wenigen Menschen voranlaufen, ging langsam nach dem Ausgang hin. Dort stand eine einsame Frauengestalt, erkannte mich, schritt mir entgegen. Wortlos reichten wir uns die Hände, bedurften der Worte nicht, um das zu wissen, was die Herzen erfüllte unter dem hohen Himmel und der Pracht der Sterne bis herab auf unsere Berge ringsum.

Damit schließt mein Bericht, dem nur hinzuzufügen bleibt, was nötig ist, um zu verstehen, warum er in dem anderen, dem gütigeren Deutschland geschrieben wird.

Nach der Heimkehr wurde der Charakter meiner Herzerkrankung als einer unmittelbar und über längere Zeit lebensbedrohlichen noch klarer. Die ärztliche Leitung unseres großen Krankenhauses lehnte es ab, mir Hilfe angedeihen zu lassen, und die Hauptverwaltung der Sowjetisch-deutschen Aktiengesellschaft (SDAG) Wismut hielt den Zeitpunkt für eben recht, meinen bislang unberührten Einzelvertrag zu kündigen und zwar fristlos – obwohl das zuständige Berliner Ministerium mein Vertragspartner war. Aus der Haft wusste ich, dass bei entstehenden Schwierigkeiten für entlassene Gefangene der Staatsanwalt gehalten und befugt war, ihre Rechte zu vertreten.

Die weitere ärztliche Behandlung war vordringlich zu klären, weil der Internist und Chefarzt der Klinik Erlabrunn auch den anderen Ärzten untersagt hatte, mich zu behandeln. Auf die Meldung darüber sorgte der zuständige Staatsanwalt energisch für Abstellung dieses mir sonst nie bekannt gewordenen Zustandes, und ich bekam den Arzt meines Vertrauens, dem unser aller Dank gewiss ist, und dem es gelang, mir das Leben zu erhalten.

Wegen des gekündigten Vertrages war ich im ärgsten Stadium der Krankheit genötigt, nach Berlin zu reisen, um im Ministerium mein Recht zu suchen, das dort aber nicht zu finden war. Ein Erlebnis, das mich erneut hoch gefährdete.

Als das Ärgste überwunden war, informierte ich den Staatsanwalt über meine Lage. Er besuchte mich sofort, bestätigte meinen Anspruch als zu Recht bestehend, ließ den Leiter der Hauptverwaltung an mein Krankenlager zitieren, forderte von ihm auf der Stelle einen neuen, mich befriedigenden Vertrag und wartete, bis er ausgefertigt

⁷⁷ Es handelt sich um das Gebiet der Wismut-AG.

war, was keine halbe Stunde währte. In seiner Gegenwart wurde ein Vertrag auf Zeit unterschrieben, der mich sicherstellte für die – gut bemessene – Zeit, nach welcher nach aller Wahrscheinlichkeit ich wieder arbeitsfähig sein würde. Endlich bekam ich die zur Genesung unerlässliche Ruhe. Schon vor Ablauf dieser Frist hatte ich für meine Frau und mich eine durchaus angemessene Position erkundet, persönlich besprochen und in aller Form schriftlich verbindlich fixiert. Kurz vor dem Antrittstermin trat der Vertragspartner von seiner Unterschrift zurück. Die Begründung war eine Lüge, wie sich leicht objektivieren ließ und wurde gedeckt seitens der regionalen Oberinstanz. In der Folge habe ich bei weiteren sechs Bewerbungen stets dasselbe erfahren.⁷⁸ Meine Sozialversicherungskasse war abgelaufen, eine Rente erhielt ich nicht, weil ich arbeitsfähig war, und die mir aus Gründen ärztlicher Verdienste zugesprochene Sonderrente⁷⁹ wurde als integrierter Bestandteil meines Dienstvertrages deklariert und für hinfällig erklärt.

Bei einer persönlichen nochmaligen Vorsprache bei der Staatsanwaltschaft wurde mir das eindeutig bestehende Recht auf angemessene Arbeit amtlich bestätigt, jedoch mit dem Bemerkung, man habe keine Handhabe, es für mich durchzusetzen angesichts der Natur der widerstrebenden Instanzen. Um das klarzustellen: besagte Instanzen waren peripheren Charakters, was für mich die Sache nicht änderte. Aber vom zuständigen Berliner Ministerium war mir zu Beginn meiner Genesung sogar diese, jene gute Stellung angeraten worden, und von dort gingen diese Hemmnisse nicht aus. Ihr Ursprung – das wurde mir zweifelsfrei aus seiner nächsten Umgebung bestätigt – war der Hauptverwaltungsleiter der Wismut AG, der nicht lange danach in dem Nichts wieder verschwunden war, aus dem er gekommen war.

Damals aber, als ich Arbeit suchte und brauchte, war er in seinem Bereich ein mächtiger und gefährlicher Mensch. Obwohl ich keine Kollisionen mit ihm gehabt hatte, glaubte er offenbar, mich beseitigen zu müssen.

Ich bin, auch noch heute, überzeugt, dass ich an höchster Stelle⁸⁰ Unterstützung gefunden hätte und habe guten Grund für diese Annahme. Doch es war wie immer: »Rom ist weit – und der Papst ist fern«.

Und wie gefährlich es war, sich mit den Satrapen noch weiter anzulegen, war mit Händen zu greifen. So etwas hatte man auf der Staatsanwaltschaft bereits angedeutet.

Zwar hätte mich meine Frau in ihrer Position⁸¹ über Wasser gehalten und auch liebend gern.

⁷⁸ Möglicherweise wurden die Absagen auf Intervention des Staatssekretariats für Staatssicherheit erteilt. Akten darüber sind nach bisherigem Kenntnisstand nicht überliefert.

⁷⁹ Die Sonderrente war Bestandteil der Sonderverträge für Angehörige der technischen und wissenschaftlichen Intelligenz.

⁸⁰ Gemeint ist wahrscheinlich das Berliner Ministerium für Gesundheit, sein früherer Vertragspartner.

⁸¹ Sie arbeitete als Klinik-Ärztin.

Nunmehr aber trat hinzu, dass der Chefarzt – ebenderselbe, der mich ohne ärztliche Hilfe ließ – im Einvernehmen mit der Hauptverwaltung Zug um Zug die ärztlichen Arbeitsbedingungen für meine Frau schmälerte. Als diese interne Kampagne vor dem letzten Schritt stand, ihn schon befristet angekündigt hatte, war es nicht allein mehr unwürdig, sondern unmittelbar und hoch gefährlich, noch zu verweilen, wo man gesonnen war, uns beide zu »liquidieren«:

Bei Fortsetzung ihrer Arbeit als verantwortliche Ärztin unter besagten Bedingungen wäre zwangsläufig eine ständige und hohe Gefährdung auch der ihr anvertrauten Kranken eingetreten. Dies war die Entscheidung. Blieb sie an der Arbeit, so war es unerträglich, und man brauchte ihren Arbeitsbereich nur amtlich inspizieren zu lassen, um sie ebenfalls unter einem Vorwand in das Gefängnis zu bringen.

Ich besitze nachgerade jedes Schriftstück aus jener ganzen Zeit, habe es vorsorglich sichergestellt, sodass ich anhand einer lückenlosen, in meiner Hand befindlichen Dokumentation meinen Bericht schreiben konnte, an dem man fast selber irre werden könnte angesichts gewisser Dinge. In einer solchen Lage gibt es nur einen richtigen Weg: Alles zu verlassen, was ohnehin verdorben und nun gar voller neuer Gefahren für Freiheit und Leben ist. Denn das ist für Menschen unserer Art nicht zu trennen.

Niemand hat von unserem Entschluss gewusst, ein Ende zu machen mit dem Unzumutbaren und Unerträglichen und die DDR zu verlassen, denn wir wollten niemanden gefährden nach unserer Abreise dahin, wo wir angemessen, geachtet und so frei leben dürfen, wie unser Herz es wünscht und unsere Freunde es uns vergönnen.

Die Reise, ganz normal mit der Eisenbahn und vor aller Augen, war mit den uns wohlbekannten Gefahren verbunden. Unvergessen sind die Bilder, wie man an den Kontrollstellen die Unseligen, Unglücklichen herauszog und abführte, wir wissen es, wohin.

Uns hat niemand gefragt, keiner beanstandet. Und der Einzige, der genau wusste, wohin wir unterwegs waren – ein höherer Reichsbahnbeamter, der in unser Abteil im D-Zug von unseren Bergen hinunter zugestiegen war, trat kurz vor Leipzig, wo umzusteigen war, im Seitengang des Waggons an mich heran: »Machen Sie es gut!« Er hat uns nicht verraten, und das will ich behalten als den letzten, guten Eindruck von einer Reise, deren Ende ein neuer Anfang war für ein würdiges Leben.

Dokumente

Editorische Vorbemerkung

Die in den Originaldokumenten vorhandenen Rechtschreib- und Interpunktionsfehler wurden aus Gründen der besseren Lesbarkeit stillschweigend bereinigt. Gleiches gilt für kleinere Grammatikfehler. Die Schreibweise, auch der Abkürzungen, wurde generell den heutigen Duden-Regeln (neue Rechtschreibung) angepasst. Handschriftliche Einfügungen, Änderungen und sonstige Besonderheiten sind in den Fußnoten erläutert und, wo sich das aus Gründen der Klarheit verbot, im Text zusätzlich in eckige Klammern gesetzt. Hervorhebungen aller Art sind kursiv wiedergegeben. Inkonsistenzen bei Hervorhebungen und Einrückungen wurden bereinigt.

Namen und Orte wurden aus Datenschutzgründen entsprechend dem Stasi-Unterlagen-Gesetz anonymisiert.

Dokumentenverzeichnis

<i>Nr.</i>	<i>Titel des Dokuments</i>	<i>Seite</i>
1	Bericht über eine Unterredung mit dem Narkosearzt Dr. K. [Auszug] vom 8. Juni 1955	178
2	Schreiben der SfS-Zentrale in Berlin an die SfS-Verwaltung »Wismut« (W) vom 20. Juni 1955	180
3	Aktenvermerk über einen Treff mit dem GI »Tanne« vom 22. Juni 1955	181
4	Vernehmungsprotokoll des Beschuldigten Granzow, Joachim vom 24. Juni 1955	182
5	Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes« vom 26. Juni 1955	184
6	Bericht von dem GI »Tanne« vom 29. Juni 1955	185
7	Vernehmungsprotokoll des Beschuldigten vom 30. Juni 1955	187
8	Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes« vom 26. Juli 1955	190
9	Empfehlungsschreiben von Joachim Granzow für Rechtsanwalt Dankert zur Vorlage bei seiner Tochter Brigitte vom 11. Juli 1955	191
10	Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes« vom 26. Juli 1955	192
11	Auftrag für den GM »Johannes« von Juli 1955	193
12	Brief von Brigitte Granzow an ihren Bruder Hermann vom 15. Juli 1955	195
13	Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes« vom 26. Juli 1955	196
14	Forderung der SfS-Bezirksverwaltung Karl-Marx-Stadt, den Prozessbeginn zu verschieben vom 20. Juli 1955	198
15	Genehmigung zur Verschiebung des Prozessbeginns vom 20. Juli 1955	199
16	Sachstandsbericht vom 26. Juli 1955	200
17	Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes« vom 30. Juli 1955	202
18	Brief von Rechtsanwalt Dankert an Brigitte Granzow vom 1. August 1955	203
19	Handschriftlicher Aktenvermerk vom 18. August 1955	204
20	Brief von Gabriele Granzow an ihre Schwester Brigitte [Auszug] von August 1955	205

21	Schlussbericht vom 1. September 1955	208
22	Bericht des GM »Burmeister« [Auszug] vom 28. November 1957	209
23	Bericht vom 8. August 1959	210

8. Juni 1955

Bericht über eine Unterredung mit dem Narkosearzt Dr. K. [Auszug]¹

Am 7.6.1955 führte Unterzeichneter mit dem Obengenannten in der Poliklinik Schwarzenberg eine Unterredung durch; an der Unterredung nahm Gen[osse] Oberleutnant Brehmer teil.

Die Unterredung selbst wurde im Sprechzimmer des Obengenannten durchgeführt, ein Mithören durch andere Personen war nicht möglich.

Zu Beginn wurde mit dem Obengenannten über den Tod der Patientin G. gesprochen.² Er teilte hierzu mit, dass er auf Anordnung des Professor Dr. Granzow der Patientin eine Pantocainspritze verabreicht hat, welche notwendig war, da die Schnittentbindung vorverlegt werden musste. Obengenannter machte Prof. Dr. Granzow darauf aufmerksam, dass er diesbezüglich keine Erfahrung habe, Prof. Granzow blieb aber bei seiner Anordnung. Prof. Granzow sowie Obengenannter irrten sich in der Menge von 8 ccm. Die Schuld trifft also Prof. Dr. Granzow sowie den Obengenannten. Der Obengenannte wurde auch diesbezüglich gerichtlich vernommen, wo er den Sachver-

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 46–49. – *Vermerk*: Abteilung II (Spionageabwehr) der Verwaltung »W« (Wismut) des Staatssekretariats für Staatssicherheit (SfS), Karl-Marx-Stadt, 8.6.1955, Wol./Ir. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Wolter, Leutnant.

² Der Narkosearzt wirkte bei einer von Prof. Granzow geleiteten Operation mit, bei der die Patientin aufgrund einer krassen Überdosierung des Narkotikums starb. Diese Operation fand am 7. November 1954 statt. Die Angaben des Arztes gegenüber den Offizieren der Staatssicherheit waren in vielen Punkten unzutreffend. So war zum Zeitpunkt der Vernehmung nur ein Sohn im Westen, der zweite Sohn, Hermann, studierte an der Universität Leipzig und verließ erst nach der Verhaftung von Prof. Granzow die DDR. Wie Dr. Hermann Granzow dem Herausgeber mitteilte, fuhr sein Vater auch nur sehr selten nach Westberlin, keineswegs zum regelmäßigen Deviseneintausch. Die Tochter Brigitte in Heidelberg studierte dort seit 1946, war aber nicht beim US-Geheimdienst tätig. Die Angaben des Narkosearztes, dass er trotz erklärter mangelnder Erfahrung von Prof. Granzow angewiesen worden sei, die Narkose mit Pantocain vorzunehmen und dass der Operateur für die überhöhte Dosierung mitverantwortlich gewesen sei, ist nach Auffassung der Familie aufgrund der beruflichen Erfahrung von Prof. Granzow gerade auf diesem Gebiet auszuschließen und werde von den eingehenden Schilderungen widerlegt, die Frau Dr. Granzow später in einem Schreiben an Justizministerin Benjamin vom Verlauf der Operation gegeben hat, ebenso von den Gutachten der zum Prozess hinzugezogenen Professoren. Frau Dr. Granzow war ebenfalls Ärztin an der Klinik in Erlabrunn und bei der Operation anwesend. Wenn auch das vom Narkosearzt gegenüber der Stasi Behauptete in hohem Maße unzutreffend war, erschien es doch sinnvoll, dieses Dokument an den Beginn des Anhangs zu stellen, weil die Staatssicherheit die Angaben zum Anlass ihrer weiteren »operativen Maßnahmen« nahm. Entsprechendes gilt für das Dokument 6, S. 185.

halt genau schilderte. Nach der Darstellung des Obengenannten kann von einer bewussten fahrlässigen Tötung seitens des Obengen[annt] keine Rede sein.

[...] Als das Gespräch in politischer Hinsicht weiter geführt wurde, brachte er eine positive Stellungnahme gegenüber unserer Entwicklung zum Ausdruck. Er teilte weiterhin mit, dass er zurzeit an einer Forschungsarbeit tätig ist, welche internationale Bedeutung hat. Es handelt sich hierbei um Feststellung von Krankheiten im menschlichen Körper durch Elektronenendblitzfotografie. Im Rahmen dieser Forschungstätigkeit korrespondiert er mit Ärzten aus Westberlin, Westdeutschland sowie dem Ausland.

[...]

Er machte im weiteren Verlauf des Gesprächs konkrete Angaben über Prof. Dr. Granzow, welcher zurzeit als Leiter der Frauenklinik in Oberschlema tätig ist.

Er beschuldigt Dr. Granzow des Devisenschmuggels. Dem Obengen[annt] ist genau bekannt, dass Dr. Granzow jeden Monat in Westberlin Geld der Deutschen Notenbank in Westgeld umtauscht.

[...] Für seine Fahrten nach Westberlin benutzt Prof. Granzow einen Dienstwagen, mit diesem fährt er bis Berlin-Friedrichstrasse, dort verlässt er den Wagen mit dem Bemerkung »ich brauche den Wagen bis Abend nicht«. In vielen Fällen sagte er seinen Mitarbeitern, dass er mit der S-Bahn nach dem Krankenhaus Berlin-Buch weiterfahren würde.

Der Obengenannte berichtete weiter, dass zwei Söhne des Prof. Granzow in Westdeutschland studieren. Ein Sohn studiert in der Landwirtschaftlichen Fakultät in Bonn. Die Tochter von ihm wohnt ebenfalls in Westdeutschland und soll als Sekretärin beim englischen oder amerikanischen Geheimdienst tätig sein.

Der Obengenannte teilte hierzu mit, dass diesbezüglich der Kollege S. vom BBK³ Erlabrunn ebenfalls Angaben machen kann. Die Tochter hat Prof. Granzow aus Westdeutschland im vorigen Jahr besucht.

Obengenannter berichtete weiter, dass Prof. Granzow ein Gegner unserer Entwicklung ist und begründet dies wie folgt:

Im vorigen Jahr sollte eine Tuberkulose-Schutzimpfung vorgenommen werden, er sprach laufend gegen diese Impfung und erreichte schließlich, dass diese ungenügend durchgeführt wurde.

³ Bergbau-Krankenhaus.

20. Juni 1955

Schreiben der Sfs-Zentrale in Berlin an die Sfs-Verwaltung »Wismut« (W)¹

Alles Material über den im Betreff genannten G[ranzow] ist auf Anweisung des Gen[ossen] Generalleutnant *Mielke* sofort an die dortige Abteilung V zur weiteren Bearbeitung zu übergeben. Der uns übersandte Sachstandsbericht wurde der HA V zur weiteren Veranlassung übergeben.²

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bl. 52. – *Kopf*: Regierung der DDR, MdI, Sfs, Hauptabteilung II/2. – *Vermerke*: Gr./Ste., Tgb.-Nr.: II/2/317/55-310, PA-Nr. II/3609/55, an: Sfs, Verwaltung »W« Karl-Marx-Stadt, Abteilung II; Stempel: MfS/»W«, Tgb.-Nr. 891/55, weiter an: Wolter, 24.6.1955, betr.: Sachstandsbericht über Material des Prof. Dr. med. Granzow, Joachim; Bezug: Dort. Bericht vom 13.6.1955 des Genossen Leutnant Wolter. – Unterschrift: Leiter der Hauptabteilung II, i. A. Grünert, Major, handschriftlich gezeichnet: i. V. (Unterschrift nicht lesbar).

² Die Abteilungen V in den Bezirken und die Hauptabteilung V in Berlin (»Linie V«) waren die Vorläufer der späteren Abteilungen/Hauptabteilung XX und für die Kontrolle des Staatsapparates wie die Bekämpfung von politischer Opposition zuständig.

22. Juni 1955

Aktenvermerk über einen Treff mit dem GI »Tanne«¹

Beim Treff mit dem GI² »Tanne« am 21.6.1955 berichtete dieser über den im Betreff Genannten Folgendes:

GI »Tanne« kennt die Familie *Granzow* sehr gut und ist des Öfteren dort verkehrt. Bei festlichen Anlässen, wo er bei *Granzows* eingeladen war, erzählte ihm Prof. G[ranzow] persönlich, dass seine Tochter in Westdeutschland bei einer amerikanischen Dienststelle tätig ist.

Anlässlich der Einweihung des BBK Erlabrunn, wo das Krankenhaus den Namen »Hilde Benjamin«³ erhielt, war bei dem Bankett auch die Tochter des *Granzow* anwesend. Sie weilte zu dieser Zeit besuchsweise bei ihren Eltern in Erlabrunn. Die *Granzows* erzählten den Anwesenden nicht, dass ihre Tochter in Westdeutschland wohnhaft ist.

Der GI hatte den Auftrag, da er Fotospezialist ist, Aufnahmen von dem Bankett zu machen. Vor dem Fotografieren kam Frau Dr. *Granzow* zu dem GI und sagte ihm sinngemäß: »Meine Tochter dürfen Sie unter keinen Umständen fotografieren, denn sie ist bei einer amerikanischen Dienststelle beschäftigt.« Dieses sagte sie dem GI im Vertrauen.

Die Ausführungen der Frau Dr. G[ranzow] und von Prof. G[ranzow] kann der GI, wie er versicherte, beidnen.

Wie der GI weiter berichtete, soll die Tochter damals mit falschen Papieren in Erlabrunn gewesen sein.

Über diese Angelegenheit gibt der GI beim nächsten Treff einen schriftlichen Bericht.⁴

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 50. – *Vermerk*: Abteilung II/2, Karl-Marx-Stadt, 22.6.1955; betr.: Prof. Dr. Granzow. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Wolter, Leutnant.

² Der Narkosearzt war offenbar mittlerweile als GI (Geheimer Informator – gleichbedeutend mit den späteren Inoffiziellen Mitarbeitern [IM]) mit dem Decknamen »Tanne« geworben worden.

³ Die Klinik war nicht nach Hilde Benjamin, sondern nach ihrem verstorbenen Ehemann, Georg Benjamin, benannt worden.

⁴ Vgl. Dokument 6, S. 185.

24. Juni 1955

Vernehmungsprotokoll des Beschuldigten Granzow, Joachim¹

Geb. am: 14.8.1898 in Baersdorf Trach
 Beruf: O[rdentlicher] Prof[essor], Dr. med., zurzeit Chefarzt der Frauen-
 klinik Oberschlema
 wohnhaft: Erlabrunn – Krankenhaus der SDAG Wismut
 Staatsangehörigkeit: DDR
 Nationalität: deutsch
 Familienstand: verheiratet

Frage: Seit wann sind Sie als Arzt bei der SDAG Wismut tätig?

Antwort: Ich bin seit dem 1.1.1952 bei der SDAG Wismut als Arzt tätig. Bis März 1954 war ich Chefarzt der Fachabteilung Geburtshilfe im Bergbau-Krankenhaus Erlabrunn. Seit März 1954 bin ich leitender Arzt der Frauenklinik Oberschlema. Diese Tätigkeit führte ich bis zum Tage meiner Festnahme durch.

Frage: Wann und wie oft waren Sie in Ihrer Eigenschaft als Arzt der SDAG Wismut in Westberlin oder Westdeutschland?

Antwort: In Westdeutschland war ich nicht. Ich hatte aber des Öfteren in meiner Eigenschaft als Arzt der SDAG Wismut mit Behörden oder anderen Institutionen im Demokratischen Sektor² von Berlin zu tun. Insgesamt war ich circa zehnmal in Berlin beim Ministerium für Gesundheitswesen sowie beim Ministerium für Justiz. Bei diesen Fahrten suchte ich auch mitunter meinen Bruder [...] in Westberlin-Grunewald, Falberstr. [...] auf. Diese Besuche trugen nur familiären Charakter. Mein Bruder ist Verwalter der gesamten Kirchengrundstücke Deutschlands der evangelischen Kirche. Des Weiteren habe ich in Westberlin noch einen Schwager, [...]. Derselbe ist in Westberlin in der Bayernallee wohnhaft. Er ist Prof. für Bühnenbau. Andere Personen habe ich in Westberlin nicht aufgesucht.

Frage: Mit welchen Dienststellen kamen Sie in Westberlin in Verbindung?

Antwort: Ich kam in Westberlin mit keiner Dienststelle oder Behörde in Verbindung. Ich habe lediglich, wie schon erwähnt, meine Verwandten dort besucht.

Frage: Welche Verwandten und Bekannten haben Sie in Westdeutschland?

Antwort: Ich habe in Westdeutschland folgende Verwandte:

1. Granzow, Brigitte, geb. am 6.4.1926 in Breslau.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 53–55. – *Vermerk:* Abteilung II, Karl-Marx-Stadt, 24.6.1955, Beginn: 11.00 Uhr, beendet: 14.30 Uhr, vernommen und geschlossen. – Unterschrift: maschinenschriftlich gezeichnet: Prof. Joachim Granzow.

² DDR-offizielle Bezeichnung für den Ostsektor Berlins.

Sie lebt seit Anfang 1946 in Heidelberg. Sie ist geschieden, gegenwärtig studiert meine Tochter in Heidelberg Sozialökonomie. Die genaue Adresse meiner Tochter ist mir nicht bekannt.

2. *Granzow*, Peter, geb. im Dezember 1930 in Danzig.

Mein Sohn Peter wohnt in Godesberg und studiert in Bonn. Er will nach Abschluss seines Studiums Dipl.-Landwirt werden. Er ist circa seit 1947/48 in Westdeutschland.

Weitere Verwandte habe ich in Westdeutschland nicht.

Ich habe außerdem folgende Bekannte in Westdeutschland:

1. Prof. Dr. P., wohnhaft in Kiel. Er ist Direktor der Un[iversitäts]-Frauenklinik in Kiel.

2. Prof. Dr. N., wohnhaft in Frankfurt/Main. Er ist Direktor der Un[iversitäts]-Frauenklinik in Frankfurt/M.

Andere Bekannte habe ich nicht.

Frage: Welche Beziehungen haben Sie zu den angeführten Personen?

Antwort: Ich stehe mit meinen Kindern aus Westdeutschland in brieflicher Verbindung. Meine Tochter Brigitte war in den Jahren, wo ich bei der SDAG Wismut beschäftigt bin, circa zweimal in Erlabrunn zu Besuch. Zu beiden Besuchen war sie legal im Wismut-Sperrgebiet. Der letzte Besuch durch meine Tochter erfolgte im Dezember 1954. Zu dieser Zeit war auch mein Sohn Peter besuchsweise in Erlabrunn.

Mit dem Prof. Dr. P. und Prof. Dr. N. stand ich nur brieflich in Verbindung. Wir informierten uns von Zeit zu Zeit nur über wissenschaftliche Fragen.

Frage: Dem Untersuchungsorgan ist bekannt, dass Ihre Tochter, *Granzow*, Brigitte, mit ausländischen Dienststellen in Verbindung steht. Machen Sie darüber ausführliche Aussagen.

Antwort: Mir ist nicht bekannt, ob meine Tochter mit ausländischen Dienststellen in Verbindung steht. Sie hat mit mir darüber niemals gesprochen. Ich weiß lediglich, dass sie in Heidelberg Sozialökonomie studiert.

Ich habe das Protokoll selbst gelesen und unterschrieben.

Der Inhalt der Vernehmung entspricht in allen Teilen den von mir gemachten Angaben.

26. Juli 1955

Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes«¹

Mit »Johannes« wurde am 28.6.1955² ein Treff durchgeführt.

»Johannes« erklärte zu diesem Treff Folgendes:

Er hat zurzeit die Verteidigung eines Dr. *Granzow* übertragen bekommen, der wegen fahrlässiger Tötung in Verbindung mit Giftmissbrauch angeklagt werden soll.

»Johannes« hat in verschiedenen Gesprächen mit der Mutter und mit einem gewissen Dr. O. gehört, dass Dr. Granzow eine Tochter in Heidelberg hat, für die sich der amerikanische Geheimdienst sehr stark interessiert hätte. Diese Tochter würde mehrere Fremdsprachen beherrschen.

»Johannes« erhielt den Auftrag, mit der Ehefrau und mit Dr. Granzow selbst, unauffällig über diese Tochter zu sprechen und alles über sie Mögliche in Erfahrung zu bringen.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 16. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II, 26.7.1955, Hü./Ir., gef. Exemplare: 3. Verteiler: 1 x Leitung der BV, 2 x Berater, 1 x Akte. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Hüttner, Oberleutnant.

² Handschriftliche Eintragung des Datums.

29. Juni 1955

Bericht von dem GI »Tanne«¹

Die Familie *Granzow* hat zwei Kinder im Westen – einen Sohn, der Ökonomie studiert und eine Tochter, deren Tätigkeit nicht genau feststeht.

Es handelt sich um die Tochter und die Aussagen der Fam[ilie] *Granzow* bezügl[ich] der Beschäftigung ihrer Tochter. Ich² selbst bin oft bei der Fam[ilie] G[ranzow] zu einem Glas Tee oder Likör gewesen. Bei meinen Besuchen, der Zeitpunkt war vor der Auszeichnung vom Professor, erklärte Herr Professor wörtlich, seine Tochter im Westen habe eine Stelle bei der amerikanischen Besatzungsmacht inne und es sei schwierig aus diesem Grunde, sie hierher zu bekommen. Die Tochter war allerdings dann einmal später hier.

Am Abend des Banketts kam Frau Dora Gr[anzow] zu mir und sagte mir: »Ich möchte doch nicht Frau Justizminist[erin] Benjamin und ihre Tochter aus dem Westen auf ein Bild nehmen, da die Tochter unter anderem Namen hier sei und ihre Beschäftigung nicht angetan ist, um beide auf einem Bilde erscheinen zu lassen.«

Zu einem wesentl[ich] späteren Zeitpunkt kam mal Herr Prof. und erklärte, seine Tochter studiere jetzt im Westen, die Richtung allerdings gab er nicht bekannt, und sie bekäme auch ein schönes Stipendium.

Des Weiteren fiel auf, dass Prof. [Granzow] immer sein Gehalt und alle anderen Bezüge in Westmark umrechnete. Die Gründe sind mir allerdings nicht geläufig, die ihn immer dazu nötigten, alles in Westmark umzurechnen.³

Anlässlich einer Tagung in Berlin, wo er den Auftrag angebl[ich] hatte, ein Werk über die Geb[urts]hilfe zu schreiben aus allen Zeitabschnitten, erklärte er auch, wenn man ihm die Arbeit nicht mit einer angepassten Summe DM bezahlt, wird er dieselbe im

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bl. 68 f. – *Vermerk*: Bericht erhalten durch »Tanne« am 29.6.1955, Wolter. – F.d.R.d.A.: handschriftlich gezeichnet (nicht lesbar). Unterschrift maschinenschriftlich: Tanne.

² Der GI »Tanne« arbeitete als Arzt zusammen mit Prof. Granzow in der Klinik Erlabrunn und verabreichte bei der Operation im November 1954 die Überdosis des Narkotikums, die zum Tod der Patientin führte. Vgl. Dokument 1, S. 178. Auch diese Angaben des Narkose-Arztes trafen in verschiedenen Punkten nicht zu. So waren, wie Dr. Hermann Granzow dem Herausgeber mitteilte, die Kontakte seiner Familie zu diesem Arzt eher oberflächlich. Die Darstellung wurde dennoch dokumentiert, um deutlich zu machen, aus welchen Informationen sich das Bild der Staatssicherheit von der Familie Granzow zusammensetzte.

³ Solche Vergleiche waren in der DDR allgemein üblich, da die Grenze zu Westberlin noch offen war und die Möglichkeit bestand, Mark der DDR in DM (West) zu tauschen, was weit verbreitet aber verboten war.

Westen verlegen, denn dort bezahlt man anständig (Springer-Verlag)⁴. Er habe seine Beziehungen, dass das klappt. Das sind sinngemäß und nach Erinnerungen, wie sie mir noch geläufig sind, Äußerungen der Familie *Granzow*.

⁴ Gemeint ist der Wissenschaftsverlag Springer.

30. Juni 1955**Vernehmungsprotokoll des Beschuldigten¹***Granzow, Joachim*, Hans, Hermann

Geboren am: 14.8.1898 in Baersdorf Trach, Kreis Goldberg-Haynau

Beruf: Dr. med., Professor für Gynäkologie, zuletzt Chefarzt der SV
Wismut-Frauenklinik Oberschlema

wohnhaft: Bergbaukrankenhaus Dr. Georg Benjamin, Erlabrunn

Frage: Wie verlief Ihr Aufenthalt in Heidelberg im Sommer 1950?*Antwort:* Ich besuchte meine Tochter nach dem Aufenthalt bei meiner ehemaligen Patientin K. in München.

In Heidelberg kam ich am frühen Nachmittag eines Sonnabends des Juli 1950 – ein genaueres Datum kann ich nicht nennen, an. Meine Tochter und mein Schwiegersohn – von meiner Ankunft durch mich brieflich verständigt – holten mich vom Bahnhof ab. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Wohnung meiner Tochter und ihres Mannes, führten sie mich zu der Arbeitsstelle des Architekten bei dem mein Schwiegersohn neben seinem Studium beruflich tätig war.

Dort lernte ich den Architekten – seinen Namen habe ich vergessen – persönlich kennen. Mit ihm gemeinsam haben wir dann den Abend des Tages in einem Restaurant am Neckar verbracht. Diese Zusammenkunft trug einen persönlichen Charakter und ist vor meiner Ankunft in Heidelberg nicht festgelegt worden. Gegen 23 Uhr haben wir das Lokal verlassen, und der Architekt hat sich von uns getrennt.

In der späteren Zeit bin ich nie wieder mit ihm zusammengekommen. Ich habe in der Wohnung meiner Tochter übernachtet. Am anderen Morgen ging ich mit meiner Tochter – ihr Mann hatte bei dem Architekten zu tun – spazieren.

In der Nähe der Wohnung begegneten wir zwei weiblichen Personen, die meine Tochter begrüßten. Dabei stellte ich fest, dass diese englisch sprachen. Meine Tochter stellte mich vor und sagte dabei, dass ich zu Besuch weile und wir spazieren gehen. Einzelheiten des kurzen Gespräches verstand ich nicht, da ich sehr schlecht englisch spreche.

Frage: Was ist Ihnen über die Personen dieser zwei Frauen bekannt geworden?*Antwort:* Nach einigen Minuten haben wir uns voneinander getrennt. Aufgrund meiner Frage erfuhr ich von meiner Tochter, dass es sich um zwei Amerikanerinnen handle, die, ebenso wie sie, auf dieser Studentenhilfsdienststelle arbeiten. Die Art ihrer Tätig-

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bl. 82–85. – *Vermerk:* 2 Exemplare gefertigt, I. Ausfertigung, Karl-Marx-Stadt, 30.6.1955, Beginn der Vernehmung: 3.45 Uhr, Ende der Vernehmung: 12.00 Uhr. – Jedes Seitenende handschriftlich gezeichnet: Prof. Joachim Granzow. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Stellv. Abteilungsleiter (Unterschrift nicht lesbar), Oberleutnant.

keit ist mir nicht bekannt geworden. Ebenso habe ich ihre Namen nicht erfahren. Ich habe mich mit meiner Tochter nicht weiter über diese beiden Personen unterhalten und kann keine weiteren Angaben über sie machen. Ich erinnere mich jetzt aber, dass ich mit diesen zwei Frauen, entgegen meinen Aussagen dazu vom 28.6.1955, noch einmal zusammengetroffen bin.

Frage: Wann war das?

Antwort: Noch am gleichen Tag. Kurz nachdem wir uns getrennt hatten, ich ging mit meiner Tochter die Straße zum Neckar weiter, überholte uns ein Zivil-Personenwagen und hielt kurz vor uns an. In diesem befanden sich die zwei Amerikanerinnen. Von ihnen wurden wir eingeladen, im Wagen Platz und an der von ihnen geplanten Spazierfahrt teilzunehmen. Das haben wir getan. Wir fuhren etwa 40 Minuten neckaraufwärts, hielten bei besonders schönen Ausblicksmöglichkeiten und sind dann nach Heidelberg zurückgefahren.

Am Stadtrand überraschte uns ein Gewitter, und weil der Wagen ohne Verdeck war, kehrten wir in einer Gaststätte ein. Dort haben wir uns etwa eine halbe Stunde aufgehalten. Dann haben sich die zwei Amerikanerinnen verabschiedet und sind, mit mir unbekanntem Ziel, weitergefahren. Meine Tochter und ich sind in ihre Wohnung zurückgekehrt.

Frage: Sind zwischen Ihnen und diesen Amerikanerinnen Vereinbarungen getroffen worden?

Antwort: Nein. Zwischen uns wurden keine Vereinbarungen getroffen. Die auf der Fahrt und auch in der Gaststätte geführten Gespräche trugen allgemeinen Charakter.

Diese zwei Frauen fragten nach meinem Wohnort, meiner Tätigkeit, wie lange ich in Heidelberg bleiben wolle und wie mir die Gegend gefällt. Außerdem erfuhr ich, dass sie Deutschland für schön halten, in den USA es aber auch gut wäre, sowie ähnliche Dinge, die ich als reine Höflichkeitsformeln auffasste. Unser Gespräch war nicht sehr flüssig, da meine Tochter ständig übersetzen musste, denn weder die Frauen sprachen deutsch noch ich genügend englisch.

Frage: Wie haben Sie in der nachfolgenden Zeit zu diesen beiden Amerikanerinnen die Verbindung aufrechterhalten?

Antwort: Nachdem sie sich von uns getrennt hatten, ging ich mit meiner Tochter in deren Wohnung. Dort habe ich mich bis zum Abend aufgehalten und dann in einer unmittelbar in der Nähe der Wohnung sich befindenden Pension übernachtet. Am anderen Morgen ging ich wieder in die Wohnung meiner Tochter und habe mich dort bis zu meiner am Nachmittag erfolgten Abreise zu Prof. M. in Göttingen aufgehalten. Im Protokoll vom 28.6.1955 sagte ich irrtümlich aus, vor meinem Besuch in Heidelberg in Göttingen gewesen zu sein. Das stimmt nicht. Meine letzte Station in Westdeutschland ist Göttingen gewesen.

Mit den zwei Amerikanerinnen bin ich nie wieder zusammengekommen, habe auch in keiner anderen Weise Verbindung zu ihnen unterhalten.

Frage: Welche Verbindungen haben Sie zu Angehörigen imperialistischer Militärinstitutionen oder Geheimdienste?

Antwort: Eine solche Verbindung habe ich nie unterhalten. Ich stehe und stand auch nicht – meinem Wissen nach – mit Personen in Verbindung, die für solche Stellen tätig sind.

Ich habe dieses Vernehmungsprotokoll selbst gelesen.
Sein Inhalt entspricht in allen Teilen den von mir gemachten Aussagen.
Meine Worte sind richtig wiedergegeben.

26. Juli 1955

Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes«¹

Am 5.7.1955² wurde mit »Johannes« ein Treff durchgeführt und er berichtete, dass er mit Dr. Granzow gesprochen hat und dieser angeblich nichts davon weiß, dass seine Tochter irgendetwas mit dem amerikanischen Geheimdienst zu tun hat. Dr. Granzow war bereits deshalb einige Tage von der Staatssicherheit Wismut vernommen worden, jedoch ohne Erfolg. Mit der Ehefrau von G[ranzow] hat »Johannes« ebenfalls gesprochen. Diese erklärte ihm, dass die Tochter in Westdeutschland, obwohl sie noch studiert, einen guten »Job« hätte und auch ein eigenes Auto besitzen würde. Sie wäre schon einmal verheiratet gewesen, hätte jedoch ihren Mädchennamen wieder angenommen. Die Adresse lautet: Brigitte *Granzow, Heidelberg, Zähringerstr.* [...]

Zur Frage amerikanischer Geheimdienst erklärte Frau Granzow, dass ihr bekannt ist, dass ihre Tochter vor circa zwei Jahren vom amerikanischen Geheimdienst angesprochen wurde zu einer Mitarbeit, diese angeblich aber abgelehnt hat.

»Johannes« hätte, um das Vertrauen der Familie Granzow zu erreichen, sich angeboten, illegal einen Brief der Frau Granzow an Herrn G[ranzow] in die U-Haftanstalt einzuschmuggeln, weil Frau G[ranzow] ihm erzählt hatte, dass der erste Brief, den sie geschrieben hatte, nicht weitergeleitet wurde, weil er einige Beleidigungen unseres Staates enthielt. Frau G[ranzow] hat auch einen solchen Brief sofort angefertigt und »Johannes« übergeben. »Johannes« hatte diesen Brief bei sich, und er wurde von mir überprüft. Es waren darin nur allgemeine persönliche Dinge enthalten, die keine besonderen Rückschlüsse zuließen. »Johannes« soll diesen Brief auch an Granzow übergeben, damit dieser ebenfalls vollstes Vertrauen zu »Johannes« bekommt.

»Johannes« erhielt den Auftrag, von Frau G[ranzow] und ebenso von Herrn G[ranzow] sich eine Art Empfehlungsschreiben geben zu lassen, weil er angeblich nach Westdeutschland fahren muss in einer Dienstangelegenheit und bei dieser Angelegenheit seine eigene Absetzung nach Westdeutschland vorbereiten will. Zu diesem Zweck möchte er gern mit der Tochter von G[ranzow] sprechen, ob ihm diese nicht behilflich sein kann. Sobald er diese Empfehlungsschreiben hat, soll er bei uns anrufen und dann eine Fahrt nach Westdeutschland zu Brigitte Granzow vorbereiten.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 17. – *Vermerk:* BV Karl-Marx-Stadt, 26.7.1955, Hü./Ih., gef. Exemplare: 3. Verteiler: 1 x Leitung der BV, 1 x Berater, 1 x Akte. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Hüttner, Oberleutnant.

² Handschriftliche Eintragung des Datums.

Juli 1955

Empfehlungsschreiben von Joachim Granzow für Rechtsanwalt Dankert zur Vorlage bei seiner Tochter Brigitte¹

Meine liebste Brigitte!

Bitte vertraue Dich voll und ganz den Ratschlägen des Überbringers oder Übersenders dieser Zeilen, der Deine, meine und der ganzen Familie Sorgen zu treuen Händen übernommen hat und mein und Muttis ganzes Vertrauen besitzt. Zu wissen, dass Du das tust, wird mir eine sehr große Beruhigung sein und auch zu Deinem Besten dienen. Keine Sorgen um mich, ich werde mit guter Menschen Hilfe auch diese Krise überwinden können. Immer aber bleibe ich und bin in untrennbarer Liebe
Dein Vati

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 10.

26. Juli 1955**Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes«¹**

Am 13.7.1955² wurde mit »Johannes« ein Treff durchgeführt, wobei ihm der Auftrag, in Westdeutschland die Brigitte Granzow aufzuklären, eingehend erläutert wurde.

»Johannes« hatte einen Brief von der Mutter der Brigitte G[ranzow] erhalten und vom Vater einen kurzen Empfehlungszettel, in dem dieser die Tochter aufforderte, auf alle Vorschläge von »Johannes« einzugehen. Der Brief der Mutter enthielt ziemlich viele persönliche Dinge und unter anderem auch einige Angriffe gegen unseren Staat (siehe Anlage³). Er war nicht in dem Ton gehalten, wie es für unsere Zwecke gut wäre. Auch war die Empfehlung für »Johannes« ziemlich kurz und zum Teil unpersönlich gehalten. Dieser Brief wurde deshalb von mir eingezogen, und »Johannes« sollte der Brigitte G[ranzow] sagen, dass dieser Brief, den er ja verschlossen über die Grenze mitnehmen wollte, von der Grenzpolizei beschlagnahmt worden ist und eingezogen wurde. Freundlicherweise hat ihm der Grenzpolizist diesen Brief nochmals vorgelesen und »Johannes« sollte sinngemäß den Inhalt weitervermitteln.

Als Empfehlung reichte für unsere Zwecke das Schreiben des Vaters vollkommen aus. »Johannes« wurde angewiesen, sofort nach seiner Rückkehr die ihm bekannte Telefonnummer anzurufen.

¹ Ebenda, Bl. 19. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II, 26.7.1955, Hü./Ir., gef. Exemplare: 3. Verteiler: 1 x Leitung der BV, 1 x Berater, 1 x Akte. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Hüttner, Oberleutnant.

² Handschriftliche Eintragung des Datums.

³ Anlage fehlt in der Akte.

Juli 1955

Auftrag für den GM »Johannes«¹

Am 14.7.1955 fahren Sie nach Heidelberg und führen für das Staatssekretariat für Staatssicherheit folgende Aufträge durch:

1.) Nehmen Sie unauffällig mit der Brigitte *Granzow* Verbindung auf, und zwar unter allen Umständen so, dass andere Personen nicht merken, dass Sie aus der DDR sind. Sagen Sie ihr, dass Sie einen Brief von ihrer Mutter bekommen haben und Sie möchten mit ihr gern allein sprechen.

2.) Unterrichten Sie die Brigitte *Granzow* über den Stand des Vorganges gegen ihren Vater und sagen Sie, dass er wahrscheinlich eine Gefängnisstrafe bekommen wird. Sagen Sie ihr weiter, dass Sie mit ihrer Mutter gesprochen haben, dass Sie sich nach Westdeutschland absetzen wollen und deshalb dort eine gute Arbeitsstelle suchen. Die Brigitte *Granzow* soll Ihnen bei der Suche nach einer solchen Arbeitsstelle behilflich sein und wenn sie Ihnen eine gute Stelle vermittelt, können Sie durch Ihren Freund, der Staatsanwalt ist, ihren Vater freibekommen. Es soll aber eine gute Stelle sein, wo Sie mindestens ebensoviel Einkommen haben, wie in Ihrer gegenwärtigen Stellung. Wenn Ihnen die Brigitte *Granzow* dann eine gute Stellung anbietet, dann müssen Sie von ihr gewisse Garantien verlangen, damit Sie nicht die Freilassung erwirken und Sie bekommen dann diese Stelle nicht.

Bei diesem Gespräch müssen Sie, ohne deshalb auffällige Fragen zu stellen, feststellen, welche Tätigkeit die Brigitte *Granzow* ausübt und welche Verbindungen sie hat.

Wenn Sie feststellen, dass die Brigitte *Granzow* eine Tätigkeit ausübt, die für uns von Interesse ist oder über gute Verbindungen verfügt, dann machen Sie ihr noch folgenden Vorschlag:

Sagen Sie, es wäre natürlich besser, wenn sie selbst mit Ihrem Freund sprechen würde und ihm vielleicht ein Geschenk aus Westdeutschland mitbringt. Sie würden dann unauffällig die Zusammenkunft vermitteln können.

Wenn sie nicht nach der DDR kommen will, weil sie glaubt, dass über ihre Tätigkeit in Westdeutschland in der DDR etwas bekannt ist, dann sagen Sie, dass Sie mit der Mutter bereits gesprochen haben und diese auch sagt, dass in der DDR niemand etwas weiß und keine Bedenken für einen Besuch bestehen.

Sollte sie trotzdem ablehnen, dann müssen Sie mit ihr eine Möglichkeit festlegen, wie Sie sie jeder Zeit unauffällig wieder erreichen können.

Sagen Sie ihr besonders eindringlich, dass sie zu keiner Person über die besprochenen Dinge sprechen soll. Es besteht sonst die Gefahr, dass Sie und ihr Freund alles in der DDR verlieren würden. Sagen Sie, es gibt vielleicht in Westdeutschland Leute die für die DDR arbeiten.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 20 f. – *Vermerk*: Auftrag erarbeitet und handschriftlich gezeichnet: Hüttner, Oberleutnant.

Sollten Sie von Behörden oder Dienststellen irgendwie vernommen oder befragt werden, dann sagen Sie zu Ihrer Person alles wahrheitsgemäß und erzählen auch wahrheitsgemäß über das Gespräch mit Brigitte *Granzow*. Sagen Sie, dass dies ausschließlich Ihr rein persönliches Interesse ist und sprechen Sie keinesfalls über eine Zusammenarbeit mit dem Staatssekretariat für Staatssicherheit, auch dann nicht, wenn man es Ihnen auf den Kopf zusagen sollte.

Sie erhalten zu diesem Auftrag noch genaue mündliche Instruktionen.

Es wird vorgeschlagen, dem GI für die Durchführung des Auftrages DM 150,00 und WM 150,00² auszuhändigen.

² Die Währung der DDR wurde in diesen Jahren noch mit DM abgekürzt, erst später die offizielle Kurzform M eingeführt. Die Abkürzung WM ist ungewöhnlich. Sie steht für West-Mark, die Währung der Bundesrepublik.

15. Juli 1955

Brief von Brigitte Granzow an ihren Bruder Hermann¹

Nicht wundern! Bitte schicke den »Fragebogen« umgehend mit den Antworten zurück, die Du überhaupt geben kannst. Ich muss wissen, ob man sich auf besagten Herrn verlassen kann – er war früh bei mir, mit einem Brief von Vati (der unter Umständen unter Druck geschrieben sein kann). Mutters Brief hatte er im Kuvert – er wurde ihm an der Grenze abgenommen, da in Aktentasche.

Es handelt sich darum, ob ich eine gewisse Reise, die Vater nützen kann, unternehmen soll, oder ob ich selbst damit in Gefahr komme. (*Nicht* zu Behörden, sondern zu einem gewissen Privatgespräch mit einflussreicher Persönlichkeit). Es sollte natürlich niemand was sagen, sagte ihm aber, ich würde mich natürlich sichern durch Hinterlegung meiner Rückfahrdaten beim Anwalt und der Uni. Ihr werdet ja mit *niemand* sprechen. Bitte antwortet *sofort*. Es genügt normaler Brief, der mich Montag erreicht.

Seid nicht böse, wenn ich mich nicht über Eure Dinge unterhalte [...]

In Liebe, mit Grüßen an euch alle, Deine Brigitte.

P.S.: Vorsichtshalber Schnörkel auf Kuvert mit Klebestreifen!

1. Heißt Vatis Anwalt Herr Dankert, Bezirk Chemnitz?
2. [...]
3. Weißt Du, dass Mutti ihm von Deiner Flucht etwas gesagt hat oder nicht?
4. Hat Mutti ihn, Dankert, halb zufällig im Gefängnis kennen gelernt?
5. Hat er Vatis Urkunden in Verwahrung genommen?
6. [...]
7. Haben sie ihm zugegeben, dass ich schwarz in der Sperrzone war?
8. War der Verhandlungstermin ursprünglich auf 5.7. angesetzt und wurde dann verschoben?
9. Steht Vatis Bibliothek in Oberschlema?
10. Hat Frau Dr. Hilde B[enjamin] auf Mutters Bitte, ihr einen Anwalt zu benennen, einen harten, ablehnenden Brief durch ihr Büro schicken lassen?
11. Hat Vati durch den Anwalt Mutti vor Dr. M. warnen lassen?
12. Verhalten sich Dr. G. etc. ganz *abwartend*?
13. Ist K. frei, also nicht Zweitangeklagter, sondern Kronzeuge?
14. Hat Dankert wirklich *vollstes* Vertrauen der Eltern?

¹ Privatbesitz Dr. Hermann Granzow.

26. Juli 1955

Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes«¹

Am 18.7.1955 rief »Johannes« an und teilte mit, dass er zurückgekehrt ist. Es wurde sofort ein Treff mit ihm durchgeführt.

Dabei erklärte er Folgendes:

Er kam gegen 16.00 Uhr in Heidelberg an und suchte sofort² die Wohnung der G[ranzow] auf. Bereits an der Haustür traf er die G[ranzow] selbst, wie sie gerade das Haus verlassen wollte. »Johannes« kannte sie vom Bild her und sprach sie deshalb an. Die G[ranzow] war zunächst etwas erstaunt, als sie jedoch die Empfehlung ihres Vaters gelesen hatte, gewann sie sofort Vertrauen zu »Johannes«.

»Johannes« sprach in der festgelegten Form mit ihr, d. h. er sagte, dass er in der Lage ist, ihren Vater freizubekommen, wenn sie eine geeignete Arbeitsstelle für ihn beschaffen kann. Die G[ranzow] sagte darauf sofort zu und erklärte, dass sie gute Verbindungen zu einigen Industriellen hat und auch sehr gut bekannt ist mit dem größten Mannheimer Rechtsanwalt. Außerdem hätte sie noch gute Verbindungen zu den Kreisen Carlo Schmidts (siehe Bericht von »Johannes«).

Zur G[ranzow] persönlich hat »Johannes« festgestellt, dass deren Wohnung sehr einfach ist und sie erklärt selbst dazu, dass sie die meiste Zeit in der Universität arbeitet und nur nachts in der Wohnung schläft. Deshalb unterhält sie auch keine besonders große Wohnung.

»Johannes« hat beim Gespräch mit ihr festgestellt, dass sie über umfangreiche gute Verbindungen verfügen muss, denn sie erklärte beiläufig, dass es für sie kein Problem ist, für zwei Jahre zum Beispiel 5 000 DM Kredit zu bekommen. Sie selbst besitzt keinen Wagen, ist jedoch in der Lage, durch ihre Bekannten sofort einen solchen zu ihrer persönlichen Verfügung zu erhalten, wenn sie diesen benötigt.

Die G[ranzow] hat »Johannes« gegenüber zum Ausdruck gebracht, dass sie nach der DDR fährt, jedoch auch einige Sicherheitsmaßnahmen verlangt. Zu diesem Zweck soll »Johannes« über seinen angeblichen Cousin feststellen, ob gegen sie etwas vorliegt und wenn dies der Fall ist, will sie mit dem Ausweis ihrer Freundin Sybille S.[...] geb. B.[...], wohnhaft: Heidelberg, Neuenheimer Landstr. [...], Beruf: Schneiderin, geb. am [...] in Mannheim nach der DDR kommen. »Johannes« soll in diesem Falle die Aufenthaltsgenehmigung auf diesen Namen ausstellen lassen und an diese Adresse schicken. Außerdem will sie zu ihrer persönlichen Sicherheit noch einen Brief, in dem sie die Vorgänge schildern will, bei ihrem Rechtsanwalt in Mannheim hinterlegen.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 26 f. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II, 26.7.1955, Hü./Ir., gef. Exemplare: 3. Verteiler: 1 x Leitung der BV, 1 x Berater, 1 x Akte. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Hüttner, Oberleutnant.

² Wie Dokument 12, S. 195, zu entnehmen, fand der Besuch erst am Morgen des folgenden Tages statt.

Dieser Brief soll nach Ablauf von circa sechs Tagen der Presse übergeben werden, wenn sie nicht aus der DDR zurückkehrt.

»Johannes« hat bei der G[ranzow] besonders festgestellt, dass sie bereit ist, alles für ihren Vater zu tun, damit dieser nicht im Gefängnis sitzen muss. Sie hat »Johannes« gegenüber auch zum Ausdruck gebracht, dass ihr Vater nicht nach dem Westen gehen würde, weil sein Standpunkt schon immer gewesen ist, dass er nach dem Osten gehört, weil er aus dem Osten stammt.

Die G[ranzow] hat zur Bedingung gemacht, dass »Johannes« sie in Leipzig, wohin sie kommen will, empfängt und dort mit dem Staatsanwalt zusammenbringt. »Johannes« soll sie dann ebenfalls wieder zum Bahnhof zurückbringen.

»Johannes« hat ihr dazu erklärt, dass er damit einverstanden ist, jedoch am Gespräch mit dem Staatsanwalt nicht teilnehmen kann, weil er nicht so weit in dieser Angelegenheit verwickelt sein darf.

Es wurde festgelegt, dass »Johannes« von hier telefonisch Mitteilung erhält, wann die Fahrt nach Leipzig stattfindet.

20. Juli 1955

Forderung der SfS-Bezirksverwaltung Karl-Marx-Stadt, den Prozessbeginn zu verschieben¹

Von der Bergbau-Staatsanwaltschaft, Staatsanwalt Funk², wird der Vorgang gegen den Prof. Dr. Heinz-Joachim *Granzow*, geb. am 14.8.1898 in Baersdorf/Schlesien, zuletzt Direktor der Geburtenklinik Oberschlema/Erlabrunn, bearbeitet.

Der Termin zur Durchführung der Verhandlung gegen Granzow wurde von der Generalstaatsanwaltschaft, Staatsanwalt Müller, auf Dienstag, den 25. Juli 1955 festgelegt.

In der Zeit vom 26.–28. Juli 1955 sollen von der Abteilung II noch operative Maßnahmen in Verbindung mit der Tochter des Dr. *Granzow* in Leipzig durchgeführt werden.

Wir bitten deshalb die Leitung, zu veranlassen, dass der Prozess gegen Dr. *Granzow* um circa eine Woche bis 14 Tage verschoben wird.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 12. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II, 20.7.1955, Hü./Mo., gef. Exemplare: 2. An: Leitung der BV Karl-Marx-Stadt im Hause, betr.: Vorgang Granzow. Verteiler: 1 x Leitung der Bezirksverwaltung, 1 x Ablage. – Unterschrift: Leiter der Abteilung II, Gehlert, Hauptmann, handschriftlich gezeichnet: i. A. Hüttner.

² Erscheint in den Dokumenten auch als Funke.

20. Juli 1955

Genehmigung zur Verschiebung des Prozessbeginns¹

Bezug nehmend auf Ihr Schreiben teilen wir Ihnen mit, dass bei der Bergbau-Staatsanwaltschaft K[arl]-M[arx]-St[adt] der Termin zur Durchführung der Verhandlung in der Sache G[ranzow] vom 25.7.1955 bis auf weiteres vertagt wurde. Wir bitten Sie jedoch, uns mitzuteilen, wann Ihre op[erativen] Maßnahmen in Bezug des G[ranzow] abgeschlossen sind, um dem Gen[ossen] Staatsanwalt Funke² einen neuen Termin mitteilen zu können.

¹ Ebenda, Bl. 11. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II/5, 20.7.1955, Mi., gef. Exemplare: 2. An: Leitung der Abteilung II im Hause, betr.: Vorgang Granzow, Bezug: Ihr Schreiben vom 20.7.1955. Eingangsstempel: 27.7.1955, Tgb.-Nr.: 2519/55. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Mitmeier, Unterleutnant. Handschriftlicher Zusatz: Unbedingt: Wenn operative Arbeit abgeschlossen, dann Mitmeier davon in Kenntnis setzen!

² Erscheint in den Dokumenten auch als Funk.

26. Juli 1955

Sachstandsbericht¹

Am 4.7.1955 berichtete der *GM*² »Johannes«, dass er den Verdienten Arzt des Volkes, Prof. Dr. Granzow, zu verteidigen hat. Dr. Granzow soll angeklagt werden wegen fahrlässiger Tötung und Giftmissbrauch. Bei den Gesprächen mit der Frau von G[ranzow] und einem Dr. O., der in dem Krankenhaus Erlabrunn zusammen mit Dr. Granzow beschäftigt ist, stellte »Johannes« fest, dass die Tochter des G[ranzow], Brigitte Granzow, in Heidelberg wohnt und dort Beziehungen zu amerikanischen Geheimdienststellen unterhalten soll. In einem weiteren Gespräch sagte die Mutter, dass ihre Tochter vor circa zwei Jahren vom amerikanischen Geheimdienst zu einer Mitarbeit angesprochen wurde. Brigitte Granzow spricht fünf oder sieben Fremdsprachen.

»Johannes« erhielt deshalb den Auftrag, nach Westdeutschland zu fahren und die Brigitte Granzow unter einer Variante nach der DDR einzuladen. Zu diesem Zweck ließ er sich von der Mutter und von Dr. G[ranzow] selbst je ein Empfehlungsschreiben mitgeben, mit der Variante, dass er sich in absehbarer Zeit nach Westdeutschland absetzen will und ihm die Tochter bei der Suche nach einer Arbeitsstelle behilflich sein soll.

Beim Besuch in Westdeutschland stellte »Johannes« fest, dass die Brigitte Granzow über ziemlich gute Verbindungen zu Industriellen-Kreisen verfügen muss, und wie sie selbst angibt, hat sie gute Verbindungen zu den Kreisen Carlo Schmidts. Sie selbst studiert in Heidelberg Philosophie und Psychologie. Im Gespräch mit »Johannes« sagte sie ihm, dass sie bereits zweimal vom amerikanischen Geheimdienst vernommen worden ist und zwar zu der Zeit, als ihr Vater »Verdienter Arzt des Volkes« wurde. Man hat ihr den Vorwurf gemacht, dass sie im Auftrag der DDR sicher in Westdeutschland etwas tun würde. Man hat ihr vorgehalten, dass die Verleihung des Titels »Verdienter Arzt des Volkes« nicht nur allein aus fachlichen sondern aus politischen Gründen mit erfolgen würde, das heißt, Dr. Granzow würde rückhaltlos hinter der DDR stehen. Durch den Einfluss ihrer Bekannten hätten diese Belästigungen durch den Geheimdienst aufgehört.

Die Einladung nach der DDR erfolgte unter der Variante, dass »Johannes« die Brigitte Granzow mit einem ihm befreundeten Staatsanwalt in Verbindung bringen will, der in der Lage ist, ihren Vater wieder in Freiheit zu setzen. »Johannes« forderte dafür von ihr, dass sie ihm behilflich ist bei der Suche nach einer Arbeitsstelle, was sie ihm auch ohne weiteres versprach aufgrund ihrer guten Verbindungen.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 14 f. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II, 26.7.1955, Hü./Ih., gef. Exemplare: 2. Betr. GM »Johannes«. – Unterschrift: Einverstanden, Leiter der Abteilung II: handschriftlich gezeichnet: Gehlert, Hauptmann, Hüttner, Oberleutnant, genehmigt: Leiter der BV: Schneider, Oberst.

² Handschriftliche Eintragung.

Die Zusammenkunft zwischen dem Staatsanwalt und Brigitte Granzow ist für den 27.7.1955 – 16.00 Uhr – in Leipzig – Park-Hotel – vereinbart.

Es wird vorgeschlagen, dabei wie folgt zu verfahren:

1. Nachdem »Johannes« die Brigitte Granzow mit dem Staatsanwalt, als der sich Genosse Hüttner ausgeben soll, bekannt gemacht hat, muss von ihr in Erfahrung gebracht werden, zu wem sie über diese Dinge gesprochen hat. Dabei muss sie nochmals eindringlich darauf hingewiesen werden, dass dies eine äußerst vertrauliche Angelegenheit ist und sie darüber zu niemandem sprechen darf, damit der Staatsanwalt nicht gefährdet wird. Anschließend muss ihr der Stand des Vorganges gegen ihren Vater so erläutert werden, als ob sich seit einigen Tagen das Staatssekretariat für Staatssicherheit sehr stark mit diesem Fall befassen würde. Die Gründe hierfür sind wahrscheinlich, dass vermutet wird, dass es sich hier um eine Schädlingstätigkeit ihres Vaters handelt.

Aus diesem Grunde ist es für den Staatsanwalt deshalb sehr schwer, in das Verfahren so einzugreifen, dass Dr. Granzow aus der Haft entlassen werden kann. Der Staatsanwalt muss ihr deshalb den Vorschlag machen, dass sie selbst mit einem Beauftragten des Staatssekretariats für Staatssicherheit spricht. Der Staatsanwalt muss ihr erklären, dass es für ihn nicht schwer ist, eine Verbindung nach dort herzustellen, weil er wiederum einen Bekannten hat, mit dem über solche Dinge zu sprechen ist.

Wenn die Brigitte Granzow mit diesem Vorschlag einverstanden ist, dann wird sie mit dem Genossen Gehlert in Verbindung gebracht, der dann mit ihr offen auf unserer Linie spricht.

Das heißt also, wenn sie uns Material aus Westdeutschland liefert, soll ihr Vater freigelassen werden. Dabei ist es erforderlich, möglichst sofort Faustpfänder von ihr in die Hand zu bekommen.

2. Sollte die Brigitte Granzow mit dem Vorschlag des Staatsanwaltes nicht einverstanden sein und es ablehnen, mit dem Staatssekretariat für Staatssicherheit in Verbindung zu treten, dann kann sie ohne weiteres nach Westdeutschland zurückfahren, damit wir unseren *GM*³ »Johannes« nicht dekonspirieren.

Zur Durchführung dieser Maßnahme wird vorgeschlagen, dem Genossen Hüttner einen Ausweis als Staatsanwalt ausstellen zu lassen, auf einen anderen Namen, damit die ganze Angelegenheit als echt erscheint, wenn die Brigitte Granzow den Ausweis verlangen sollte. Dies ist von ihr durchaus zu erwarten, weil es sich bei ihr um eine sehr intelligente Frau handelt, die immer mit einer gewissen Rückversicherung handelt.

³ Handschriftliche Eintragung.

30. Juli 1955

Bericht über einen Treff mit dem GM »Johannes«¹

Mit dem GM »Johannes« wurde am 28.7.1955, 19.15 Uhr, ein Treff in Schwarzenberg durchgeführt.

»Johannes« teilte mit, dass von der Brigitte *Granzow* ein Brief eingegangen ist, den er uns übergab. In diesem Brief teilt die *Granzow* mit, dass es ihr im Moment nicht möglich ist zu kommen, weil sie schwer erkrankt ist. »Johannes« teilte dazu ergänzend mit, dass er vor zwei Tagen mit der Mutter der *Granzow* gesprochen habe und diese ihm ebenfalls einen Brief der *Granzow* zeigte. In diesem Brief schrieb die Brigitte *Granzow* sinngemäß das Gleiche. Die Mutter hat »Johannes« dazu erklärt, dass ihre Tochter an einem [...] leiden würde und dies wahrscheinlich die Ursache ihrer Krankheit ist.

»Johannes« erhielt den Auftrag, für die Brigitte *Granzow* einen Brief vorzubereiten, der ungefähr zum Inhalt hat, dass er mit einem Freund (gemeint ist der Staatsanwalt) gesprochen hat, dass das Verfahren im Moment nicht länger aufzuhalten ist, jedoch auch nach Abschluss noch eine Möglichkeit besteht, etwas für sie zu tun. Diese Dinge soll »Johannes« nur andeuten, weil die Brigitte *Granzow* über alles andere bereits mündlich von ihm orientiert wurde.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AP 300/61, Bl. 28. – *Vermerk*: BV Karl-Marx-Stadt, Abteilung II, 30.7.1955, Hü./Mo., gef. Exemplare: 3. Verteiler: 1 x Leitung, 1 x Berater, 1 x Akte. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Hüttner, Oberleutnant.

1. August 1955

Brief von Rechtsanwalt Dankert an Brigitte Granzow¹

Sehr geehrte Frau Granzow!

Ihren Brief vom 25.7.1955 habe ich erhalten. Ich bin betrübt, dass Sie so plötzlich krank geworden sind und wünsche Ihnen baldige Genesung.

Es ist schade, dass Sie zur vereinbarten Zeit nicht kommen konnten. Ich habe soeben mit meinem Freund gesprochen und dieser sagte mir, dass er den Termin höchstens noch bis [zum] 10. oder 12.8.1955 hinausschieben kann. Wenn Sie sich für Ihren Vater noch einsetzen wollten, müsste dies bis zu diesem Zeitpunkt geschehen, weil danach die Aussichten bedeutend geringer sind. Außerdem ist die Situation durch einige andere Umstände noch schlechter für Ihren Vater geworden. Mehr kann ich Ihnen brieflich nicht mitteilen, deshalb alles andere persönlich.

Ich werde selbstverständlich meine ganze Kraft einsetzen, die Angelegenheit zu einem erträglichen Ende zu bringen, aber besser wäre Ihre Unterstützung dabei.

Sollten Sie doch noch kommen, dann teilen Sie mir bitte nur Tag und Zeit mit, alles andere bleibt. Ich werde auch versuchen, dann meinen Freund zu dieser Zeit gleich mitzunehmen, damit alles bald erledigt werden kann.

Ich bitte Sie nochmals um strengste Diskretion und verbleibe

in vorzüglicher Hochachtung Ihr
O. D[ankert].

Entschuldigen Sie bitte diese Form, aber ich möchte auch hier diskret bleiben. Sie verstehen mich doch sicher?

¹ Ebenda, Bl. 29. – *Vermerk*: Karl-Marx-Stadt 1.8.1955.
Der Wortlaut des Briefes war mit der Staatssicherheit abgestimmt.

18. August 1955**Handschriftlicher Aktenvermerk¹**

Nach Rücksprache mit dem Behördenleiter der Bergbaustaatsanwaltschaft wurde festgestellt, dass der Prozess gegen Prof. Granzow am 5.8.1955 verhandelt wurde. Die Verhandlung wurde vertagt, die nächste Verhandlung findet voraussichtlich im Oktober 1955 statt. Der Granzow sitzt zurzeit in der U-Haftanstalt I ein. Der Grund der Vertagung des Prozesses ist ungenügende vorherige Untersuchung. Nach Rücksprache mit dem Gen[ossen] Major Lowtow und dem Abt.-leiter der Abt. II der Bezirksverwaltung wurde festgestellt, dass die Tochter des Prof. G[ranzow] von der Abt. II der Bez[irks]verw[altung] operativ bearbeitet wird.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 99. – *Vermerk*: Abteilung II/2, Karl-Marx-Stadt, 18.8.1955: – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Wolter, Leutnant.

August 1955

Brief von Gabriele Granzow an ihre Schwester Brigitte [Auszug]¹

Meine liebste Brigitteschwester,
wie froh bin ich, Dir von [West-]Berlin aus endlich einen Brief schicken zu können, ohne Umschreibungen und Chiffren, aus dem Du gescheit wirst. Ich will versuchen, mich kurz und präzise auszudrücken. Ich habe nun Gott sei Dank in Berlin alles erfahren, alle Gründe und Zusammenhänge. Wir wussten ja gar nichts und sind halt wieder beschwindelt worden. Mutti dachte *wirklich*, Du wärest krank geworden und [sie] war ganz am Überschnappen. Natürlich ist das längst überwunden, und wir müssen alle heilfroh sein, dass Du so und nicht anders entschieden hast.²

Nun will ich Dir aber die Verhandlung erzählen: Erst mal, dass Vati hundertprozentig ruhig war, nicht mal getickert³ hat, ganz bestimmt und doch zurückhaltend Rede und Antwort stand und am Schluss der dreizehnstündigen Verhandlung noch eine wunderbare Rede zu seiner Verteidigung halten konnte. Alle Anwesenden, außer Mutti und mir, haben dabei geheult. Die Richter merkten vielleicht zum ersten Mal, was für einen Menschen und Arzt sie da vor sich hatten. Man kann ja alles nicht so beschreiben im Brief – aber es war wirklich wie ein Wunder und ein ganz neuer, verklärter Mensch. Trotzdem sollte am nächsten Tage das Urteil verkündet werden. Der Staatsanwalt hatte zwei Jahre, zwei Monate Gefängnis beantragt.

Es kam anders; es wird ein Obergutachten eingeholt, den Todesfall betreffend. Der Staatsanwalt gab Mutti und mir zu verstehen, die bisherigen Gutachter kennen Vati ja alle, sie wären eventuell befangen, und das Gericht müsse sich davor sichern »im Interesse der Wahrheitsfindung«. Also ein unerhörter Affront gegen die drei bedeutenden Gutachter. Zwei bis drei andere Ärzte müssen nun gemeinsam das Obergutachten schreiben, vermutlich wird am 3. Sept[ember] spätestens der neue Termin sein.⁴ Angeblich steht oder fällt die Anklage mit diesem Obergutachten.⁵

¹ Privatbesitz von Dr. Hermann Granzow.

² Gemeint ist die mit vorgeschobenen Krankheitsgründen abgesagte Reise in die DDR, um die Rechtsanwältin Dankert gebeten hatte. Vgl. Dokumente 17, S. 202, und 18, S. 203.

³ Joachim Granzow hatte aus dem Ersten Weltkrieg einen gesundheitlichen Schaden zurückbehalten. Seine Gesichtsmuskulatur neigte in Momenten besonderer Anspannung zu nervösen Zuckungen.

⁴ Die nächste Verhandlung fand dann doch erst am 26.10.1955 vor dem Stadtgericht Karl-Marx-Stadt statt.

⁵ Wie Joachim Granzow in seinem Bericht erwähnt, fiel auch dieses Gutachten für ihn günstig aus.

Und Vati ist bis dahin weiter im Untersuchungsgefängnis! Einmal im Monat darf Mutti mit ihm 20 Minuten sprechen. Er darf nicht lesen, nicht schreiben⁶, kriegt keine Diät, einmal ein Essenpäckchen. Nächster Sprechtag (zweiter!) am 16. August, zwei Tage nach seinem Geburtstag. Und trotz dieser scharfen Haft war Vati so ruhig, so überlegen – Du kannst es Dir kaum vorstellen, wie ergreifend gerade das war – diese Gelöstheit und Würde.

Der Staatsanwalt und der Richter lenkten das ganze Verfahren in der unglaublichsten Weise, dennoch war der Verlauf so unerhört günstig für Vati, Gutachten und Zeugenaussagen entlasteten ihn völlig. Du kannst Dir die Stimmung der anwesenden Ärzte nicht kriegerisch genug vorstellen. Aber keiner störte den Verlauf der Handlung, so klug waren alle, die Öffentlichkeit der Verhandlung musste ja erhalten bleiben – für alle zur Warnung und Lehre.

Der Strafantrag schlüsselt sich folgendermaßen auf: 15 Monate für den Todesfall, sechs Monate für Devisenvergehen, fünf Monate für »Vergehen gegen das Opiumgesetz«. Sie hatten Vati, der zehn Tage beim SSD⁷ verhört worden war, nichts ausgesagt hatte, schließlich folgendermaßen erpresst: »Hier sehen Sie die Unterschrift von Ihrer Frau, sie hat alles zugegeben, wollen Sie, dass sie auch noch hinter Gitter kommt?« Das Protokoll, das über der Unterschrift stand, konnte er nicht sehen. Es war verdeckt. Da hat Vati zugegeben, dass er 2 100 [DDR-]Mark Onkel Muck gegeben hatte, damit er euch etwas zukommen ließe.⁸ Später habe er das Geld zurückbekommen. Da Onkel Muck ihn vor einer strafbaren Handlung schützen wolle, hatte dieser selbst euch etwas Geld geschickt. Doch die Tatsache, dass das Geld einige Monate dem Handel entzogen wurde und die Absicht, euch Geld zu schicken, weil Ihr so schwer krank ward und Peters Krankenhaus nicht bezahlt werden konnte, soll in so hohem Maße strafbar sein! [...] Weiterhin wurde die Anklage wegen Opium-Sucht fallengelassen. Vati hätte aber Lagerbücher gefälscht und das Vertrauen unserer Kumpel missbraucht, also wieder ein politisches Verbrechen begangen.

Der Rechtsanwalt konnte Ihnen diese Anklage restlos zerpfücken, da die Eintragungen bewiesen hatten, dass Vati nie Eintragungen überhaupt in Erlabrunn in Lagerbücher vorgenommen hatte. [...] Er plädierte auf Freispruch im Todesfall und der Giftgeschichte, beantragte unter Berücksichtigung des Motivs für das Devisenvergehen eine Geldstrafe. Soweit die nackten Tatsachen.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder man nimmt anständige Professoren, dann muss das Gutachten genauso ausfallen wie die anderen drei Gutachten, oder zwei bis drei Leute kriegen Parteauftrag, und dann fällt es eben anders aus. Man wird bald merken, wie der Hase läuft, wenn bekannt wird, wer die Obergutachter sind. Und da-

⁶ Die Lese- und Schreibmöglichkeiten waren sehr stark begrenzt, aber nicht völlig genommen worden. Vgl. dazu ausführlich den Bericht von Joachim Granzow.

⁷ Staatssicherheitsdienst.

⁸ Der in Westberlin lebende Onkel sollte die DDR-Mark in DM(West) tauschen und den im Westen lebenden Kindern zur Verfügung stellen.

nach muss man sich im Ganzen einrichten. Natürlich hat das Gericht sehr genau die empörte Reaktion der anwesenden Ärzteschaft vernommen, und es kann ja auch möglich sein, dass sie einen Freispruch vorhaben? Aber warum haben sie dann den Gerichtsgutachter, Dr. B., Zwickau, Verd[ienter] Arzt des Volkes, SED, der hundertprozentig für Vati und gegen Dr. K.⁹ eintrat, noch am selben Abend vor dem Parteigericht »zur Rechenschaft gezogen«? [...] Der Rechtsanwalt wurde bei derselben Instanz am nächsten Tag zur Verantwortung gezogen wegen der »unerhörten Stimmungsmache für einen Bürgerlichen, er müsse seine Fähigkeiten mal überprüfen lassen«. Sei Herr Dankert wie er sei – er hat Vati doll verteidigt und eine glänzende Verteidigungsrede gehalten – mögen seine Motive dabei auch egoistischer Natur gewesen sein. [...]

Ach, Brigitte, ich schreibe alles so nüchtern wie ich kann, denn wenn man seinem Gefühl nachgeben würde, könnte man sich gar nicht mehr halten. Mutti ist wieder ganz fest und ich auch, aber es ist doch alles furchtbar schwer. [...]

Wir sind jeden Tag gedanklich bei euch und sind voller Sehnsucht nach euch und nach Erlösung von dem Übel. Aber ich weiß auch, dass wir alle durchhalten können, wenn wir wollen und müssen, schon um dieses System zu überdauern. Mit den allerinnigsten Gedanken, Grüßen und Wünschen ...

⁹ Gemeint ist der Narkosearzt, der die Überdosis des Narkotikums gespritzt hatte, an der bei einer von Prof. Granzow geleiteten Operation die Patientin starb. Vgl. die Einleitung des Herausgebers. Dr. K. fungierte in dem Prozess als Hauptbelastungszeuge und arbeitete unter dem Decknamen »Tanne« für den Staatssicherheitsdienst. Vgl. Dokument 6, S. 185.

1. September 1955

Schlussbericht¹

Der obige Vorgang wurde am 15.6.1955 angelegt. Der Hauptbeschuldigte *Granzow* stand im Verdacht, Verbindung zu einem Geheimdienst zu haben. Der Verdacht wurde begründet, dass seine Tochter, welche in Heidelberg wohnhaft ist, bei einer amerikanischen Dienststelle arbeitet.

Der *Granzow* selbst wurde Mitte des Monats Juni 1955 wegen Verstoßes gegen den innerdeutschen Waren- und Zahlungsverkehr sowie wegen fahrlässiger Tötung auf Anweisung des Generalstaatsanwaltes inhaftiert. Eine feindliche Tätigkeit konnte ihm nicht nachgewiesen werden.

Seine Tochter, *Granzow*, Brigitte, geb. am 6.4.1926 in Breslau, zurzeit wohnhaft in Heidelberg, wird operativ von der Bezirksverwaltung Karl-Marx-Stadt bearbeitet.

Aus vorstehend angeführten Gründen macht es sich erforderlich, das Material an die Abteilung XII² ins Archiv abzulegen.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 100. – *Vermerk*: Abteilung II/2, Karl-Marx-Stadt, 1.9.1955, betr.: Ü.-Vorgang, Reg.-Nr. 184/55. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Wolter, Leutnant.

² Die Abteilungen XII waren jeweils für die Archivierung zuständig.

28. November 1957

Bericht des GM »Burmeister« [Auszug]¹

Prof. Dr. Joachim Granzow, Erlabrunn

Ich kenne G[ranzow] aus meiner Gefängniszeit in Zwickau. Als ich in der StVA Zwickau im Gesundheitswesen tätig war, kam G[ranzow] Anfang 1956 als Strafgefangenenarzt dort hin (er kam aus der UHA Karl-Marx-Stadt) und wurde dann nach einigen Monaten nach dem H[aft]K[ranken]H[aus] Meusdorf versetzt, angeblich weil sich der Chefarzt des HKH – VP-Inspektor Dr. ... als Gynäkologe qualifizieren sollte bzw. wollte – er wurde dann vorfristig aus der Haft entlassen – ungefähr vor 1½ Jahren – seitdem befindet er sich in Erlabrunn in seiner ehemaligen Wohnung – bis heute ist er immer noch ohne Arbeit. Frau Dr. Granzow arbeitet noch als Chefärztin der Haut- und Geschlechtskrankenabteilung des BAK².

G[ranzow] erzählte mir des Öfteren und das letzte Mal vor 3 Tagen im Kinosaal des Bergarbeiterkrankenhauses – dass er schon alles versucht hätte, eine Tätigkeit zu bekommen, aber bisher ohne Erfolg. Er war schon bei mehreren Bezirksstellen gewesen – auch in Berlin bei der Regierung, auch beim ZK der SED. Man hätte ihm Versprechungen gemacht, aber bis heute ist nichts von dem eingehalten worden.

Er sagt, dass es bestimmt irgendwelche »Leute« gäbe, die ihn nicht mehr hochkommen lassen wollen, er weiß nur nicht wer »derjenige« ist, oder wer »diejenigen« sind, die an seiner Untätigkeit Schuld haben. Er ist auch sehr erbost über Dr. I. – dies ist der ehemalige Chefarzt der Sozialversicherungskasse Wismut. Dr. I. hätte ihm angeblich seine »Inhaftierung mit versorgt«.

Bei der Unterredung sagte mir G[ranzow]: »Wenn ich keine Arbeit bekomme, und ich überlege es mir einmal ›anders‹, dann soll niemand kommen und mir sagen, warum ich das getan habe.«

Wie er mir erzählte, sollte er Chefarzt einer neuen großen Poliklinik im Kohlenrevier Borna werden. Dieser Klinik soll auch ein neues K[ranken]H[aus] mit 700 Betten angeschlossen werden. Daraus ist nichts geworden.

Granzow resignierte jetzt und versucht mit seiner Lage fertig zu werden.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AOP 217/55, Bd. I, Bl. 124. – *Vermerk*: Abschrift, Breitenbrunn, 28.11.1957. Handschriftlich: Leutnant Linde zur Kenntnis, 4.12.1957. – Unterschrift: maschinenschriftlich gezeichnet: »Burmeister«.

² Bergarbeiter-Krankenhaus.

8. August 1959

Bericht über einen Treff mit dem GI »Burmeister«¹

Am 7.8.1959 wurde mit dem GI »Burmeister« der vereinbarte Treff durchgeführt, zu dem er pünktlich erschienen ist.

Die Aufgabe war, bei diesem Treff seine Urlaubsfahrt nach Westberlin zu seinem Onkel durchzusprechen, um gleichzeitig die Brüder des republikflüchtigen Professors *Granzow* mit aufzusuchen und die Adresse des Professors *Granzow* in Westdeutschland in Erfahrung zu bringen.

Hiermit soll erreicht werden, unter der Legende des Aufsuchens *Granzows*, in Westdeutschland die anderen republikflüchtigen Ärzte des BAK Erlabrunn mit aufzusuchen, um zu überprüfen, welche Möglichkeiten einer Rückführung sind vorhanden.

Der GI erhielt folgende Instruktion:

Er fährt mit seiner Frau am Donnerstag, den 13.8.1959 mit seinen Kindern zu seinen Schwiegereltern nach Leipzig zu Besuch, lässt die bei seinen Schwiegereltern und mit der Frau am Freitag, den 14.8.1959 nach Berlin um seinen Onkel [...] zu besuchen.

[...] Zu dem Besuch bei Oberkommerzienrat *Granzow* erhielt er folgende Instruktion:

Hier soll er anführen, welches gute Verhältnis der GI mit dem Professor *Granzow* hatte, dass beide gemeinsam eingesperrt waren und er während der Haftzeit als Arzt-schreiber beim Professor tätig war. Auch nach der Haftentlassung er des Öfteren beim Professor zu Gast in Erlabrunn gewesen ist und mit den Familienverhältnissen eng vertraut ist.

Er kann darauf eingehen, dass es ihm nicht verständlich ist, dass der Professor noch nichts von sich hören ließ und er doch gerne wissen möchte wie es ihm jetzt geht und diesbezüglich gerne schreiben würde, er hat aber keine Adresse und bittet daher, ob er sie nicht erhalten könnte.

In beiden Fällen soll der GI sich der Situation in politischer Hinsicht anpassen, um möglichst viel über die politische Einstellung und über Verbindungen dieser Personen in Erfahrung zu bringen. Sollte man ihm das Angebot von irgendeiner Seite machen, in Westberlin zu bleiben, soll er nach den Garantien, die man ihm bieten kann, fragen und sich Bedenkzeit erbitten, denn er hätte sich hier eine gute Wohnung eingerichtet und würde das nicht gerne im Stich lassen. Er hätte auch einigermaßen sein Auskommen, wenn er sich auch einschränken müsste und nicht im Überfluss lebt, steht er doch in einer ungekündigten Stellung.

Der GI war mit dieser Instruierung vollkommen einverstanden und sagte hierzu, dass die Aufgabe in dieser Hinsicht zu lösen ist.

Weiter wurde dem GI erklärt, dass er keine Einkäufe in Westberlin machen darf, um nicht irgendwelchen Streifen aufzufallen oder gar Bestrafungen ausgesetzt zu werden.

¹ BStU, MfS, BV Chemnitz, AIM 211/73, Bd. II, Bl. 36 f. – *Vermerk*: Johannegeorgenstadt, 8.8.1959. – Unterschrift: handschriftlich gezeichnet: Ehmig.

Dem GI wurde klar gemacht, dass er sich keinerlei Aufzeichnung machen darf, um nicht Gefahr zu laufen.

Der GI sagte, dass er dies voll und ganz einsieht, und wenn er doch mit seiner Frau fährt, ist dies vollkommen harmlos und wird in keiner Weise Verdacht erregen.

Der nächste Treff wurde für den 29.8.1959 vereinbart, da der GI nach seinem Berlin-aufenthalt erst noch einige Tage in Leipzig bei seinen Schwiegereltern bleibt.

An diesem Treff nahm der Gen[osse] Franke teil, der in meiner Abwesenheit die Treffs durchführen wird.

Chronologische Daten

14. August 1898	Joachim Granzow wird in Baersdorf Trach (Schlesien) geboren
1916 bis 1918	Kriegsdienst, Kompaniechef
1939	Direktor der Staatlichen Frauenklinik Danzig-Langfuhr
1940	Ordentlicher Professor in Danzig
1944	Chefarzt Krankenhaus-Sonderanlage Neu-Zarnow (Oder)
Anfang 1952	Leiter Abteilung Geburtshilfe und Frauenheilkunde im Bergbaukrankenhaus Erlabrunn (Sachsen)
11. Dezember 1953	Prof. Granzow wird von der DDR-Regierung als »Verdienter Arzt des Volkes« ausgezeichnet
März 1954	Prof. Granzow übernimmt zusätzlich die Leitung der neu eingerichteten Frauenklinik in Oberschlema (Sachsen)
7. November 1954	Todesfall bei einer von Prof. Granzow geleiteten Operation
7. Juni 1955	Offiziere der Staatssicherheit befragen den an der Operation beteiligten Narkosearzt
nach dem 7. Juni 1955	Die Staatssicherheit legt einen Überprüfungsvorgang zu Joachim Granzow an
10. Juni 1955	Prof. Granzow informiert erneut den Generalstaatsanwalt der DDR über den Unfall vom 7. November 1954
17. Juni 1955	Verhaftung am Arbeitsplatz und Inhaftierung in der Untersuchungshaftanstalt der Volkspolizei, Karl-Marx-Stadt
21. Juni 1955	Das Staatssekretariat für Staatssicherheit wirbt Joachim Granzows Rechtsanwalt als inoffiziellen Mitarbeiter »Johannes«
Ende Juni 1955	Mehrstündige Vernehmungen in der Untersuchungshaftanstalt der Staatssicherheit, Karl-Marx-Stadt

13. Juli 1955	Stasi beauftragt »Johannes«, Joachim Granzows Tochter Brigitte in Heidelberg zu besuchen. Ziel: spätere Anwerbung als Agentin
15./16. Juli 1955	»Johannes« in Heidelberg. Er lädt Brigitte Granzow zu einem Besuch in die DDR ein, vorgeblich, um ihrem inhaftierten Vater zu helfen
18. Juli 1955	»Johannes« erstattet der Stasi zuversichtlichen Bericht über den Besuch in Heidelberg
20. Juli 1955	Gerichtsverfahren gegen Joachim Granzow wird auf Wunsch der Stasi verschoben
26. Juli 1955	Beschluss der Stasi: Brigitte Granzow soll bei ihrem Besuch die Freilassung ihres Vaters in Aussicht gestellt werden, wenn sie sich zur Informationslieferung bereit erklärt. Brigitte sagt den Besuch jedoch kurzfristig ab
5. August 1955	1. Verhandlung im Prozess gegen Joachim Granzow vor dem Stadtgericht Karl-Marx-Stadt. Hauptanklagepunkt: fahrlässige Tötung
26./27. Oktober 1955	2. Verhandlung und Verurteilung zu 26 Monaten Gefängnis
Ende 1955	Verlegung des Verurteilten aus der Untersuchungshaftanstalt der Volkspolizei in Karl-Marx-Stadt in das Zuchthaus Zwickau
17. Mai bis 19. Juli 1956	Fortsetzung der Haft als Arzt im Haftkrankenhaus Meusdorf
19. Juli 1956	Haftentlassung
April 1958	Flucht mit Ehefrau und Sohn Christof in die Bundesrepublik
Dezember 1979	Joachim Granzow verstirbt, sechs Jahre später auch seine Ehefrau

Abkürzungen

Abt.	Abteilung
AIM	Archivierter IM-Vorgang
AOP	Archivierter Operativer Vorgang
AP	Allgemeine Personenablage
BAK	Bergarbeiter-Krankenhaus
BBK	Bergbaukrankenhaus
BV	Bezirksverwaltung
BZV	Bezirksverwaltung (ungebräuchlich)
CIC	Counter Intelligence Corps der USA
F.d.R.d.A.	Für die Richtigkeit der Angaben
Gen.	Genosse
GI	Geheimer Informator
GM	Geheimer Mitarbeiter
HA	Hauptabteilung
HKH	Haftkrankenhaus
HO	Handelsorganisation
KH	Krankenhaus
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
Kripo	Kriminalpolizei
KZ	Konzentrationslager
Lkw	Lastkraftwagen
Ltg.	Leitung
MdI	Ministerium des Innern
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
NS	Nationalsozialismus
NVA	Nationale Volksarmee
OdF	Opfer des Faschismus
OvD	Offizier vom Dienst
Pkw	Personenkraftwagen
Reg.-Nr.	Registrier-Nummer
Sankra	Sanitätskraftwagen
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SDAG	Sowjetisch-deutsche Aktiengesellschaft
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SfS	Staatssekretariat für Staatssicherheit
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SSD	Staatssicherheitsdienst der DDR, synonym zum nationalsozialistischen SSD gebraucht

StGB	Strafgesetzbuch
STVA	Strafvollzugsanstalt
SV	Sportverein
SVK	Sozialversicherungskasse
Tbc	Tuberkulose
Tgb.-Nr.	Tagebuch-Nummer
UHA	Untersuchungshaftanstalt
U-Haft	Untersuchungshaft
VEB	Volkseigener Betrieb
VP	Volkspolizei der DDR
ZK	Zentralkomitee